

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2008

Wege in die Moderne

Reiseliteratur von
Schriftstellerinnen und Schriftstellern
des Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (Luxemburg), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Gustav Frank (Nottingham) Martin Friedrich (Wien), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Harro Müller (New York), Maria Pormann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2008
14. Jahrgang

Wege in die Moderne
Reiseliteratur von
Schriftstellerinnen und Schriftstellern
des Vormärz

herausgegeben von
Christina Ujma

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1
mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt.
Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht
mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2009
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-728-2
www.aisthesis.de

Inhalt

I. Schwerpunktthema: Reiseliteratur des Vormärz

Christina Ujma (Berlin)

Wege in die Moderne

Reiseliteratur von Schriftstellerinnen und Schriftstellern des Vormärz 13

I. Revolutionierung des Reisens

Christoph Schmitt-Maaß (Halle/S.)

„Nach der Freiheit Paradiesen / Nehmen wir den raschen Zug“ (Lenau)

Dialektik der Bahnreise im Dienste von Freiheit, Demokratie

und Militärstrategie – Wahrnehmungen durch und Auswirkungen

auf die Poetologie der Vormärz-Literatur 31

Jenny Warnecke (Freiburg)

Die Eisenbahn: eine zugkräftige Metapher der Revolution von 1848

in Louise Astons Roman *Revolution und Contrerevolution* (1849) 45

II. Reisen, Leben, Schreiben

Karin Baumgartner (Salt Lake City)

Das Reisehandbuch als weibliche Auftragsarbeit im Vormärz:

Helmina von Chézys *Gemälde von Heidelberg* (1816)

und *Norika* (1833) 57

Beate Borowka-Clausberg (Hamburg)

„Ich reise um zu leben.“

Ida Gräfin Hahn-Hahns literarisierte Lebensfahrt mit Kalesche

und Eisenbahn 69

Ulrike Stamm (Berlin)

Therese von Bacheracht: Eine Reisende des Vormärz

zwischen Engagement und Sentiment 81

Christiane Schönfeld (Galway)
Malwida von Meysenbug's Journey into Nachmärz
Political and Personal Emancipation in *Eine Reise nach Ostende* (1849) 93

III. Frankreichreisen zwischen Kunstsalon und Lebenskunst

Friderike Kitschen (Paris)
„Chiaroscur-Gemähde“
Berichte deutscher Reisender aus dem Pariser Kunstleben 1830-1854 105

François Melis (Berlin)
Friedrich Engels' Fußwanderung von Paris nach Bern im Herbst 1848 119

IV. Zwischen Irritation und Bewunderung – Englandreisen im Vor- und Nachmärz

Hans J. Hahn (Oxford)
Johanna Schopenhauers ‚Englandkunde‘ 135

Elisa Müller-Adams (Sheffield/Trier)
„Das gigantische England und meine kleine Feder“.
Gender und Nation in Englandreiseberichten
von Fanny Lewald und Emma Niendorf 147

V. Zwischen Irritation und Herablassung, Reisende Engländer im Deutschland des Vormärz

Barbara Wagner (Baden-Baden)
Nach der Grand Tour
Reisende Briten im literarischen Fokus 159

Margaret A. Rose (Cambridge)
The *Flâneur* and the Revolutions of 1848 171

VI. Italien – Das Land der Inspiration

Hans-Günter Klein (Berlin)

Fanny Hensel in Rom

Erlebnisse der Selbstfindung, des Aufbruchs und
der Befreiung aus gesellschaftlichen Fesseln 183

Karin Wozonig (Wien)

Betty Paolis Reise nach Venedig im Jahr 1846 193

VII. Orientalismus und Unterwicklung – Reise an die Ränder Europas

Lars Lambrecht (Hamburg)

Karl Nauwerck in Sizilien

Eine Edition zweier früher sozialkritischer Bildungsberichte 205

Eoin Bourke (Galway)

England's Backyard – Vormärz Travel Writers on the Irish Question 217

Monika Straňáková (Nitra/Osnabrück)

„Es ist hier vieles ganz anders, als man bei uns glaubt..“

Fanny Tarnows Reise nach St. Petersburg 229

Ulrike Brisson (Worcester)

Ida Hahn-Hahns Orientbild zwischen Vorstellung und Wirklichkeit 243

Sylvia Peuckert (Frankfurt/M.)

Vom Vor- in den Nachmärz: Albert Dulks Ägyptenreise 255

VII. Ausklang

Christina Ujma (Berlin) / Rotraud Fischer (Darmstadt)

Salon statt Revolution – Exilsalons des Nachmärz 271

II. Rezensionen

- Erdmut Jost: Landschaftsblick und Landschaftsbild. Wahrnehmung und Ästhetik im Reisebericht 1780-1820. Sophie von La Roche – Friederike Brun – Johanna Schopenhauer • Irmgard Egger: Italienische Reisen. Wahrnehmung und Literarisierung von Goethe bis Brinkmann • Guntram Zürn: Reisebeschreibungen Italiens und Frankreichs im Morgenblatt für gebildete Stände (1830-1850) • Flucht ins Land der Schönheit: Briefwechsel zwischen Georg Gottfried Gervinus und Karl Hegel auf ihrem Weg aus den politischen Konflikten des deutschen Vormärz nach Italien – und zurück (1837-1839) • Brigitte von Schönfels: Das Erlebte ist immer das Selbsterlebte. Das Reisefeuilleton in deutschen Zeitungen zwischen der Revolution von 1848 und der Reichseinigung (*von Christina Ujma*) 287
- Caroline Bland/Elisa Müller-Adams (Hgg.): Schwellenüberschreitungen. Politik in der Literatur von deutschsprachigen Frauen 1780-1918 • Caroline Bland/Elisa Müller-Adams (Hgg.): Frauen in der literarischen Öffentlichkeit 1780-1918 (*von Gabriele Schneider*) 293
- Wolfram Siemann, Christof Müller-Wirth (Hg.): Deutsche Tribüne (1831-1832) (*von Bernhard Walcher*) 299
- Bernd Füllner/Karin Füllner (Hgg.): Von Sommerträumen und Wintermärchen. Versepen im Vormärz (*von Claude Conter*) 303
- Sebastian Böhmer: Fingierte Authentizität. Literarische Welt- und Selbstdarstellung im Werk des Fürsten Pückler-Muskau am Beispiel seines „Südöstlichen Bildersaals“ • Ulf Jacob: „Ich möchte manchmal ganz senhlich, ich wäre todt.“ Andeutungen über das Melancholische in Hermann Fürst von Pückler-Muskaus Persönlichkeit und künstlerischem Werk • Ulf Jacob: Pückler-Diskurs im Werden. Neue Veröffentlichungen über Hermann Fürst von Pückler-Muskau (*von Inge Rippmann*) 312
- Alexander Ritter (Hg.): Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere (*von Barbara Turmfart*) 315

Christoph Hendel: Zwischen der ‚manus mortua der Aristokratie‘ und dem ‚todten Meere des Bürgerthums‘. Zum ideologischen System in den Erzähltexten Charles Sealsfields (<i>von Wynfrid Kriegleder</i>)	317
Ludwig Rellstab: Henriette, oder die schöne Sängerin. Eine Geschichte unserer Tage (<i>von Maria Porrmann</i>)	322
„Partei, Partei, wer sollte sie nicht nehmen...“. Texte rheinischer und westfälischer Autoren in Vormärz und Revolution (<i>von Olaf Briese</i>)	328
Andreas Nolte: „Ich bin krank wie ein Hund, arbeite wie ein Pferd, und bin arm wie eine Kirchenmaus“. Heinrich Heines sprichwörtliche Sprache (<i>von Guntram Zürn</i>)	331
Eckart Kleßmann: Universitätsmamsellen. Fünf aufgeklärte Frauen zwischen Rokoko, Revolution und Romantik (<i>von Mechthilde Vahsen</i>)	334
Claudia Hauser: Politiken des Wahnsinns. Weibliche Psychopatho- logie in Texten deutscher Autorinnen zwischen Spätaufklärung und Fin de siècle (<i>von Hiram Kümper</i>)	336

III. Mitteilungen

Personalalia	341
Bericht des Vorsitzenden 2007/2008	343
Aufruf zur Mitarbeit	347

I.
Schwerpunktthema:

Reiseliteratur
des Vormärz

Wege in die Moderne

Reiseliteratur von Schriftstellerinnen und Schriftstellern des Vormärz

Die Reise und die Fremde haben zu allen Zeiten die Phantasie und das Schreiben angeregt, galten wahlweise als verlockend oder bedrohlich, weshalb früher die Mehrheit lieber lesend im Lehnstuhl reiste, als sich den Strapazen, die das Reisen lange bedeutete, tatsächlich auszusetzen. Natürlich gab es neben den Kosten, den Anstrengungen und den Gefahren auch noch andere Gründe, die dazu führten, dass die meisten Menschen mit erzählten Reisen vorlieb nehmen mussten. Schließlich dauerten Reisen im 18. und 19. Jahrhundert wegen der mangelhaften Infrastruktur noch eine kleine Ewigkeit, und wer konnte sich schon so lange von Haus oder Gelderwerb absentieren, vor allem, wenn es keine zwingenden Gründe hierfür gab. Reisen war in jenen Zeiten Privileg und Luxus, der Oberschicht vorbehalten oder denjenigen, die beruflich darauf angewiesen waren, wozu auch immer Künstler, Schriftsteller und Wissenschaftler zählten, die in der Fremde nach Themen, Wissen, Inspiration und gelegentlich auch Broterwerb suchten.

Wenn man die Fülle der Reiseliteratur, die das 18. und 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, als Indiz für das Fernweh nimmt, muss dies damals immens gewesen sein. Lange mochte die Germanistik aber wenig von dieser Art von Literatur wissen, zumindest wenn sie nicht in dem eindeutig als pädagogisch wertvoll betrachteten Goethe-Winckelmann-Kontext des 18. Jahrhunderts stand. Heute hat sich dies im Zeichen gesteigerter akademischer Weltläufigkeit geändert, es geraten auch andere Epochen und neue Autorinnen und Autoren ins Blickfeld der Forschung, darunter auch die Reiseliteratur des Vormärz wie die des gesamten 19. Jahrhunderts.¹

Allerdings steht die Forschung hier noch sehr am Anfang. Was das Reisen und den deutschsprachigen Reisebericht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts charakterisiert, ist unklar. Während positive Definitionen schwierig sind, fallen Abgrenzungen, also die Feststellung, was der Reisebericht des Vormärz *nicht* ist, um einiges leichter. Ende des 18. Jahrhunderts mit der Französischen Revolution oder mit Napoleon starb die alte Reisetradition der Grand Tour, stattdessen gab es damals die ersten Revolutionstouristen, aber das ist eine andere Geschichte. Das Absterben der Grand Tour hatte

1 Zu neueren Studien zum Reisebericht des Vormärz vgl. die Sammelrezension der Verf. in diesem Jahrbuch, S. 287-293.

zunächst einmal ganz praktische Gründe, denn mit Napoleon wurden weite Teile Europas wiederholt durch revolutionäre oder kriegerische Auseinandersetzungen geprägt, was Reiseaktivitäten zeitweilig hemmte, einschränkte oder zumindest das Reisevergnügen durchaus beeinträchtigen konnte. Zudem gab es mit der Kontinentalsperre eine ganz reale Barriere für die Bewohner Englands, des reisefreudigsten Landes des damaligen Europas.

Nach dem Wiener Kongress wurde nicht wieder an die alte Tradition angeknüpft, was aber genau an die Stelle der vormaligen Muster trat und die neuen Reisen wie die neuen Reiseberichte charakterisierte, ist für den deutschen Sprachraum noch nicht aufgearbeitet worden. Während für die englischsprachige Literatur mit James Buzard, *The Beaten Track, European Tourism, Literature, and the Ways to Culture 1800-1921* (Oxford 1993), eine wegweisende Studie für die literarischen Reiseberichte des 19. Jahrhunderts vorliegt, fehlt dieses bislang für die deutschsprachige Literatur.

Eine Typologie aufzustellen und die Gattung endgültig zu definieren würde auch daran scheitern, dass die Reiseberichte vieler Autorinnen und Autoren der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weiterhin der Aufarbeitung harren. Der vorliegende Sammelband versteht sich allerdings als Beitrag auf dem Weg zu solch einer Charakterisierung. Ein Ergebnis ist jedoch bereits klar, die Landschaft des Reiseberichts im Vormärz ist viel bunter als die vorangegangener Epochen, was auch daran liegt, dass das Privileg des Reisens und des Reise-Beschreibens von einer bunteren Autorinnen- und Autorenschar wahrgenommen wurde. Die Vielfältigkeit der Reiseschriftstellerei im Vormärz ist in der Forschung weitgehend unbeachtet geblieben, dabei erscheinen gerade die Reisebeschreibungen so pluralistisch wie keine andere Gattung. Seit dem 18. Jahrhundert gibt es nicht nur berühmte männliche, sondern auch weibliche Reisende und Reiseschriftstellerinnen, die intensiv in Deutschland rezipiert wurden.² Im 19. Jahrhundert lässt sich bei männlichen wie bei weiblichen Reisenden eine veränderte soziale Herkunft feststellen, die Forschung spricht von einer Verbürgerlichung der Italienreise wie des Italienreiseberichts.

2 Darauf weist zumindest die Tatsache hin, dass Reisebeschreibungen von deutschen und ausländischen Schriftstellerinnen stark in deutschen Leihbibliotheken vertreten waren, vgl. dazu Rosanna Jezek. „Die Reiseliteratur von Frauen in den Leihbibliotheken des deutschen Sprach- und Kulturraums an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert“, in: *Beiträge zu Komparatistik und Sozialgeschichte. Festschrift für Alberto Martino*. Hrsg. Norbert Bachleitner et al., Amsterdam: Rodopi, 1997, S. 703-728.

Die Grand Tour war dagegen eine aristokratische Reiseform³, die auch von bürgerlichen Angehörigen der oberen Mittelschicht praktiziert bzw. imitiert wurde. Im Vormärz wurde das Privileg der Reise und des Schreibens über die Reise dagegen demokratisiert, sehr zur Freude des Lesepublikums, das der gewachsenen Zahl der Reisebeschreibungen begeistert zusprach und diese damit zu einer der populärsten Gattungen der Epoche machte. Darauf, dass im Vormärz Reisebeschreibungen noch populärer als in der vorgehenden Epoche wurden, ist in der Forschung wiederholt konstatiert worden⁴, nicht aber, dass dies u.a. durch einen gewachsenen Markt für Reisebeschreibungen von Autorinnen hervorgerufen wurde, was wiederum auf die verstärkte Lesefähigkeit der weiblichen Bevölkerung zurückzuführen ist.⁵ Mit den Reisenden wandelte sich auch die Natur der Reiseliteratur, neue Autorinnen und Autoren stellten andere Fragen, suchten andere, unverbrauchte Themen.

Zwischen den Akten

Die Periode des Vormärz steht zwischen zwei Reise-Epochen, die alten schematisierten Reisen der Grand Tour existierten kaum noch, und die moderne, durch die Eisenbahn und ihre Streckennetze nicht minder normierte touristische Bildungsreise existierte unter den Deutschen damals noch nicht. Im Gegenteil, die touristisch organisierte Zukunft des Reisens kam den deutschen Literaten des Vormärz noch ausgesprochen komisch vor, insbesondere wenn diese in Gestalt der Briten, der europäischen Pioniere des Tourismus auftrat, wie aus Barbara Wagners Aufsatz hervorgeht.

-
- 3 Vgl. dazu *Grand Tour. Adeliges Reisen und Europäische Kultur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert*. Akten der internationalen Kolloquien in der Villa Vigoni 1999 und im Deutschen Historischen Institut Paris 2000, hrsg. v. Rainer Babel. Ostfildern: Thorbecke, 2005 und Chloe Chard. *Pleasure and Guilt on the Grand Tour, Travel Writing and imaginative Geography 1600-1830*, Manchester: Manchester UP, 1990.
 - 4 Vgl. Wulf Wülfing. „Reiseliteratur und Realitäten im Vormärz, Vorüberlegungen zu Schemata und Wirklichkeitsfindung im frühen 19. Jahrhundert“, in: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. Wolfgang Griep, Hans-Wolf Jäger, Heidelberg: Winter, 1983, S. 371- 394.
 - 5 Vgl. Gisela Bock. *Frauen in der europäischen Geschichte, Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. München: Beck, 2000, S. 154f.

Natürlich versuchten sich die englischen wie die deutschen Literaten von den bloß touristisch Reisenden abzusetzen und dringend neue Reisewege und Reiseerfahrungen zu erschließen, die sich möglichst stark von denen der „Neckermänner“ des 19. Jahrhunderts unterschieden. Musste in der Klassik noch ein Kunst- und Besichtigungsprogramm abgearbeitet werden, um so Bildung dokumentieren zu können, galt bald das Gegenteil für wünschenswert: Das Gesehene zu haben, was eine immer größere Anzahl an Reisenden gesehen hat, musste zwar sein, war aber nicht mehr unbedingt der literarischen Rede wert. Man war stattdessen auf der dringenden Suche nach einem eigenen, individuellen Zugang, den man bevorzugt abseits des *beaten track*, des ausgetrampelten Pfads, zu finden hoffte, um mit James Buzard zu sprechen. Dabei machte man gelegentlich auch Anleihen bei den europäischen Schriftstellerkollegen, z.B. bei Byron, wie in einigen Beiträgen hervorgehoben wird. Der rebellische Romantiker und leidenschaftliche Reisende war nicht nur als Identifikationsfigur von großer Bedeutung, er lieferte auch unschätzbare Verhaltensmuster für Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die auf der Suche nach einem individuellen Zugang zur Reise, wie zu den Zielen waren:

Byron furnished post-Romantics with accredited anti-touristic gestures that were performable *within* tourism ... Where the Grand Tourist had enacted a repetitive ritual of classicism and class solidarity, his nineteenth-century counterpart, self-consciously treading the Grand Tourist's well beaten path in the midst of inevitable compatriots, would lay claim to an aristocracy of inner feeling, the projection of an ideology of originality and difference. Byron could make even the most familiar routes and stops shed their carapace of clichés and take on powerful new meanings ...⁶

Im Vormärz prägten sich neue Reiseformen und Herangehensweisen mit einhergehenden neuen Darstellungsformen aus, die in vielen Aspekten moderne Mentalitäten und Schreibweisen antizipieren.⁷ Erstaunlich ist das Selbstbewusstsein, das viele Autorinnen und Autoren dabei an den Tag legen, aus dem das Bewusstsein spricht, dass sie die Stimme der Zukunft sind, dass mit ihnen die neue Zeit zieht, um ein traditionelles Lied zu variieren.

6 James Buzard. *The Beaten Track. European Tourism, Literature, and the Ways to Culture 1800-1921* Oxford: Oxford UP, 1993, S. 121f.

7 Zum politischen und gesellschaftlichen Zusammenhang von Vormärz und Moderne vgl. Rüdiger Hachtmann. *Epochenschwelle zur Moderne. Einführung in die Revolution von 1848/49*. Tübingen: edition diskord, 2002.

Viele Schriftstellerinnen und Schriftsteller nehmen sich heraus, die Reiseschriftstellerei in die Richtung zu erweitern, die ihnen gefällt. Das trägt gelegentlich durchaus experimentellen Charakter. Diese Erweiterungen und Individualisierungen markieren schon fast das Ende des traditionellen Reiseberichts, der immer reflexiver und essayistischer wird. Dafür ist die Gattung durchaus prädestiniert: In Reisetexten lässt sich nicht nur das Beschauten beschreiben, sie lassen sich auch gut erweitern, für Politisches wie Persönliches, für extrovertierte Analyse, wie für introvertierte Selbsterforschung, wie Ulrike Stamm in ihrem Aufsatz über Therese von Bacheracht oder für die extrovertierte politische Reflexion, wie Christiane Schönfeld in ihrem Beitrag über Malwida von Meysenbugs *Reise nach Ostende* zeigt. In diesen Beiträgen wird deutlich, wie gut sich Reiseberichte als Texte eignen, in denen man über die Suche nach neuen politischen Wegen und persönlichen Zielen berichten kann.

Neue Horizonte

Für die zahlreichen Erweiterungen und Metamorphosen des Reiseberichtes gab es nicht zuletzt deshalb eine Notwendigkeit, weil bei der wachsenden Zahl der Reiseberichte und –feuilletons zahllose markante Sehenswürdigkeiten bereits viel beschrieben waren, aber die Reflexionen der Schriftsteller und Schriftstellerinnen immer wieder Neues und zuvor Ungesagtes liefern konnten. So stand nicht nur Wissen und Bildung, sondern auch kreative und persönliche Weiterentwicklung auf der Reiseagenda. Die Reise wird bewusst als Aufbruch zu neuen Ufern begriffen, nicht nur in biographischer, sondern auch in künstlerischer Hinsicht:

Jede Reise klärt das Verhältnis des Reisenden zur Welt auf besondere Art und enthält Elemente der historisch möglichen Weltdeutung in je eigenem, wechselseitigem Verhältnis, was Verbindungen, Ähnlichkeiten, ja Gleichsetzungen, besonders da, wo es um Moden und Nachahmungen geht, nicht ausschließt. Reisen lässt sich nicht eindeutig festlegen, und man kann nicht ein Motiv, eine Erfahrungsweise hermetisch gegen andere abschließen ... *Wer reist, ist in Bewegung.*⁸

8 Rotraut Fischer. *Reisen als Erfahrungskunst. Georg Forsters ‚Ansichten vom Niederrhein‘, Die ‚Wahrheit‘ in den ‚Bildern des Wirklichen‘.* Frankfurt: Hain, 1990, S. 23.

Ein Resultat, das sich en passant und eher zufällig mit diesem Band zur Reiseliteratur ergeben hat ist, dass Vormärz doch die adäquatere Benennung der Epoche ist, denn Biedermeierlichkeit kann kaum eine der hier diskutierten Reisebeschreibungen vorweisen. Im Gegenteil, Aufbruch und Weltinteresse vereint fast alle vorgestellten und diskutierten Reisebeschreibungen. Das rückt gleichzeitig das Bild der Epoche gerade, denn die Reisebeschreibungen des Vormärz sind politisch bewusst, auch wenn sie nicht vorwiegend Politisches diskutieren, aber sie sind auch heiter, neugierig, manchmal sinnlich oder traurig und passen in kein Klischee vom Vormärz, sei es positiv oder negativ besetzt.

Diese Bewegung und Horizonterweiterung wurde in vielen Reiseberichten des Vormärz offensiv gesucht, weshalb sich immer wieder die Ebenen überschneiden und die verschiedenen Diskurse überkreuzen. Es spielen im Reisebericht auf einmal die Kunst diverser Epochen, Gesellschaft und Politik eine Rolle. Hier zeigt sich einmal mehr, was für eine hybride Gattung der Reisebericht eigentlich geworden war, denn er wurde damals in die eine oder andere Richtung ausgebaut, lieferte Autobiographie, landeskundliche Informationen, Kunstbeschreibungen oder kulturelle Studien. Karin Baumgartner zeigt das exemplarisch an den Reisehandbüchern Helmina von Chézys auf, einerseits wurde der Blick breiter, soziale, politische, städtische und landschaftliche Gegebenheiten wurden gleichermaßen berücksichtigt, andererseits ergab sich durch eine stärker nationalistische Agenda aber auch eine Verengung des Blickes.

Reiseberichte konnten aber auch streckenweise zum politischen Traktat werden oder eine andere soziale Realität ins Visier nehmen und sich dann auch noch dialogisch auf Reiseberichte aus dem eigenen oder einem anderen Kulturraum beziehen. Weshalb die deutsche Literaturwissenschaft so ihre Schwierigkeiten gerade mit den Reiseberichten des 19. Jahrhunderts hat, denn der erfordert vom Analysierenden Kompetenz nicht nur was die Literatur betrifft, sondern auch in der Diskussion von Kunst, Gesellschaft und Politik. So verwundert es nicht, dass sich der Mainstream der Germanistik lieber mit den Reisen der Klassik, besonders natürlich mit Goethes *Italienischer Reise* beschäftigt, da hier die Grenzen klarer zu ziehen sind und mit den Themen Antike, Kunst und Landschaft ganz ungesellschaftliche Themenbereiche vorgegeben sind.

Politik und Gesellschaft sind eben nur in den Städten zu besichtigen, weshalb sich der Reisebericht des Vormärz vermehrt den Städten zuwendet, gar mit Heinrich Heine den berühmtesten urbanen Autor des 19. Jahrhunderts hervorbringt. Auch wenn Heine und seine Schriften in diesem Jahrbuch nur ein Nebenrolle spielen, weil sie schon sehr gut erforscht sind und der Schwerpunkt dieses Bandes nicht auf den traditionell politischen Reiseberichten liegt, kann man doch die These von der rapiden Politisierung des Schreibens im Vormärz nur bestätigt finden, auch wenn die Politisierung nicht immer links oder progressiv gewesen ist, denn die Politisierung der Vormärzliteratur hat als Begleiterscheinung auch eine Betonung der Nation bzw. des Nationalstaatsgedankens mit sich gebracht.

Moderne Schriftstellerinnen

Besonders auffällig ist die große Anzahl der Arbeiten reisender Schriftstellerinnen bzw. der schreibenden weiblichen Reisenden, die in diesem Sammelband vorgestellt und analysiert werden. Das liegt einerseits an der großen Zahl der reisenden Autorinnen, von deren Existenz man schon seit längerem wusste, aber von denen viele bislang noch nicht erforscht wurden. Es liegt natürlich auch an unserer Auswahl, die das Motto des Call for Paper für diesen Reiseliteraturband „Neue Wege, andere Perspektiven“ ernst genommen hat und nicht nur die Autoren, die schon immer erforscht wurden, in den Mittelpunkt stellt.

Reiseberichte von Frauen, wie reisende Frauen überhaupt, wurden nicht nur in der germanistischen Forschung, sondern auch in der Geographie und in der Ethnologie erst vor wenigen Jahrzehnten wiederentdeckt.⁹ In der deutschen Literaturwissenschaft enthielt kaum eine im traditionellen Wissenschaftsverständnis verfasste Studie über den Reisebericht Beiträge über Autorinnen, obwohl seit Wolfgang Grieps und Annegret Pelz' monumentaler Forschungsarbeit *Frauen reisen, Ein bibliographisches Verzeichnis deutschsprachiger Frauenreisen 1700 bis 1810* deutlich ist, dass bereits im 18. Jahrhundert die Anzahl der Reise-Autorinnen erheblich war.¹⁰ P. J. Brenner konnte in seinem monumentalen Forschungsbericht über Reiselitera-

9 Vgl. Stefanie Ohnesorg. *Mit Kompaß, Kutsche und Kamel, (Rück)einbindung der Frau in die Geschichte des Reisens und der Reiseliteratur*. St. Ingbert: Röhrig, 1996, S. 9-181.

10 *Frauen reisen: ein bibliographisches Verzeichnis deutschsprachiger Frauenreisen 1700 bis 1810*. Wolfgang Griep u. Annegret Pelz. Bremen: Temmen, 1995.

tur kaum eine Schriftstellerin entdecken¹¹, und Reiseberichte von Frauen schienen den Vertretern der Germanistenzunft grundsätzlich keine Zeile wert zu sein.¹² Der feministischen Literaturwissenschaft ist die Wiederentdeckung der weiblichen Reiseschriftstellerei zu verdanken, denn sie hat sich gleich nach ihrem Entstehen des Themas ‚reisende Frauen‘ angenommen, Grundlagenforschung geleistet und weitergehende Fragen gestellt:

Kehren wir zurück zur Frage nach dem Verschwinden der reisenden Frauen aus dem öffentlichen Gedächtnis. Warum mußte verdrängt und verschwiegen werden, daß Frauen trotz vielfältiger Restriktionen reisten? Eine Antwort ist in der Machtstruktur des patriarchalen Gesellschaftssystem zu finden: Frauen, die allein reisten, bewiesen, dass sie selbständig und eigenverantwortlich handeln konnten und des ‚Schutzes‘ von männlicher Seite nicht bedurften. Ihre Unternehmungen untergruben damit die Autorität des ‚starken Geschlechts‘. Für das patriarchale Gesellschaftssystem war und ist es herrschaftsstabilisierend, die Frau an Heim und Herd zu binden.¹³

In unserem Vormärzreiseband praktizieren wir dagegen die *Rückeinbindung der Frau in die Geschichte des Reisens und der Reiseliteratur*, wie der Titel einer bereits 1996 erschienen Studie Stefanie Ohnesorgs lautet.¹⁴ Dies ist nicht nur eine Frage der literaturhistorischen Gerechtigkeit oder eine späte Wiedergutmachung, sondern literaturwissenschaftliche Notwendigkeit. Denn die hier diskutierten Autorinnen verfassten meist keine Nischenbücher für ausgewählte emanzipierte Leserinnen, sondern hatten entscheidenden Einfluss auf die Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts und prägten den Diskurs über die bereisten und beschriebenen Länder. Ida Hahn-Hahn, Therese von Bacheracht oder Fanny Lewald waren Großschriftstellerinnen,

11 P.J. Brenner. *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*. Tübingen: Niemeyer, 1990.

12 Weitere Beispiele sind die Sammelbände *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. Wolfgang Griep, Hans-Wolf Jäger, Heidelberg: Winter, 1983 und *Reisen im 18. Jahrhundert, Neue Untersuchungen*, hrsg. v. Wolfgang Griep, Hans-Wolf Jäger, Heidelberg: Winter, 1986.

13 Hiltgund Jehle. „Gemeiniglich verlangt es die Damen gar nicht sehr nach Reisen...“ Eine Kartographie zur Methodik, Thematik und Politik in der historischen Frauenreiseforschung“, in: „Und tät das Reisen wäblen!“. *Frauenreise – Reisefrauen*. Hrsg. Doris Jedamski et al. Zürich, Dortmund: eFeF-Verlag, 1994, S. 30.

14 Stefanie Ohnesorg. *Mit Kompaß, Kutsche und Kamel, (Rück)einbindung der Frau in die Geschichte des Reisens und der Reiseliteratur* (wie Anm. 9).

die in Vor- und Nachmärz durchaus entscheidend für die Entwicklung der Gattung Reisebericht waren, was ihnen von vielen Schriftstellerkollegen und gelegentlich auch von Kolleginnen sehr geneidet wurde. Die aus dieser Situation stammenden abfälligen Bemerkungen sollten deshalb nicht mit fundierten literarischen Urteilen verwechselt werden.

Auffällig ist auch das Selbstbewusstsein, mit dem nicht nur progressive Schriftsteller, sondern auch viele Schriftstellerinnen zu ihrer Sicht der Dinge und ihrer Perspektive stehen und ihre eigenen eklatanten Brüche der weiblichen Rollenmuster ganz selbstbewusst in Szene setzen. Damit ist der Vormärz sicher der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weit voraus, als sich Schriftstellerinnen wesentlich mehr Gedanken darüber machten, ob und wie die Schriftstellerei mit ihrer Weiblichkeit zu vereinen war. So begegnen wir im vorliegenden Band im Essay von Elisa Müller-Adams der Schriftstellerin Fanny Lewald, die sich im London des Nachmärz nicht nur beim Zusammentreffen mit den exilierten Anführern der europäischen Revolutionen von 1848 porträtiert, sondern auch bei Begegnungen mit der mehrheitlich gar nicht sonderlich progressiv gesonnenen intellektuellen und literarischen Elite des Landes. Es wird uns nicht nur Louise Astons damals in Deutschland sicher futuristisch anmutende Vision einer reisenden politischen Anführerin vorgestellt (Beitrag Warnecke), sondern auch Ida Hahn-Hahn, die sich ganz bewusst zu einem Leben bekennt, in dem Häuslichkeit, im wahrsten Sinne des Wortes, nicht vorkommt. Sie hatte sich bewusst für ein reisendes Leben ohne Haus, Wohnung oder festen Wohnsitz entschieden und sagte von sich selbst: *Ich reise, um zu leben*, vielleicht auch, weil die heimische Gesellschaft keinen Platz für jemanden wie sie hatte (Beitrag Borowka-Clausberg).

Ida Hahn-Hahn gehört zu den Autorinnen, die vielen Freunden der Vormärzliteratur eher suspekt erscheinen, aber sie war eine sehr erfolg- und einflussreiche Schriftstellerin des Vormärz, deren freiheitlicher Lebensentwurf auch einen zumindest temporären Gewinn an weiblicher Autonomie markiert. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Ida Hahn-Hahn bedeutet auch eine Weiterentwicklung in der Erforschung weiblicher Reiseliteratur. Nachdem sich diese erst einmal als wissenschaftliches Thema durchgesetzt hat, geht die Forschung auch neue Wege¹⁵, wie Elisa Müller-Adams in ihrem Beitrag sagt:

15 Vgl.: Natascha Ueckmann. *Frauen und Orientalismus. Reisetexte französischsprachiger Autorinnen des 19. und 20. Jahrhunderts*. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2002, S.10f.

Neuere Ansätze der Frauenreiseforschung fordern dabei in Abgrenzung zum Emanzipationsdiskurs früherer Lesweisen, auch negative Aspekte des Reisens und nicht-progressive Texte miteinzubeziehen. Eine solche kulturkritische Perspektive versteht Reiseliteratur von Frauen nicht als per se proto-feministische Texte, sondern untersucht die vielfältigen Verknüpfungen von Gender, Race, Class und Nationalität. (im vorl. Band S. 148)

Moderne Reiseformen

Der Pathos des Neuen und des Aufbruchs war im Vormärz sehr verbreitet, wie auch die Ausführungen zur Modernisierung der Reise verdeutlichen. Der technologische Fortschritt in Gestalt der Eisenbahn machte das Reisen zu einem erneuerten Erlebnis, stellte neue Anforderungen an die literarischen Darstellungsformen, aber auch an die Politik. Denn mit der Eisenbahn waren sowohl die rückwärtsgewandte Sehnsucht nach der vorgeblich heilen Welt der Vergangenheit wie auch politische und revolutionäre Heilserwartungen verbunden, wie Christoph Schmitt-Maaß und Jenny Warnecke in ihren Beiträgen zeigen. Dabei sind es besonders die Autorinnen, die mit der gesteigerten Mobilität Hoffnungen auf Veränderungen verbinden. Sie setzen auf die Eisenbahn, die den deutschen Stillstand und Enge aufbrechen könne, verständlicherweise mehr Hoffnungen als ihre männlichen Kollegen.

Bei der Reise spielt auf einmal das Tempo eine Rolle. Während bis dahin die Reise eine Geduldsübung war, rückten nun fremde Städte und Landschaften, d.h. die Ziele nah, während die Reisenden gleichzeitig Abstand von den durchreisten Landschaften gewannen. Die Sehnsucht nach der Postkutsche, der Verlust der Landschafts- und Raumerfahrung, den Wolfgang Schivelbusch in seiner *Geschichte der Eisenbahnreise* als charakteristische Erfahrung des Eisenbahnreisens bezeichnet¹⁶, ist wenigen Vormärz Autoren und Autorinnen eine Klage wert. Schließlich verbanden sich mit der Eisenbahn ursprünglich auch große Hoffnungen auf Veränderungen und das Schnecken tempo der Postkutschen war ein von Schriftstellern gern beklagtes Ärgernis und Symbol für den ausbleibenden Wandel der politischen Verhältnisse.¹⁷ Die gelegentlich beschriebene Trauer über die Demokratisierung

16 Vgl. Wolfgang Schivelbusch. *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*. Frankfurt: S.Fischer 1989, S. 51-56.

17 Gert Sautermeister. „Reiseliteratur als Ausdruck der Epoche“, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*,

des Reiseprivilegs findet sich unter den in vorliegendem Band behandelten Autorinnen und Autoren einzig bei der Aristokratin Gräfin Hahn-Hahn.¹⁸ Was angesichts ihrer nicht sonderlich demokratischen Einstellung nicht unbedingt erstaunt, aber da die Eisenbahn das Reisen wesentlich erleichterte, hätte diese gerade einer exzessiven Reisenden wie Hahn-Hahn eigentlich zusagen sollen. (Beitrag Browka-Clausberg)

Das schöne Leben in Italien

Heute ist der kreative Schub, den Dichter und Künstler durch Reisen erleben können, ein weitgehend verschwundenes Phänomen. Im 18. und 19. Jahrhundert wurde die Art der Inspiration und persönlichen Weiterentwicklung, die Goethe emphatisch in Rom als Wiedergeburt beschrieben hat, durchaus gesucht und gelegentlich auch gefunden. Das lag auch daran, dass es auf Reisen und besonders in Rom gelegentlich zu engerem Kontakt zwischen bildenden Künstlern und Schriftstellern kam, Goethes und Tischbeins Künstler-WG ist dafür das berühmteste Beispiel.¹⁹ Die von Hans-Günter Klein vorgestellte italienische Reise der Komponistin Fanny Mendelssohn-Hensel, die mit ihrem Ehemann, dem Maler Sebastian Hensel, reist und in der Geselligkeit der französischen Akademie in Rom, die aus Malern und Komponisten bestand, entscheidende Anregung und Inspirationen empfing, ist ein Beispiel für die Bildungsreise von Komponisten und Komponistinnen, die erst seit kurzem verstärkt in den Blick der Forschung gerückt ist.²⁰ Eine Wiedergeburt durch das Italienerlebnis oder moderner ausgedrückt Neuorientierung des Lebens sollte eigentlich seit Goethe erledigt sein, aber trotzdem können zumindest Künstlerinnen auch gegen Mitte des 19. Jahr-

zwischen Restauration und Revolution 1815-1848. Bd. 5. Hrsg. Gert Sautermeister, Ulrich Schmid, München: Hanser, 1998, S. 117.

- 18 Vgl. Hermann Glaser. „Romantik der Postkutschenfahrt“, in: *Zeit der Postkutschen, Drei Jahrhunderte Reisen 1600 – 1900*. Hrsg. Klaus Beyrer (Deutsches Postmuseum), Karlsruhe: Braun, 1992.
- 19 Vgl. Christina Ujma. „Metamorphosen des Rombildes – Von Goethe und Tischbein zur Romantik“, in: *Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751-1829), Das Werk des Goethe-Malers zwischen Kunst, Wissenschaft und Alltagskultur*. Hrsg. Arnd Friedrich, Fritz Heinrich, Christiane Holm. Petersberg: Imhof, 2001, S. 167-174.
- 20 Vgl. dazu Katrin Schmidinger. *Zwischen Gondel und Vesuv, Deutschsprachige Komponisten des 19. Jahrhunderts in Italien*, Leipzig: Reinecke, 2007.

hunderts noch davon berichten, zu diesen gehört Fanny Mendelssohn-Hensel. Ihre Reisebriefe aus Rom geben Auskunft über die Befreiung von den bürgerlichen Zwängen und der einengenden Frauenrolle, wie sie zumindest in Bohemekreisen möglich war, denen Mendelssohn-Hensel in der französischen Akademie begegnete. Im 19. Jahrhundert konnten noch Reisen das Leben verändern. Aber dabei halfen die eingangs erwähnten mühseligen Transportverhältnisse, sie erzwangen eine wirkliche Zäsur, eine echte Auszeit. Auch wenn Teilstrecken des Weges Berlin-Rom bereits mit der Eisenbahn zurückgelegt werden konnten, dauerte die Reise immer noch Wochen, weshalb man sich für Italienreisen oft ein Jahr Zeit nahm. Dadurch wurde man den heimischen Zusammenhängen, Hierarchien und Verpflichtungen gründlich entrissen. Weder Telegraph noch Telephon standen den Reisenden damals zur Verfügung, um Kontakt mit dem häuslichen Netzwerk und seinen Anforderungen zu halten. Sicherlich, in vielen Orten gab es eine deutsche Kolonie, die konnte genauso spießig wie die heimische Gesellschaft sein; aber gerade in Künstlerkreisen ging man das Leben auch lässig an, die Regeln der Wohlanständigkeit wurden oft lockerer ausgelegt. Eine andere Lebensweise war also möglich und das ermutigte dazu, auch zuhause ein anderes Leben zu führen.

Dass das Italienerlebnis gelegentlich bei denjenigen Wirkung zeigte, die eine kürzere Anreise hatten und Leben wie Werk verändern konnte, das zeigt sich in Karin Wozonigs Aufsatz über Betty Paolis Venedigimpressionen, wobei bei Paoli, einer der bedeutendsten österreichischen Dichterrinnen des 19. Jahrhunderts, noch eine andere Dimension hinzukommt: Vor 1860 konnten die Bewohner des Habsburger Reiches noch halb Europa besuchen, ohne ihr Heimatland zu verlassen, was meist zu einem anderen Blick auf die dann doch relativ vertraute Fremde führte und nach dem 1867 vollendeten weitgehenden Verlust der italienischen Territorien zur vehementen nostalgischen Verklärung des habsburgischen Italiens.²¹

21 Vgl. Rita Svandrlik. „Die bekannte Fremde: Österreichische Schriftstellerinnen in Italien“, in: *Die Liebesreise oder Der Mythos des süßen Wahns. Ausländerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts*. Hrsg. Uta Treder. Bremen: Zeichen und Spuren, 1999 (Schreiben 33), S. 39-54.

Frankreich, England und Irland

Italien war mehr als alle anderen europäischen Länder der Ort, an den man fuhr, um das Leben zu genießen. Die Schönheit der Städte wie der Landschaften, die Sonne, die Kunst, der Wein und das gute Essen machten zumindest denjenigen, die zum Genuss fähig waren, die Urlaubsfreude leicht. Die Freude am sinnlichen Vergnügen spielte aber auch bei Frankreichreisen eine wichtige Rolle. François Melis zeigt, wie ausgerechnet Friedrich Engels seinen Zwangsurlaub von der Revolution zum Lebensgenuss nutzte. Die fröhlichen Impressionen von der französischen Wanderung zeigen eine starke Intensität des Erlebens der fremden Kultur, die er mit allen Sinnen genießt. Daneben finden sich auch Zankereien mit literarischen Vorbildern, besonders mit weiblichen Reiseschriftstellerinnen. Engels derbe Charakterisierungen der französischen Frauen erscheinen wenig geschmackvoll. Bemerkenswert ist aber die Genussfähigkeit Engels, der das Vergnügen, welches das Reisen eigentlich bedeuten soll, emphatisch zelebriert und den dessen sinnliche Freuden zu überschwänglichem Schwärmen veranlassen.

Während man nach Italien nicht nur des Vergnügens, sondern auch der älteren Kunst wegen fuhr, konnte man in Paris eher die Moderne in Kunst und Denken studieren. Deutsche Reisende wurden in beiden Ländern immer wieder von dem heftigen Bedürfnis überwältigt, sich abzugrenzen, sei es national oder politisch. Gelegentlich packte sie auch der Neid auf die dort praktizierte Lebenskunst²², was dann auch wieder unschöne Äußerungen hervorrief. England war diesbezüglich ein sicherer Ort. Die Engländer schafften es trotz ihrer Wohlhabendheit, dass sich die Neidgefühle in Grenzen hielten. Das Land hatte als konstitutionelle Monarchie relativ weite demokratische Fortschritte gemacht, der Eisenbahnbau war vorangeschritten, die Straßen und Schienen gut ausgebaut und sicher, das Leben schien recht ordentlich organisiert. Aber abgesehen von samstäglichem exzessiven Pubbesuchen machten die Engländer nicht den Eindruck, als würden sie ihren Wohlstand genießen. Während in Paris ein Übermaß an alter und moderner Kultur zur Besichtigung zwang, wie Friederike Kitschen in ihrem Aufsatz beschreibt, hatte man diesbezüglich in London weniger Touristenpflichten zu erfüllen. Reisende, die aus dem Land der Dichter und Denker kamen, konnten

22 Vgl. Ulrike Ruttmann. *Wunschbild-Schreckbild-Trugbild. Rezeption und Instrumentalisierung Frankreichs in der deutschen Revolution von 1848/49*. Stuttgart: Franz Steiner, 2001.

fröhlich konstatieren, dass die Engländer eben Kulturbanausen waren, wie Hans Hahn in seinem Aufsatz über Johanna Schopenhauers englischen Reisebericht darlegt. Das war im Vormärz nicht anders als im Nachmärz, aber nach der gescheiterten 1848er Revolution wurde England zum Modell für einen nichtrevolutionären Weg zu etwas mehr Freiheit und Demokratie. Zudem hatten die Frauen dort deutlich mehr Rechte, was es gerade für frauenbewegte reisende Schriftstellerinnen attraktiv machte. Allerdings galt besonders London seit Heinrich Heine als unpoetische Stadt, man musste schon so eine hartgesottene Stadtliebhaberin wie Fanny Lewald sein, um angesichts der schieren Menge an Menschen und ihrem Treiben nicht in die alten Muster des unter deutschen Geistesschaffenden verwurzelten Antiurbanismus zurückzufallen. Was half es, Städte waren nun einmal die Bühne der Nationen, ihrer Organisation, aber auch ihrer Kultur und Geselligkeit; Gesellschaft, Literatur und Kunst ließen sich nur dort studieren.

Während der Moloch London die deutschen und kontinentaleuropäischen Schriftsteller lange schreckte oder zumindest verwirrte, konnte sich der Kontinent 1848 einmal revanchieren, als die Revolutionen reisende Briten aus den europäischen Hauptstädten trieb. Einige blieben jedoch und schilderten die Ereignisse für ein heimisches Publikum; Margaret Rose beschreibt in ihrem Aufsatz das faszinierte Befremden der Briten gegenüber der Straße als Bühne der politischen Aktion, wobei ihnen die frühen Flaneure und Bummeler um einiges sympathischer waren als die revolutionären Blumenmänner. Dabei muten die Schilderungen gelegentlich etwas eigen an, denn Revolutionen waren für die Intellektuellen und Schriftsteller von der Insel ein unbekanntes und unverständliches Phänomen.

An den Rändern Europas

Noch weniger Verständnis hatten die Briten für die Aufmüpfigkeit in Irland, denn sie betrachteten die Insel als ihren Hinterhof. Während sich viele deutsche Vormärzschriftsteller gerne mit den unterdrückten Katholiken in Irland solidarisierten, wie Eoin Bourke nachdrücklich beschreibt, ist man dem Katholizismus an der Macht gegenüber weniger aufgeschlossen. Dies lässt sich in Lars Lambrechts Edition von Reiseaufsätzen Karl Nauwerks aus Sizilien gut nachvollziehen. Hier paaren sich einerseits Sozialkritik, die Lambrecht sehr deutlich herausstellt, andererseits wird auch deutlich, dass südlicher Müßiggang und Schlamperei einen wackeren protestantischen

Vormärzaktivisten schon sehr aufregen können. Die Schuld daran wird der katholischen Kirche zugeschoben, die in vielen Diskursen der Zeit als parasitär und verschwenderisch kritisiert wird.²³ Zudem würden die vielen Feste den Müßiggang befördern, das wird auch in Nauwerks Beschreibung des Santa Lucia-Festes in Catania deutlich, in dem sich der junge Vormärzler irritiert über die karnevalistische Volksfestatmosphäre zeigt. Er ist allerdings auch empört über die religiöse Prunkentfaltung und meint, die Ausgaben dafür sollten besser den Armen zukommen. Abwertungen der einheimischen religiösen Praktiken, der Lustbarkeiten und des Mangels an Arbeitseifer gehören bei der Beschreibung Süditaliens zum festen Repertoire vieler nordeuropäischer Besucher. Nauwercks Einschätzungen sind so nicht untypisch für die Urteile diverser Vormärzler über Italien, denn die Kehrseite ihres Modernitäts- und Fortschrittsglaubens bedeutete, dass alles was dahinter zurückfällt als inferior gilt²⁴, auch wenn Nauwerk dadurch hervorsticht, dass er dies nicht den Menschen Siziliens anlastet, sondern ungerechter Herrschaft.

Wenn schon über die etwas entfernten europäischen Nachbarn wie Russland (Beitrag Straňáková) oder Sizilien Klischees und Missverständnisse das Urteil der Reisenden oftmals beeinträchtigten, so fielen diese vorgefertigten Vorstellungen bei weitentfernten Territorien noch mehr ins Gewicht. Dies betrifft nun weniger das europäisch dominierte Nordamerika, das auch deshalb nicht in unserem Sammelband vertreten ist, weil gerade die Emigration des Nachmärz vergleichsweise gut erforscht ist, als vielmehr Territorien, in denen Menschen lebten, deren Aussehen und Kultur als sehr fremd empfunden wurde, was in Italien oder in anderen europäischen Randbezirken Europas gelegentlich auch der Fall war. Gerade der Orient ist in diesem Zusammenhang besonders mit Urteilen und Vorurteilen besetzt, als Heimat der ältesten Kulturregionen der Menschheit einerseits und Schauplatz der Bibel, wie der Kreuzzüge andererseits. Er ist zudem eine zutiefst mit kultureller Brisanz aufgeladene Region, nicht zuletzt durch die historische Rolle, die

23 Vgl. Irmgard Scheitler. „Katholizismus, Klerus, Kirchenstaat im Urteil deutscher Romreisender in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, in: *Rom, Paris, London, Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen*. Hrsg. Conrad Wiedemann, Stuttgart: Metzler, 1988.

24 Zu diesem Thema vgl. Christina Ujma. *Fanny Lewalds urbanes Arkadien. Studien zu Stadt, Kunst und Politik in ihren italienischen Reiseberichten aus Vormärz, Nachmärz und Gründerzeit*. Bielefeld: Aisthesis, 2007, S. 206-211.

diese Region in der Geschichte der drei monotheistischen Religionen und ihrer Rivalitäten gespielt hat. Edward Said hat die durch diese Vorbehalte und Klischees erzeugte Weltanschauung in seinem 1978 erschienenen epochemachendem Werk *Orientalism* analysiert und den Orientalismus-Begriff entwickelt, der die westliche Stereotypisierung der Region und ihrer Bewohner und Bewohnerinnen definiert. Seine Analyse durch die beiden Aufsätzen dieses Bandes, die sich mit dem Thema Orient beschäftigen, durchaus bestätigt. Denn wenn zwei so unterschiedliche Autoren bzw. Autorinnen wie die konservative Ida Gräfin Hahn-Hahn und der linke Vormärzler Albert Dulk sich bei der Beschreibung der Orientbewohner und ihrer Kultur Stereotypen wie Kindlichkeit oder Weiblichkeit bedienen, dann fällt auf, wie wenig Interesse man an der zeitgenössischen geistigen oder kulturellen Wirklichkeit der besuchten Länder hatte. Die Aufsätze von Sylvia Peukert und Ulrike Brisson geben zudem einen deutlichen Hinweis auf die europäischen Dimensionen des literarischen Orientbildes, denn zur Vorbereitung des Aufenthaltes wurde selbstverständlich die Literatur französischer oder englischer Reischriftsteller studiert.

Erfreulich ist allerdings, dass diese Klischees und Stereotypen weder Hahn-Hahn noch Dulk an Erkenntnissen hinderten, die über das Übliche hinausgingen. Sylvia Peukert analysiert, wie Dulks Reflexionen über altägyptische Kunstwerke die Ergebnisse der modernen Altertumswissenschaften antizipiert, und Ulrike Brisson beschreibt eindringlich, wie das vielgepriesene Jerusalem die Reisende enttäuscht, aber dann kann die in wüstenartig anmutender Hügellandschaft liegende Heilige Stadt vornehmlich die verzückernden, die Höheres im Sinn haben, als das Verfassen einer Reisebeschreibung. Aus Ulrike Brissons Aufsatz geht allerdings auch hervor, dass sich Hahn-Hahn standhaft den männergeprägten Klischees von der verlockenden, exotischen Schönheit des Orients entzieht und diese mit durchaus entzaubernder Nüchternheit darstellt. Ihr Orientbild mag interessant und widersprüchlich sein, aber es ist definitiv nicht aus 1001 Nacht und enthält wenig von der sinnlichen Faszination, die dieser Region gemeinhin zugeschrieben wird.

Nachwehen des Vormärz

Nach 1848 war es mit der Reisefreude, der Lust am Ausprobieren neuer Perspektiven und der Freude daran, mit Reiseliteratur den Zensor zu überlisten, weitgehend vorbei. Reiseliteratur im Nachmärz wird zunächst schwerer

und existenzieller, darüber geben die Beiträge von Christiane Schönfeld und Sylvia Peukert Auskunft, die politische und persönliche Selbstverständigungsprozesse nach der gescheiterten Revolution thematisieren. Für viele Vormärzaktivisten war Reisen nun kein Vergnügen mehr, sondern Flucht oder der bittere Gang ins Exil, mit seinen problematischen materiellen Bedingungen. Diesen erzwungenen Reisen widmet sich der abschließende Beitrag. Es geht dabei allerdings nicht nur um die Tristesse des Exils, sondern auch darum, wie gelegentlich aus der Not eine Tugend wurde. Der erzwungene Abschied von der Revolution führte in vielen europäischen Hauptstädten zur Bildung von kosmopolitischen Salons, wo man gemeinsam mit exilierten Altachtundvierzigern aus anderen europäischen Ländern versuchte, neue kulturelle Zusammenhänge zu stiften. Ganz von der Revolution mochte man aber nicht lassen, in den Salons von Emma Herwegh, Franz und Therese Pulszky oder Ludmilla Assing spielte die Verbundenheit mit dem italienischen Risorgimento eine besondere Rolle. Hier schien der revolutionäre Funke zumindest bis zur italienischen Einigung noch ansatzweise lebendig. (Beitrag Ujma/Fischer)

Auch nach den Amnestien konnten sich viele Altachtundvierziger nicht dazu durchringen, dauerhaft in Deutschland zu leben bzw. reisten so viel es eben ging. Dabei suchten sie mit Vorliebe die Nachmärz-Salons auf, in denen der Geist des Vormärz, der anderswo in der intellektuellen Bedeutungslosigkeit oder historischen Ferne verschwunden war, eine Zuflucht gefunden hatte.

*Christina Ujma
Berlin, im März 2009*

Christoph Schmitt-Maaß (Halle/S.)

„Nach der Freiheit Paradiesen / Nehmen wir den raschen Zug“
(Lenau)

Die Dialektik der Bahnreise im Dienste von Freiheit, Demokratie
und Militärstrategie – Wahrnehmungen durch und Auswirkungen
auf die Poetologie der Vormärz-Literatur

Der Geist geht in Dampf auf, aber er verflüchtigt sich nicht.
Hermann Pückler-Muskau: *Briefe eines Verstorbenen*.¹

Kein Mensch hat berechnen können, bis zu welchem Grade
ein vollständiges und vollständig benütztes Eisenbahnnetz
die Verhältnisse ändern, ja fast alle Verhältnisse ändern würde.
Heinrich Laube: *Paris 1847*.²

I. Vorüberlegungen

Das Jahr 1835 ist ein Bewegtes im doppelten Sinn: Der Bundestag in Frankfurt verbot am 10.12. einer Gruppe junger Leute ihre publizistische Tätigkeit (sie wurden kurz darauf von der entstehenden Literaturgeschichtsschreibung unter dem Lemma ‚Junges Deutschland‘ inventarisiert); drei Tage zuvor brach unter Kanonensalut die erste deutsche Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth auf. Dass die Erfindung der Eisenbahn und ihre flächendeckende Durchsetzung im deutschsprachigen Raum als ‚Revolution‘ (nicht nur) von den LiteratInnen des sogenannten Vormärz erlebt wurde³, hat die Forschungsliteratur wiederholt erhellen können.⁴ Anhand dreier aussagekräf-

-
- 1 H. P.-M. *Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England. Geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828.* Bd. 4. Stuttgart: Franckh, 1830. S. 251.
 - 2 H. L. *Gesammelte Werke.* Hg. Heinrich Hubert Houben. Bd. 35. Leipzig: Hesse, 1909. S. 60.
 - 3 Vgl. zum Überblick Wolfgang Schivelbusch. *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert.* München: Hanser, 1977.
 - 4 Vgl. Bettina Plett. „Fortgerissen in die Bewegung‘: demontierte Idylle und impressionistische Wahrnehmung in der Eisenbahnlyrik seit 1830“. *Wirkendes Wort* 3 (2004): S. 377-391.

tiger Zitate lässt sich jedoch die ambivalente Beurteilung der technischen Innovation durch die Vormärzliteraten präzisieren.

1834 fasst der (noch) jungdeutsche Literaturkritiker Theodor Mundt die Hoffnung auf den Gleichschritt von technischem und ästhetischem Fortschritt wie folgt:

Was die Dampfmaschinen und Eisenbahnen für den äußern und materiellen Verkehr, sind die Journale bereits im Reiche des Gedankens und für den geistigen Umsatz geworden, und diese geistig-industrielle Bedeutung des Journalismus, welche nur in den Pfennigmagazinen eine dem gesammten Staatshaushalte der Literatur verderbliche, jedoch vorübergehende Ausartung gefunden, ist für die allgemeine Volksbildung der zukünftigen Kulturperiode, wie sie sich entwickeln wird, als wesentlich vorbereitend und fördersam anzusehen.⁵

Mundt subsumiert den Verkehr der Ideen und den durch Maschinen bewerkstelligten materiellen Verkehr enthusiastisch unter dem Signum des Fortschritts, ohne blind zu sein gegen die möglichen Auswirkungen einer ‚industrialisierten‘ Literatur. Bereits 1818 hatte Ludwig Börne in ähnlicher Weise die Beschleunigung des geistigen Verkehrs als zeittypische Parallelentwicklung zum technischen Fortschritt charakterisiert⁶:

Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten worden, da viele Wege auf häufige Bewegung hindeuten, und durch sie große und mannichfaltige Kräfte sich verkünden, so zeigt es sich nicht minder von einem lebhaften Umtausche der Gedanken, wenn ihrer freien und schnellen Mitteilung viele Wege offen stehen.⁷

5 Theodor Mundt. „Einleitung“. T. M. *Schriften in bunter Reihe*. Bd. 1 (1834): S. 5.

6 Vgl. Günter Oesterle. „Zum Spannungsverhältnis von Poesie und Publizistik unter dem Vorzeichen der Temporalisierung“. *Romantik und Vormärz. Zur Archäologie literarischer Kommunikation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Hg. Wolfgang Bunzel. Bielefeld: Aisthesis, 2003 (Vormärz-Studien 10): S. 199-211.

7 Ludwig Börne. „Ankündigung der *Waage*“. L. B. *Kritische Schriften*. Hg. v. Edgar Schumacher. Zürich/Stuttgart: Artemis, 1964. S. 306.

Die literarische Diskussion bereitet in dieser Perspektive gleichsam die politische Aktion des Vormärz vor.⁸

Welch einschneidende Erfahrung die beschleunigte Fortbewegung für die Zeitgenossen gewesen sein mag⁹, verdeutlicht Hofmann von Fallersleben Autobiographie, die aus einem Abstand von dreißig Jahren die seinerzeit neue Erfahrung der Bahnfahrt reflektiert und die Beschleunigungseuphorie zugleich durch den Aspekt der militärischen Nutzbarmachung relativiert:

Ich war sehr gespannt; ich hatte bis jetzt noch keine Eisenbahnfahrt gemacht. Kaum war das Zeichen angelangt, daß der Zug nahe, so waren alle Uebergänge der Bahn abgesperrt. So eben sah ich erst den Dampf in der Ferne, und da ward auch schon der Zug wie im Nu sichtbar und hielt an. Ich war außer mir vor Erstaunen, unwillkürlich trat ich zurück, als der Zug daher brauste. Ein ganzes Bataillon Soldaten stieg aus, ordnete sich und zog unter Trommelschlag zur Stadt hinein. Nach einer Weile war der Zug wieder zur Rückkehr bereit. Das Zeichen zum Einsteigen wurde gegeben und gleich darauf zur Abfahrt. Ich kam aus meinem Erstaunen gar nicht heraus und war nicht wenig verwundert, daß auch nicht ein einziger meiner vielen Reisegenossen auch nur die Miene verzog, die neue wunderbare Art der raschesten Reisebeförderung schien jedem schon etwas ganz Gewöhnliches geworden zu sein.¹⁰

Mit den drei Zitaten von Mundt, Börne und Hofmann von Fallersleben sind drei Diskurse angesprochen, deren Bezugnahme aufeinander unausweichlich scheint und die Entscheidendes zur Klärung des gelegentlich von der Forschung thematisierten Verhältnisses von ‚Eisenbahn‘ und ‚Vormärzliteratur‘ beitragen können: Die technische Neuerung der Bahn, die sich ab 1841 massiv in Deutschland ausbreitete, und die damit ermöglichte umfangreiche Transportation von Menschen wurde mit gemischten Gefühlen von den LiteratInnen des sogenannten Vormärz wahrgenommen: zum einen ermöglicht die Bahnfahrt eine schnellere Fortbewegung, beeinflusst literarische Darstellungsweisen und schreibt neue Kartographien. Zum anderen dient das Transportmedium aber auch der zügigeren Truppenbewegung

8 Dies wurde schon von der Literaturgeschichtsschreibung des Vormärz konstatiert, vgl. Robert Prutz. *Geschichte des deutschen Journalismus*. Hannover: Kius, 1845. S. 16.

9 Vgl. Peter Borscheid. *Das Tempo-Virus. Eine Kulturgeschichte der Beschleunigung*. Frankfurt/M.: Campus, 2004. S. 115ff.

10 Hoffmann von Fallersleben. „Mein Leben“. H. v. F. *Gesammelte Werke*. Hg. Heinrich Gerstenberg. Bde. 7. Berlin: Fontane, 1894. S. 241.

und damit der Eindämmung revolutionärer Bewegungen im Vormärz. Fortschrittsglauben, bürgerliche Revolutionsbegeisterung und staatliche Konterrevolution erweisen sich in der von mir als Metapher begriffenen Bahnreise als unauflösbarer dialektischer Verweiszusammenhang.

II. Zivile und militärische Bedeutung des Bahnreisens

Die vor allem in England und Frankreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts ausgetragene Diskussion um Vor- und Nachteile der mechanischen gegenüber den animalischen Fortbewegungsmittel kreist nicht zuletzt um die Frage der zügigen Transportation von Waren aller Art (und später auch von Menschen).¹¹ Die „annihilation of time and space“¹², die die zeitgenössischen Berichte verunsichert angesichts von Dampffahrtschiffen, Omnibussen und Eisenbahnen in der Mitte des 19. Jahrhunderts konstatieren, hinderte jedoch nicht deren rasche Verwendung zur Beschleunigung des frühindustriellen Warenverkehrs wie auch der Truppenverlegungen. Hofmann von Fallersleben hat – wie eingehend skizziert – die Überraschung angesichts der durch Eisenbahngebrauch dynamisierten Truppenverlegung dargestellt, Gustav Freytag folgt ihm hierin¹³; ihr Pendant – die zivile Nutzung durch bürgerliche Passagiere – erscheint in seiner Perspektive nur als zweckmäßige Auslastung des ansonsten leer zurückfahrenden Zuges. Die Freiheitsversprechen der im Entstehen begriffenen Bahnindustrie erscheinen daher als eher euphemistisch: Bahnfahren als Selbstzweck oder gar für Völkerverständigung, Frieden und Fortschritt stellt die Ausnahme, nicht die Regel bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts dar.¹⁴ Primäres Ziel der Einrichtung eines eigenen Schienennetzes und der Durchsetzung eines neuen, anfangs noch beargwöhnten Transportmittels ist nicht die Freiheit des Individuums, sondern der Waren- und Truppenverkehr. Festgelegt auf bestimmte Routen, von denen sie nicht abweichen können und unterbrochen durch die Notwendigkeit, Kohle und Wasser zu laden, sind die Eisenbahnen ständig unterwegs, befördern frische

11 Hier wie auch im Folgenden nach Schivelbusch. *Eisenbahnreise* (wie Anm. 3). S. 13ff.

12 Anonymer Bericht in *Quarterly Review* Bd. 63 (1839). S. 22. (zit. n. Schivelbusch. *Eisenbahnreise* (wie Anm. 3). S. 36).

13 „Unaufhörlich führten die Dampfwagen der neuerbauten Eisenbahn Soldaten ab und zu“, Gustav Freytag. *Soll und Haben*. Hg. Meinhard Hasenbein. München: Hanser, 1977. S. 322.

14 Vgl. Schivelbusch. *Eisenbahnreise* (wie Anm. 3). S. 67.

Lebensmittel vom Land in die Großstädte, Rohstoffe zu weiterverarbeitenden Fabriken, später auch Menschen von den Metropolen ans Meer oder in die Berge: die Verkürzung der räumlichen Entfernung durch die Bahnreise ist Ausdruck wie Begleiterscheinung des Frühkapitalismus. Karl Marx fasst diese Veränderung 1857 in seinen *Grundrissen* mit den Worten:

Es könnte genauer dieses örtliche Moment – das Bringen des Produkts auf den Markt, was eine notwendige Bedingung seiner Zirkulation, außer im Fall Produktionsplatz selbst Markt ist – als Verwandlung des Produkts in Ware betrachtet werden.¹⁵

Die literarischen Bahnreisenden jener Zeit haben sich selber durchaus präzise als Warenpaket verstanden. Ida Hahn-Hahn bemerkt, dass sich der Bahnreisende „zu einem Warenballen herab [setzt] und begibt sich seiner Sinne, seiner Unabhängigkeit“¹⁶, er „hört für die Dauer eines solchen Transports auf Person zu sein und wird Sache, Frachtgut.“¹⁷ Erst die Transportation macht die Ware zum Konsumgut; erst der Schienenverkehr ordnet die Landschaft; erst der Truppentransport rechtfertigt den bürgerlichen Bahnpassagier.

III. (Um-)deutung der Bahnreise durch die Literatur bis 1850

Die romantische Literatur ist in gewisser Weise zunächst resistent gegen die Neuerungen der Bahnreise, betrachtet die beschleunigte Bewegung mit Skepsis, verklärt die ältere Postkutschfahrt als ‚natürlichere‘ Form der Fortbewegung. Abgesehen von den äußeren Neuerungen (große Mehrpersonenzüge, Lokomotive, Bahnhof, Schienen) registriert die Literatur jener Jahre das signifikante Auseinanderfallen von Wahrnehmung und Darstellung. Von Anfang an wird die Bahnfahrt als kulturelles Phänomen begriffen, nicht nur als technisches. Die Entscheidung, Eisenbahnen auf die Schienen zu stellen, bedeutet auch die Verabschiedung der gängigen Reiseerfahrung, bei der der Landschaftsverlauf die Route diktiert. Anders bei der Eisenbahnfahrt: Schienen, Brücken und Tunnel vermitteln den Eindruck einer weitgehend ebenerdigen Fortbewegung, die den Reisenden der betrachteten Landschaft

15 Karl Marx. *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie*. Rohentwurf. Hg. Marx-Engels-Lenin-Institut Moskau. Berlin: Dietz 1974. S. 433.

16 Ida Gräfin Hahn-Hahn. *Reisebriefe*. Bd. 1. Berlin: Duncker, 1841. S. 7.

17 Joseph Maria von Radowitz. *Gesammelte Schriften*. Bd. V. Berlin: Reimer, 1853. S. 339f.

entrückt.¹⁸ Zudem wird die gleichförmige Zugbewegung als unnatürlich empfunden und gegen das freie Spiel der Elemente bei der Kutschfahrt ausgespielt.¹⁹

So schreibt Nikolaus Lenau 1832 in *Der Maskenball* zwar euphorisch „Nach der Freiheit Paradiesen / Nehmen wir den raschen Zug, [...]“²⁰, grenzt aber an anderer Stelle zivilisations skeptisch ein:

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum begrüßt – gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.²¹

Die Vernichtung von zeitlicher und räumlicher Distanz (mithin die Vernichtung dessen, was in den Kulturwissenschaften seit annähernd 20 Jahren als ‚Schwelle‘ verhandelt wird) drückt 1844 auch Heinrich Heine aus:

Durch die Eisenbahnen wird der Raum getötet und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig [...]. In vierthalf Stunde reist man jetzt nach Orléans, in ebensoviele Stunden nach Rouen. Was wird das erst geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutschland ausgeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden sein werde! Mir ist, als käme die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt.²²

Heine folgert: „Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unserer Anschauungsweise und in unseren Vorstellungen.“²³ Was leidet, ist zunächst die für den Dichter so entscheidende Beobachtungsgabe. Jacob Burckhardt schreibt anlässlich einer Bahnreise 1840: „Die nächsten Gegenstände, Bäume, Hütten und dergleichen kann man gar nicht recht unterscheiden; so wie man sich danach umsehen will, sind sie schon lange vorbei.“²⁴ Zeit, Raum

18 Schivelbusch. *Eisenbahnreise* (wie Anm. 3). S. 26ff.

19 Schivelbusch. *Eisenbahnreise* (wie Anm. 3). S. 28ff.

20 Nikolaus Lenau. *Sämtliche Werke und Briefe*. Hg. Walter Dietze. Bd. 1. Leipzig, Frankfurt/M.: Insel, 1970. S. 81.

21 „Der Postillion“. Lenau. *Sämtliche Werke* (wie Anm. 20). Bd. 1. S. 102.

22 Heinrich Heine. „Lutezia“. H. H. *Sämtliche Werke*. Bd. 6. Hg. Ernst Elster. Leipzig: Bibliographisches Institut 1890. S. 360.

23 Heine. Lutezia (wie Anm. 22). S. 360.

24 Jacob Burckhardt. *Briefe*. Hg. v. Max Burckhardt. Bd. 1. Basel: Schwabe, 1949. S. 151.

und Sozialstrukturen drohen in konservativer Sicht durch die neue Art der Fortbewegung verloren zu gehen.

IV. Dialektik des Bahnreisens in der Vormärzliteratur

Hatten die Romantiker im Bewusstsein einer Relativierung ihrer eigenen Wirkansprüche kritisch auf die Zerstörung von Raum und Zeit durch die technische Entwicklung reagiert, so sahen die Literaten des Vormärz in der Beschleunigung des Reisens und der zunehmenden Mobilität Anknüpfungsmöglichkeiten für eine „Bewegungsliteratur“ (Theodor Mundt) und damit für eine „Littérature engagée“ (Ludwig Börne). Die Hoffnungen auf eine durch die technischen Neuerungen ermöglichte gesamtgesellschaftliche Umwälzung findet ihren Ausdruck nicht zuletzt im *Brockhaus Conversations-Lexikon* von 1834, zu dessen Mitarbeitern Theodor Mundt, Arnold Ruge und Karl August Varnhagen von Ense rechneten. Dieses popularisiert die liberalen Ideen des Vormärz durch Lemmata wie ‚Bewegung‘ und ‚Reaction‘. Das Nachwort formuliert den expliziten Anspruch, in dieser „aufge-regten Zeit“²⁵ einen Überblick zu bewahren durch die „umfassende Bearbeitung der Zeitgeschichte in all ihren Beziehungen auf gesellschaftliche Verhältnisse, Politik und Literatur“.²⁶ Weiter heißt es: „Die Richtung dieses Werks, überall wo es die großen Zeitfragen berührt, ist daher liberal im besten Sinne“.²⁷ Folgerichtig findet sich auch im ersten Band von 1832 ein Eintrag zur Eisenbahn. Jedoch hatte kein geringerer als Georg Herwegh schon 1841 seine Mitstreiter vor überzogenen Hoffnungen, die an die Eisenbahn gestellt wurden, gewarnt:

Ihr Deutschen ebnet Berg und Thal
Für Eure Feuerwagen [...]
Doch bahnet erst in Streit und Kampf
Der Freiheit eine Gasse!²⁸

25 Redaktion. „Nachwort“. *Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. In vier Bänden*. Bd. 4: S bis Z. Leipzig 1834. S. V.

26 Redaktion. Nachwort (wie Anm. 25). S. VI.

27 Redaktion. Nachwort (wie Anm. 25). S. VII.

28 Anonym [Georg Herwegh]. *Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dedikation an den Verstorbenen*. Zürich/Winterthur: Literarisches Comptoir, 1841. S. 66.

Immer wieder sind es Frauen, die die neuen Maschinen euphorisch als Mittel der Demokratisierung und Verständigung feiern. Louise Otto (die spätere Gründerin des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins) etwa dichtet in *Einst und Jetzt* (1847):

Es weht ein neuer Geist um diesen Wagen,
 Der rastlos fort auf Eisenschienen drängt!
 Rings lärmt es auf zum rüstigen Bewegen.
 Und dieses Läuten ruft: Habt Acht! habt Acht!
 Mit jeder Schiene, die wir legen,
 Wird neues Leben in die Welt gebracht.²⁹

Und in Louise von Ploennies Gedicht *Auf der Eisenbahn* (1844) heißt es im Rhythmus der Bahnschwellen:

Rascher Blitz, der hin mich trägt,
 Pfeilschnell von der Glut bewegt,
 Sausend durch des Tages Pracht,
 Brausend durch die dunkle Nacht.³⁰

Zunächst jedoch entwickelte die Vormärzliteratur am Medium der Bahnreise ein dialektisches Bewusstsein: Während auf der einen Seite eine Literatur mit volksdidaktischen Ausrichtungen eine kritische Position zu den neugewonnenen Fortbewegungsmitteln einnimmt, nutzt eine mehr ästhetisch versierte Form der Literatur die Erfahrung der beschleunigten Bewegung, um in atemlosen Stakkatosätzen die beschleunigte Verzeitlichung poetisch einzubinden. Ludolf Wienbarg hat als führender Ästhetiker des Vormärz in seinem Artikel *Die Poesie und die Industrie* (1841) die Aufgabe der jungdeutschen Literatur im Umgang mit technischen Neuerungen wie folgt zusammengefasst:

Vielleicht [...] führt uns diese Epoche nüchterner Betriebsamkeit in einer Epoche höherer, reicherer Poesie; vielleicht aber auch hat die Zukunft unserer Civilisation keinen Raum für poetisches Schaffen und poetischen Genuß; aber, welchen von diesen Vielleicht auch eintreten mag, das steht fest [...] daß der einzelne Schriftsteller nur den Beruf und die Pflicht hat, von seinem

29 Louise Otto. *Lieder eines deutschen Mädchens*. Leipzig: Wienbrack, 1847. S. 188.

30 Louise von Ploennies. *Gedichte*. Darmstadt: Leske, 1844. S. 182.

Standpunkte aus, den Übergang in diese neue Lebensanschauung zu vermitteln – nicht aber, sich derselben gewaltsam entgegnenzustemmen.³¹

Vor allem in Formen der Literatur, die von der zuständigen Geschichtsschreibung als ‚trivial‘ charakterisiert werden, ohne den Zusammenhang zu einer sich entwickelnden ‚journalistischen‘ Schreibart zu sehen, finden sich diese weitgehend unreflektierten, aber formal innovativen Momente. Zunächst jedoch lässt sich an zwei Textausschnitten von Louise Astons Roman *Lydia* (1848) der Zusammenhang von beschleunigtem Reisen und dynamisierten Erzählen beleuchten:

Schnell wurde in Theresens Namen ein Brief geschrieben, der Lydia nach Potsdam einlud. Sobald sie sich auf die Eisenbahn setzt, folgt ihr Cornelia; am Bahnhofs steht ein Wagen, den sie in der Eigenschaft einer Gesellschafterin der Frau von Rebenstock, als die für sie bestimmte Equipage ausgehen wird, und der sie in eine Wohnung führen wird, wo Berger sie erwartet.³²

Signifikant scheint mir der Zusammenhang der Bahnfahrt (die die ProtagonistInnen unternehmen bzw. schildern) und der Erzählform, die angesichts der Dynamik der Fortbewegung entweder – wie in *Lydia* – den Erzählfluss beschleunigt, der atemlos Satzglied an Satzglied hängt; oder der das Zusammenschrumpfen von Erzählzeit und Handlungszeit thematisiert, wie im ‚Revolutionsroman‘. Die Erfahrung und Thematisierung der Bahnfahrt scheint sich auf diese Weise gleichsam in den Text einzuschreiben.

V. Poetologie der Bahnreise

Keinesfalls erschöpft sich jedoch der dichterische Umgang mit der Erfahrung der Bahnreise in der Imitation des Rhythmus, in der erzähltechnischen Einholung – die Erfahrung der Bahnreise scheint in besonderem Maße geeignet, den Blick auf das geschriebene Wort zu lenken: nicht nur, dass seit Erfindung der Eisenbahn ein organisierter Bahnhofsbuchhandel existiert, um die als inkommensurabel begriffene Außenlandschaft besser ignorieren zu können³³ – vielmehr eignet der *Poesie des Dampfes* (wie Anastasius Grün

31 Ludolf Wienbarg. „Die Poesie der Industrie“. *Deutsches Literaturblatt*, Nr. 21 v. 20.2.1841. S. 30.

32 Louise Aston. *Lydia*. Magdeburg: Baensch, 1848. S. 235.

33 Vgl. Schivelbusch. *Eisenbahnreise* (wie Anm. 3). S. 62.

sein programmatisches Gedicht von 1836 betitelt) ein spezifisch poetologisches Moment. Die dynamisierte Reiseform evoziert scheinbar geradezu die poetologische Reflexion von freiheitlicher Dichtung auf ihr Zustandekommen. Grüns Gedicht bringt das wie folgt schon in den ersten beiden Strophen zum Ausdruck:

Ich höre Lieder, ehrenwerthe, klagen,
 Seh' edle Angesichter sich verschleiern,
 Prophetisch trauernd, daß in unsern Tagen
 Der Prosa Weltreich seinen Sieg will feiern;

Daß Poesie, entsetzt, nun fliehen werde,
 Auf schnurgerader Eisenbahn entjagen,
 Entführt auf Dampffregatten unsrer Erde,
 Auf Dampfkarossen ferne fortgetragen!³⁴

Anastasius Grün³⁵ steht in der antiromantischen Tradition der Technikeuphoristen, nimmt aber die poetologische Kritik seiner Zeitgenossen an der Beschleunigungserfahrung zur Kenntnis und verarbeitet sie literarisch. Es scheint daher sinnvoll, Grüns Großgedicht *Poesie des Dampfes* poetologisch zu lesen, also als Ausprägung eines kulturkritischen Diskurses, der die Möglichkeiten der Poesie explizit an die technischen Neuerungen rückbindet und dabei zugleich deren eigene Entstehungsbedingungen reflektiert.

Die poetische Überhöhung, ja Konsekration der neuartigen technischen Phänomene weist Grün zunächst als Fortschrittsgläubigen aus.³⁶ Die Frage, welche Funktion dann noch Poesie eignet, wird im Modus der Poetik beantwortet. In der *Poesie des Dampfes* verkündet Grün mit den „Fanfaren rhetorischer Übertreibung“³⁷, dass die Technik keineswegs den Tod der Poesie einlöse, sondern im Gegenteil der Poesie zu neuen Höhenflügen ver helfe:

34 *Morgenblatt für die gebildeten Stände*, Nr. 8 v. 10.1.1837. S. 29ff. Auch in Anastasius Grün. *Gedichte*. Leipzig: Weidmann, 1837. S. 237-241, hier S. 237, V. 1-8. In der zweiten Auflage von 1850 fehlt die vierte Strophe.

35 Zu Grün als liberalem Dichter des österreichischen Vormärz vgl. Peter Beicken. „Anastasius Grün und der österreichische Vormärz“. *The German Quarterly* 2 (1985): S. 194-207.

36 Grün. *Gedichte* (wie Anm. 34), S. 239, V. 51/52, S. 241, V. 83.

37 Christoph Herin. „Biedermeier“. *Geschichte der deutschen Lyrik. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hg. Walter Hinderer. Zweite Auflage. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2001. S. 279-307, hier S. 286

„So macht euch auf, wohlan, auf alten Gleisen / Der Poesie, der flücht'gen, nachzujagen“.³⁸ Folglich subsummiert Grün unter der *Poesie des Dampfes* auch andere dampfbetriebene Maschinen (Schiffe etwa und Automobile).³⁹

Die fehlende „theoretische Reflexion“⁴⁰ wird durch die Reflexion des Gedichtes auf sein Zustandekommen ausgeglichen; mitnichten erweist sich Grüns Zugang zur Lyrik- und Prosa-Poetik als unterreflektiert.⁴¹ Damit trifft sich Grün mit der herrschenden Auffassung der Zeit. Gottfried Kinkel etwa propagiert 1841, dass die ‚Poesie des Dampfes‘⁴² mehr poetisches Potential als die restaurativen Idyllen-Bilder der Romantik beinhalte:

Der dichtende Geist kann die Poesie des Dampfes noch nicht fassen, er betrachtet das Dampfboot noch, wie sicher die Dichter der alten Zeit den ersten mühsam mit Ruder und Segel gelenkten Kahn gegenüber dem stolzen Triumphzuge des Schwans auf der klaren Flut betrachtet haben. Und doch ist uns jetzt der Kahn und das mastenprangende, ins Ferne strebende, Völker verbindende Schiff vielleicht poetischer als der schwimmende Wasservogel, weil stolzere, erhebendere Ideen dadurch geweckt werden.⁴³

Prosa – vor allem Heines bewegliche und brillante Prosa – galt als gemäßigste Form der Vormärzliteratur, galt als vorbildhaft.⁴⁴ Dass mit Aufkommen der Eisenbahn das ‚prosaische Zeitalter‘ eingeläutet werde und die Poesie verschwinde, war eine häufig geäußerte Befürchtung; dass „der Raum und die Zeit die zwei größten Feinde des menschlichen Kulturfortschreitens“ und der vormärzlichen Revolutionsprogrammatisierung waren und durch die Eisen-

38 Grün. *Gedichte* (wie Anm. 34), S. 237, V. 13.

39 Als kritische ‚Antwort‘ auf Grüns euphorische Position kann Friedrich Avists 1843 in den *Spaziergängen eines zweiten Wiener Poeten* erschienenen Gedicht „Eisenbahn“ gelten, das in der Dampflokomotive die Ursache für eine Verhältnisumkehrung sieht: hatte bislang der Geist den Körper beherrscht, so ist nun der Dampf „[m]it dem Leib [...] verbrüderet, mit dem Geiste stets im Kampf“ (Anonym [Friedrich Avist]. *Spaziergänge eines zweiten Wiener Poeten*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1843. S. 60).

40 Herin. Biedermeier (wie Anm. 37). S. 286.

41 Vgl. Herin. Biedermeier (wie Anm. 37). S. 286.

42 Gottfried Kinkel. „Weltschmerz und Rococo. Ein Zeitbild“ (1841). *Kolatschek's Deutsche Monatsschrift* 1 (1850): S. 182-202, hier S. 200.

43 Kinkel. Weltschmerz (wie Anm. 42). S. 200.

44 Vgl. Theodor Mundt. *Die Kunst der deutschen Prosa*. Berlin: Veit & Cie., 1837.

bahn vernichtet würden, war eine Hoffnung der Jungdeutschen.⁴⁵ Grün steht also auf Seiten derer, die nicht den Verlust der poetischen Landschaft betrauern, sondern das Neue poetisch nutzen wollen.

Poesie des Dampfes von Anastasius Grün zeigt, wie auch die Texte mancher seiner Zeitgenossen, dass Poetik im Zeichen der Eisenbahn die Schilderung von Landschaften ruraler und urbaner Art und die Darstellung gesellschaftlicher Verhältnisse durchaus zu verbinden vermag mit poetologischen Reflexionen sowie mit politischen Einschätzungen, Hoffnungen und Wünschen. Journalistischen Texten hingegen mangelt eher eine Reflexionsfähigkeit auf ihre eigenen Textgestaltungskriterien.

Jenseits der leidigen Debatte, die Bahnbefürworter als Utopisten und Bahnkritiker als Konservative abstempelt, scheint mir ein Blick auf die Selbstverständigungsmöglichkeiten von Literatur über ihr Zustandekommen ein produktiverer Weg der Analyse. Die euphorische Standpunktannahme Anastasius Grüns für das neue Transportmedium weist diesem zugleich eine Funktion als Medium der poetologischen Reflexion zu. Unbestritten der Tatsache, dass dieser Fortschrittsoptimismus die unversöhnliche Spaltung von Kultur und Zivilisation in den letzten zwei Dezennien des 19. Jahrhunderts vorbereitete, leistet Grüns Text doch etwas Wesentliches: sie entbehren nicht eines „tieferen[n] Nachdenken[s]“ und eine „genauere[n] sprachliche Reflexion von Bedingungen und Folgen der Bahn“⁴⁶, im Gegenteil: die neuauftretenden mechanischen Techniken nötigen die Poesie, über ihre eigensten Kulturtechniken (die des Dichtens) Rechnung abzulegen und so Wienbargs Forderung gerecht zu werden, den „Übergang in diese neue Lebensanschauung [d.i. der technische Fortschritt] zu vermitteln“.⁴⁷ Was Grüns Text nicht vermag ist die Reflexion auf die materiale technische Neuerung – Grün flüchtet sich stattdessen in kulturinterne Auseinandersetzung und leistet eine Aktualisierung der technischen Abstrakta in überkommene Allegorien.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die dynamisierte Fortbewegungsform der

45 Anonymus. Lemma „Eisenbahn“. *Das große Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände*. Hg. Joseph Meyer. Bd. 8. Hildburghausen u.a.: Bibliographisches Institut, 1846. S. 208.

46 Johannes Mahr. *Eisenbahnen in der deutschen Dichtung. Der Wandel eines literarischen Motius im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert*. München: Fink, 1982, S. 119.

47 Wienbarg. Die Poesie der Industrie (wie Anm. 31). S. 30.

Eisenbahnfahrt reagiert und dass zwei mögliche Reaktionen miteinander konkurrieren: eine euphorische, die in ihrer Darstellung die neuerfahrene Dynamik in die Textgestaltung einzuholen versucht; und eine kritische, die die neue Dynamik als Gefahr einer Entfremdung fasst. Beide Formen der Auseinandersetzung stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander, unterscheiden sich jedoch in ihrem poetologischen Reflexionspotential. Die poetologisch reflektierten Texte⁴⁸ bilden zugleich ein Korrektiv zum Fortschrittsoptimismus, vor dem 1825 schon Goethe gewarnt hatte: „Junge Leute werden viel zu früh aufgeregert und dann im Zeitstrudel fortgerissen [...]; Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden [...].“⁴⁹ Die durch die poetologischen Reflexionen gewährleistete Entschleunigung des Textes wirkt als Korrektiv der euphorischen Vorstellung einer *Beschleunigung als Heilserwartungsrest*.⁵⁰

48 Zu denken wäre etwa an Karl Becks Gedicht *Die Eisenbahn* (1837), vgl. dazu Mahr. *Eisenbahnen* (wie Anm. 46). S. 82ff.

49 Brief Goethes an Karl Friedrich Zelter v. 6.6.1825. Goethe war sich nach Überlieferung Eckermanns sicher, dass eine Einigung des deutschen Reiches unabwendbar sei, „unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige tun.“ (Goethe am 23.10.1828 zu Eckermann).

50 So der Titel eines Exkurses bei Hans Blumenberg, *Lebenszeit und Weltzeit*. Dritte Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1986. S. 243-248.

Jenny Warnecke (Freiburg/Br.)

Die Eisenbahn: eine zugkräftige Metapher der Revolution von 1848 in Louise Astons Roman *Revolution und Contrerevolution* (1849)

Ein langgezogenes Pfeifen kündigte ihr die Annäherung des Breslauer Zuges an.¹

In Louise Astons Roman „Revolution und Contrerevolution“ steht die Eisenbahn als Metapher für die revolutionären Hoffnungen von 1848. Das langgezogene Pfeifen kündigt nicht nur den Zug, sondern auch die anrollende, unaufhaltsame Revolution an. Die ganze Erzählung hat das neue Tempo der Eisenbahn, das der ‚aus dem Rahmen gefallenen‘, revolutionären Zeit entspricht: Die Information über die ausgebrochene Revolution wird von den Protagonisten wie selbstverständlich durch ihre rasche Eisenbahnreise weitergereicht. Die Geschwindigkeit der Eisenbahn bietet einen Vorsprung, der mit der politischen Beschleunigung, d.h. mit den revolutionären Ereignissen korrespondiert. Louise Aston inszeniert die Eisenbahn an den revolutionsentscheidenden Orten: die räumliche Geschlossenheit der Orte wird aufgehoben – die Revolution breitet sich überall hin aus. Die Zwischenräume zwischen den revolutionären Zentren Wien, Berlin und Frankfurt schnurren durch die Zugreise zusammen.

Die Selbstverständlichkeit, mit der die Eisenbahn als Motiv im Roman inszeniert wird, spiegelt die Hoffnung der Autorin, dass die neue Mobilität auch gesellschaftliche Neuerungen und Freiheiten mit sich bringt.

1 Louise Aston. *Revolution und Contrerevolution*. Mannheim: J. P. Grohe. 1849. Bd. II. S. 10. Eine der wenigen Langstreckenverbindungen, die 1848 bereits bestand war die Route Breslau-Berlin. Die Wiener Eisenbahn in den weiten Norden wurde erst 1852 eingeweiht.

Louise Aston: Mittendrin

„Immer frischer, immer dreister, stürzt ins Leben Euch hinein!“ Louise Aston²

Louise Aston war 1848 eine der wenigen Frauen, die sich in die männliche Domäne der Politik vorgewagt haben. Als geschiedene Frau hat sie mit souveräner Autoritäts- und Moralverweigerung die ‚Konvenienz-Ehe‘ zur ‚Prostitution‘ erklärt. In Berlin wird die ‚selbstbestimmte Liebe‘ ihr an George Sand angelehntes Lebensmotto. Aston betritt das sozialphilosophische Parkett, auf dem durch Konkurrenzen³ hochproduktive Utopie und Theorie geschmiedet wird. Sie partizipiert am Kreis der Berliner ‚Freien‘ um Edgar und Bruno Bauer und Max Stirner. Neben kommunistischen Ideen ist das Geschlechterverhältnis Thema, es wird inszeniert wie persifliert.⁴

Ihre willkürliche erste Ausweisung aus Berlin skandalisiert Aston öffentlich.⁵ Sie reist 1848 mit den Berliner Freischärlern nach Schleswig, um Verwundete zu pflegen. Im Oktober 1848 gründet sie die Zeitschrift „Der Freischärler. Für Kunst und soziales Leben“, die bald verboten wird. Ihre zweite Ausweisung folgt. Wieder protestiert sie selbstbewusst und ironisch:

„Der edle Mensch tut das Gute nur um des Guten willen, der Künstler übt die Kunst nur um der Kunst willen, die Polizei weist aus, nur um der Ausweisung willen.“ Louise Aston. *Der Freischärler*. (16.12.1848)

1849 schreibt sie als Zeugin der politischen Ereignisse ihren letzten Roman „Revolution und Contrerevolution“ in „märchenhaftes Gewand“⁶ gekleidet. Sie verfasst die literarisierte Aufklärung über die politischen Vorgänge mit den Stilmitteln des Kolportageromans. Aston knüpft für ihre Leser „den rothen Faden“⁷ der aktuellen Ereignisse zu einem „Revolutionsdrama“⁸. Die

2 Zeilen aus Louise Astons Gedicht ‚Dithyrambe‘. Siehe Gedichtband: *Louise Aston. Wilde Rosen. Zwölf Gedichte*. Berlin: W. Moeser und Kühn. 1846. S. 20.

3 Vgl. Olaf Briese. *Konkurrenzen. Philosophische Kultur in Deutschland 1830-1850 Portraits und Profile*. Würzburg: Königshausen & Neumann. 1998.

4 Wolfgang Eßbach. *Die Junghegelianer. Soziologie einer Intellektuellengruppe*. München: Wilhelm Fink. 1988. S. 312ff.

5 Louise Aston. *Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung*. Brüssel: Carl Georg Vogler. 1846.

6 Aston. *Revolution und Contrerevolution* (wie Anm. 1). Vorrede. S. 2.

7 Aston. *Revolution und Contrerevolution* (wie Anm. 1). Vorrede. S. 2.

8 Aston. *Revolution und Contrerevolution* (wie Anm. 1). Vorrede. S. 1.

revolutionären Ereignisse von 1848 in Berlin, in Schleswig und in Frankfurt am Main werden detailgenau geschildert. Die Dringlichkeit und die Eile werden im Vorwort auf einer Metaebene thematisiert: Sie ist in den „Strudel der gewaltigen Thaten hineingerissen“⁹ worden. Mit diesem Roman arbeitet sich Aston als eine der ersten SchriftstellerInnen reflektierend an ihren persönlichen Erlebnissen und der allgemeinen Enttäuschung über die Niederlage der Revolution ab.¹⁰

Die Berliner Barrikadenkämpfe vom 18. März 1848 hat Aston vor Ort erlebt. Astons literarische Beschreibung von Apenrade in Nordschleswig stimmt mit der Landkarte überein, und die Straßenzüge von Frankfurt sind bis in die Details des Hauptversammlungsortes der Paulskirchenabgeordneten des Lokals ‚Mainlust‘ exakt.¹¹

Aston benutzt die typischen literarischen Techniken des sozialen Romans im Vormärz: in scharfer ‚Kontrasttechnik‘ wird die arme proletarische Familie Naumann dem um seine Privilegien besorgten, jedoch reichen Adel in den Salons gegenübergestellt.¹² Aston leuchtet repräsentative Spielräume aus: ihr Roman spielt in dekorativen Wohnzimmern, auf der Berliner Barrikade, im Königspalast, unter der Laterne auf der Straße, im Gefängnis und im Gewächshaus, im Ruderboot sowie vor der Frankfurter Paulskirche. Das Vielpersonenschema mit allen repräsentativen Gesellschaftsgruppen ist breit angelegt: Die Zigarrenwicklerin Anna, der Polizeipräsident Minutoli, der verführende Konterrevolutionär Lichnowsky, die intrigierende Baronin im Salon und schließlich König Friedrich Wilhelm IV. selbst. In Anlehnung an die Kolportagetechnik werden die Gesellschaftsklassen sowohl durch politische Koalitionen, als auch durch verschlungene Liebesbeziehungen miteinander in Beziehung gesetzt. Die trivialen Passagen sind ein typisches Merk-

9 Aston. *Revolution und Contrerevolution* (wie Anm. 1). Bd. I. S. 2.

10 In der Folge der Revolution wurden eine Reihe Romane verfasst, die bei Kerstin Wilhelms als ‚Revolutionsromane‘ untersucht wurden. Astons Roman „Revolution und Contrerevolution“ hat Wilhelms systematisch in seinen Motiven erhellt und als Teil des ‚revolutionären Metaromans von 1848‘ eingeordnet. Kerstin Wilhelms. *Literatur und Revolution. Schauplätze und Geschlechterdramaturgie in Romanen der 1848er Revolution*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau. 2000.

11 Vgl. Veit Valentin. *Frankfurt am Main und die Revolution von 1848/49*. Stuttgart und Berlin: Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1908. S. 197.

12 Zur Kontrasttechnik vgl. Hartmut Steinecke. *Romantheorie. Texte vom Barock bis zur Gegenwart*. Stuttgart: Reclam. 1999. S. 169.

mal der historischen Zeitromane zur 1848er Revolution und keineswegs auf weibliche Autorschaft beschränkt.

Neben der Kontrasttechnik und der Reportage gibt es bei Aston ein herorstechendes Stil-Merkmal, das hier „Drehbuchcharakter“ genannt wird. Die „Kameraführung“¹³ bestimmt die Perspektive auf die Orte und Menschen. Rückblenden und Vorausschau werden durch den Erzählerinnen-Kommentar eingeblendet, die Polyperspektive wird mit dem Mittel der Überblendung hergestellt.

Ein Effekt von Astons Erzählweise ist eine neue Egalität der Personen. Die Klassen- oder Standesunterschiede werden mit der durchgehenden Kamerafahrt aufgehoben. Die üblichen abgeschlossenen Räume, die die Standeszugehörigkeit repräsentieren, sind nun durchlässig. Die zweifelnde Innensicht der Fabrikarbeiterin Anna steht auf der selben Ebene wie die des zweifelnden Königs: die Figuren werden durch die Nahaufnahme auf ein gleiches Niveau von Menschlichkeit gestellt, das Ideal von der Gleichheit aller Menschen wird in diesem Erzählstil ausgedrückt.

In dieses realhistorische Setting hinein entwirft Aston ihre Protagonistin Alice von Rosen, die alle Fäden der Intrige in den Händen hält und die Revolution sowohl in den adligen Kreisen lenkt, als auch der subversiven ‚Gesellschaft der Achtzehner‘ vorsteht. In Männerkleidung¹⁴ kämpft Alice von Rosen auf den Berliner Barrikaden von 1848 und entdeckt schließlich den ‚Verrat‘ an der Deutschen Nationalversammlung, personifiziert in dem Abgeordneten Felix von Lichnowsky. Wenn Louise Aston ihre Romanhandlung um diesen politischen Verrat ranken lässt, bewegt sie sich im Konsens mit ihren revolutionären Zeitgenossen wie die Proklamation der Pfingstweide-Versammlung in Frankfurt am Main am 17. September 1848

13 Diesen Begriff verwendet Wimmer für Astons Stil: Barbara Wimmer (1993) *Die Vormärzschriftstellerin Louise Aston. Selbst- und Zeiterfahrung*. Frankfurt/M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien: Peter Lang, 1983. S. 83.

14 „Alice eilte nach Hause, um sich in ihre Männerkleidung zu werfen. [...] „Hört Ihr den Kanonendonner? Ha, der Tanz hat schon begonnen, und ich bin noch immer nicht im Festkleide, um daran Theil nehmen zu können.“ [...] „Salvador, meine Pistolen! Sind sie geladen?“ „Ja.“ „Gut. Jetzt wirf mir den Mantel über. Beunruhige Dich nicht, Lydia. Was wir in Wien versäumt haben, holen wir hier nach“, sagte lachenden Mundes Alice, indem ihr Herz ungestüm pochte. „Die Revolution bricht los, mein Kind.“ Aston. *Revolution und Contre-revolution* (wie Anm. 1). Bd. II. S. 77f.

es ausdrückt und wie es Friedrich Engels rückblickend in seiner politischen Analyse benennt.¹⁵

Die revolutionsentscheidenden Orte und politischen Handlungen sind historisch getreu nachgezeichnet, fiktive Protagonistinnen mit realhistorischen Figuren verwebt, so dass Authentizität erzeugt wird und die utopischen Handlungsentwürfe eine reale Dynamik erhalten.

Aston bedient sich in ihrem Roman einer Art Collagetechnik. Aus Zeitungsnotizen, Gerüchten und bekannten Tatsachen baut sie eine für ZeitgenossInnen schlüssige Romanhandlung, die in sich tragfähig bleibt. Das Buch beansprucht gleichzeitig ein detailgetreues politisches Tagebuch zu sein, das Zeugnis von dem Verrat an der Schleswig-Holsteinischen Sache gibt.

Ähnlich wie die Eisenbahn in Astons Roman mit einer Suggestionskraft aufgeladen wird, die sie 1848 noch nicht erfüllen konnte, erhält Astons Protagonistin Alice von Rosen eine Macht und Handlungsfreiheit, die für Frauen um 1848 utopisch war.

Auch in ihren ersten beiden Romanen¹⁶, in denen dieselben Eisenbahnrouen wie 1848 bereits vorhanden waren, sind ihre Protagonistinnen viel auf Reisen. Sie fahren jedoch wie üblich mit der Kutsche; von einer Eisenbahn ist hier keine Spur. In „Revolution und Contrerevolution“ dagegen (1849) wird die Eisenbahn geräusch- und wirkungsvoll ins Bild gesetzt. Aston inszeniert die Eisenbahn am revolutionsentscheidenden Ort Berlin. Es wird eine räumliche Nähe zur Wiener Revolutionsmetropole hergestellt – die Revolution breitet sich überall hin aus und wird durch den zündenden Funken der Pariser Revolution Teil der europäischen Erhebung. Der ländliche Zwischen-Raum, der bei der Durchquerung des nicht-revolutionären Raumes von Stadt zu Stadt ‚vernichtet‘ wird, bleibt ausgespart.

15 Vgl. Friedrich Engels. *Revolution und Konterrevolution in Deutschland*. MEW Bd. VIII. 1852. S. 78.

16 Louise Aston. *Aus dem Leben einer Frau*. Hamburg: Hoffmann und Campe. 1847. Und: Louise Aston. *Lydia*. Magdeburg: Emil Bänsch. 1848. In Astons ersten beiden Romanen lösen sich Frauen aus den gesellschaftlich vorgegebenen Bahnen und entscheiden sich gegen die Verfügbarkeit für ihre Männer zugunsten eines unsicheren aber freien Lebens. Vergewaltigung in der Ehe, Frauenfreundschaften und selbstbestimmte Entfaltung der Frauen sind, neben Elementen des Sozialromans, Astons Themen.

Vorsprung durch Technik

Die bis dahin schnellste Möglichkeit der Informationsübermittlung war der Telegraph und das Medium Zeitung.

„Diesen Brief“, fuhr er fort, indem er auf die vor ihm liegenden Briefe wies, „geben Sie nicht eher ab, als bis Sie den Ausbruch der Revolution in Wien durch die Zeitungen erfahren haben.“ Fürst Lichnowsky an Alice von Rosen in Wien.¹⁷

Im Roman wird der Telegraph gekappt und die Zeitung wird von der Eisenbahn überholt: der reisende Fürst¹⁸ wird selbst zum Medium der Nachricht. Wie in der Wahrnehmung des Reisenden Ruskin, der die Verdinglichung seiner selbst beschreibt:

Schienenstrang, Einschnitte, Tunnels erscheinen so als der Lauf, in dem das Projektil Eisenbahn dahinschießt. Der Reisende, der in diesem Projektil sitzt, hört auf, Reisender zu sein, und wird, wie ein Topos des Jahrhunderts besagt, zum Paket.¹⁹

Der atemlose Plan geht weiter, indem die Zeit, die Fürst Lichnowsky so schnell überbrückt hat, dass nur der Telegraph ihn hätte überholen können, genutzt werden muss. Da die Eisenbahn nicht durchgängig von Wien benutzbar war, hat die zweitschnellste Lösung mit Umsteigen dafür gesorgt,

17 Aston. *Revolution und Contrerevolution* (wie Anm. 1). Bd. I. S. 52f. Am 05. März 1848.

18 Im Jahr 1848 gab es noch keine durchgehende Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und Wien, so dass die Post für den Brief- und Personentransport zwischen beiden Städten sorgte. Die schnellste Verbindung führte von Wien über Breslau nach Berlin. Die gesamte Reisezeit betrug zwischen Wien und Berlin 102:30 Stunden. Briefpost benötigte insgesamt 86:15 Stunden von Wien nach Berlin. (Auskunft: Jürgen Küster, Leiter von Bibliothek und Archiv Museum für Kommunikation Frankfurt am Main. Mai 2008) Rüdiger Hachtmann behauptet ohne Quellenangabe, dass seit 1847 bereits eine Eisenbahn-Verbindung von Wien nach Berlin existiert habe. Er schreibt, dass ein Anschluss an die österreichische Nordbahn in Breslau bestand, was nicht den Tatsachen entspricht. Rüdiger Hachtmann. *Berlin 1848. Eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution*. Bonn: Dietz Nachfolger. 1997. S. 87.

19 Ruskin zit. n. Wolfgang Schivelbusch. *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit*. Frankfurt/M.: Fischer. 1993. S. 53.

dass er möglichst schnell zum Breslauer Bahnhof kommt, der bereits seit 1841 existiert, um die Eisenbahn nach Berlin zu nehmen.

„Meine Akademiker haben wie Löwen gekämpft. Sobald der Sieg des Volkes entschieden und seine Friedensbedingungen angenommen, bestieg ich, da die Eisenbahn noch nicht zu benutzen war²⁰, meinen Renner²¹, nahm in der nächsten Stadt Kurierpferde und war schon am andern Tage in Breslau.

Unmöglich kann vor mir schon die Nachricht angelangt sein, wenn die Regierung nicht auf telegraphischem Wege davon in Kenntniß gesetzt ist. Aber auch das glaube ich nicht, da alle öffentlichen Gebäude vom Volke besetzt waren. Laß uns die Zeit nutzen. Vorgestern war die Wiener Revolution, übermorgen *muß* die Berliner vollendet sein.“

„Einer unserer einflußreichsten Volksführer sitzt im Gefängniß.“²²

Dieser Vorsprung ist ein Zeichen für den Sieg der Revolution und wird im Roman nur durch die Festnahme des proletarischen Anführers Ralph, der in Borsigs Maschinenfabrik arbeitet, und den möglichen Verrat Gilberts, zunichte gemacht. Gilbert ist der personifizierte Verräter, der als Doppelagent Menschen entführt, sich als Spion betätigt und die Konterrevolution unterstützt.

Verdichteter Raum

Die Distanzen zwischen den revolutionären Zentren Wien, Berlin und Frankfurt schnurren in Astons Roman durch die Zugreise zusammen.

„A propos, kennen Sie Herrn von St. Just? Doch, nein, das ist ja unmöglich, da er erst seit kurzer Zeit hier ist und Sie kaum von der Eisenbahn gestiegen sind.“²³

Die Zeit in Astons Roman vergeht sehr schnell und wird als sich selbst überholend dargestellt. Zur Unterstreichung der Geschwindigkeit wird die

20 Die im Revolutionsjahr 1848 in Wien begonnene Errichtung der Semmeringbahn wurde erst 1854 fertiggestellt.

21 Schnelles Pferd.

22 Aston (1849) *Revolution und Contrerevolution* (wie Anm. 1). Bd. II. S. 11. Hervorhebung J.W.

23 Aston (1849) *Revolution und Contrerevolution* (wie Anm. 1). Bd. I. Buch II. S. 188. Hervorhebung J.W.

Eisenbahn eingeführt, mit der Alice von Rosen nach Berlin gekommen ist, um revolutionsentscheidende Briefe zu übergeben. Einen hat sie offensichtlich Gilbert gegeben, der in der „Gesellschaft der Achtzehner“ davon berichtet, einer Vereinigung zur Organisation der Berliner Revolution:

„Diese Briefe habe ich vor einer halben Stunde von einer Freundin erhalten; und nun rathet einmal, wer sie mir gebracht hat? – Unsere Präsidentin.“ Diesmal hatte es nicht bei einem bloßen Gemurmel sein Bewenden. Die Gesellschaft brach in einen Schrei des freudigsten Erstaunens aus und bestürmte den lächelnden Gilbert mit Vorwürfen, daß er *Alicen* nicht mitgebracht. Nur Ralph verharrete düster und in sich gekehrt an seinem Platze.

„Es war unmöglich“, fuhr Gilbert fort, „Alice war zu angegriffen von der schnellen Reise²⁴, auch war ich nicht gewiß, ob die Versammlung vollzählig sein würde. Auf Morgen denn.“²⁵

Die beschleunigte Zeit zu nutzen, die durch die schnelle Reise entsteht, ist ein Zeichen der Macht von Alice von Rosen. Doch selbst die Präsidentin braucht einen Tag Erholung, um von dem ‚Paket‘ in der Eisenbahn wieder zum Menschen zu werden.

Dieselbe Assoziation hat die Eisenbahn in Arnold Ruges Roman „Der Demokrat“. Das 6. Kapitel *Eine Nacht in Berlin* handelt von den revolutionären Ereignissen des 18. März 1848 in Berlin und beginnt mit der Eisenbahnreise von Potsdam nach Berlin.

Der letzte Wagenzug auf der Eisenbahn gelangte bei Nacht vor die Tore von Berlin. Er führte Franzisca und unseren Doktor. Der alte Doctor [sic] war auf die günstige Nachricht, der König habe alles bewilligt und die Stadt wäre voll Jubel, zurückgeblieben, während ihn vorher die Besorgnis um den Ausgang der Berliner Bewegung zur Reise trieb. [...] Schon unterwegs, wenn sie anhielten und das Getöse der Menschen nachließ, hatten unsere Freunde Kanonendonner und das Knallen des Gewehrfeuers gehört. Einige Reisende besorgten, es sei der Straßenkampf, andere behaupteten, es wären Freudenschüsse und Feuerwerke. Am Bahnhof löste sich nun das Rätsel. Das Militär hielt alle Zugänge der Stadt besetzt, und der wildeste Straßenkampf wütete in Berlin.²⁶

24 Zum Diskurs der ‚schnellen‘ Eisenbahnfahrt siehe: Schivelbusch. *Geschichte der Eisenbahnreise* (wie Anm. 19). Kapitel: *Das panoramische Reisen*. S. 51-66.

25 Aston. *Revolution und Contrerevolution* (wie Anm. 1). Bd. II. S. 145.

26 Arnold Ruge. *Der Demokrat. Eine Revolutionsnovelle*. 1850. Neu erschienen durch Hans-Martin Sass. Arnold Ruge. Werke und Briefe. Bd. VIII. *Der Demokrat. Eine Revolutionsnovelle. / Unser System 1850*. Aalen: Scientia. 1998. S. 27.

Der Bahnhof wird zum Ort der Aufklärung über die ungeklärte revolutionäre Geräuschkulisse der Nacht. Die Dynamik des heranrollenden Zuges spiegelt die Woge revolutionären Umsturzes.

Nationen-Raum

Um sich die revolutionäre Beschleunigung zu verdeutlichen, die die Eisenbahn mit sich bringt, muss man sich die bis dahin übliche Geschwindigkeit vor Augen führen. Das Tempo der „Schneckenpost“ war vor den ersten Eisenbahnlinien ein von Schriftstellern „gern beklagtes Ärgernis und Symbol für den ausbleibenden Wandel der politischen Verhältnisse“²⁷. Als die ersten Bahnen in England für bürgerliches Publikum offen waren, diskutierten Ärzte über „Eisenbahnkrankheiten“; die Passagiere klagten über Schwindel, Übelkeit, Kopfschmerzen, Lähmungen, Gliederschmerzen, Schwächegefühl. Es könne keineswegs harmlos sein, sich eine ganze Stunde lang mit der ungeheuren Geschwindigkeit von 75 Kilometern pro Stunde fortzubewegen, warnte ein Arzt in England.²⁸ Viele Menschen erfahren den veränderten Zusammenhang von Raum und Zeit, der nun nicht mehr ‚natürlich‘ hergestellt wird, indem der Zwischenraum erwandert oder jedenfalls in einer Postkutsche ‚erfahren‘ wird, als Bedrohung.

Diejenigen, die ihre Hoffnung in politische Veränderungen setzten, verbinden mit der Dynamik der Eisenbahnreise optimistisch ein Näherrücken und Zusammenwachsen der Nachbarstaaten. Heinrich Heine im Pariser Exil schreibt:

Was wird das erst geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutschland ausgeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden sein werden! Mir ist, als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche schon den Duft der deutschen Linden; vor meiner Tür brandet die Nordsee.²⁹

Die Fähigkeit, Entfernungen mit zunehmender Geschwindigkeit rascher zu überwinden, ist ein konstituierendes Merkmal der Moderne. Viele Menschen

27 Christina Ujma. *Fanny Lewalds urbanes Arkadien. Studien zu Stadt, Kunst und Politik in ihrem italienischen Reiseberichten aus Vormärz, Nachmärz und Gründerzeit*. Bielefeld: Aisthesis. 2007. S. 272. Paraphrasiert Sautermeister (1998)

28 Sieglinde Geisel. *Verkehrsadern und Luststrecken. Unterwegs in New York, Zürich, Berlin*. In: *Le monde diplomatique*. Berlin, Juni. 2008. S. 3.

29 Zit. n. Schivelbusch. *Geschichte der Eisenbahnreise* (wie Anm. 19). S. 39.

hat das abgeschreckt. Mobilität ist das Kennzeichen von modernen Gesellschaften und gilt neben Anonymität und zunehmend entfremdeter Arbeit als ausschlaggebendes Merkmal für die Nationenbildung.³⁰ Die Eisenbahn wird der „technische Garant für Demokratie, Völkerverständigung, Frieden und Fortschritt.“³¹ Sie wird ganz allgemein zum „Symbol eines neuen Lebensgefühls“³². Die schnelle Überwindung von Distanzen führt dazu, dass nationale Kategorien wie ‚Deutschland‘ plötzlich greifbar werden.

Vehikel der Konterrevolution

1848 war das Streckennetz im geografischen Raum des Deutschen Bundes noch kaum ausgebaut. Doch mit einiger Verspätung waren 1848 private Investoren in Preußen soweit, nach Osten Routen zu eröffnen. Der Sieg der Konterrevolution in Berlin kam mit „revolutionärer Technik“³³ zustande. Preußen hatte sich bis 1848 gar nicht um die Eisenbahn bemüht, nahm aber am Vorabend der Berliner Unruhen am 16. März 1848 wie selbstverständlich die Eisenbahn zum Truppentransport aus dem Osten in Anspruch. Die Generalprobe verlief für die preußische Seite erfolgreich. Die privaten Bahnunternehmer konnten den spontanen Auftrag bewältigen. Insgesamt wurden acht Bataillone Infanterie aus den Garnisonen Stettin, Frankfurt/Oder und Halle mit der Eisenbahn nach Berlin gebracht. Auch die 1838 in Betrieb genommene Strecke Potsdam-Berlin³⁴ wurde für den Berliner März-Aufstand genutzt, indem das Potsdamer Gardekorps zwei Bataillone mit insgesamt 600 Soldaten nach Berlin entsandte, die dort blieben, um das Schloss zu schützen.

Die neue Geschwindigkeit spiegelt sich in der nun möglichen Spontaneität: obwohl der Befehl zur Truppenentsendung (wahrscheinlich per Telegraph) erst am Nachmittag des 16. März in Potsdam einging, waren

30 Ruth Wodak (u.a.). Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt/M.: Suhrkamp. 1999. S. 30.

31 Schivelbusch. *Geschichte der Eisenbahnreise* (wie Anm. 19). S. 67.

32 Hachtmann. *Berlin 1848* (wie Anm. 18). S. 87.

33 Siehe das Kapitel: *Sieg der Reaktion mit revolutionärer Technik – die preußischen Eisenbahntransporte während der Revolutionszeit 1848/50*, in: Klaus-Jürgen Bremm. *Von der Chaussee zur Schiene. Militärstrategie und Eisenbahnen in Preußen von 1833 bis zum Feldzug von 1866*. München: R. Oldenbourg. 2005. S. 146-154.

34 Die Eröffnung der gesamten Strecke Potsdam-Berlin war am 20.10.1838.

bereits um 21h abends die Bataillone in Berlin. Die Reaktion hat mit der modernsten Technik ihre Überlegenheit hergestellt. Die Eisenbahn wurde zum Vehikel des schnellen Sieges über die Aufständischen und damit zum „Leichenwagen der Revolution“³⁵.

Astons Affinität zur Eisenbahn

Louise Aston ist im Kampf um Schleswig mit den Berliner Freischärlern nach Schleswig-Holstein gereist, um hinter der Front Verwundete zu pflegen. Sie hat hinter der Front im Corps von der Tann in der 4. Kompanie unter Gustav von Szczepansky gearbeitet, der damals ihr Lebensabschnittspartner war. Die Freischärler haben die Route Berlin-Hamburg mit der Eisenbahn zurückgelegt. Von Altona aus ging es über Kiel bis Rendsburg. Diese Reise war für Louise Aston möglicherweise die erste Fahrt mit einer Eisenbahn.³⁶ Die euphorische Stimmung, mit der die Freiwilligen an die Front gefahren sind, um Schleswig für das deutsche Vaterland zu gewinnen und damit die Sehnsucht der Deutschen nach der deutschen Einheit zu erfüllen war ein tiefes Erlebnis für Aston. Von Astons Einsatz in der Krankenpflege gibt es zahlreiche Berichte:

„Heute Vormittag [...] Auf unserer Seite sind, wenn wir recht berichtet, 11 gefallen (7 Berliner aus dem Szepantzkischen [sic] Corps) [...] Frau Aston gewährte Rendsburg den romantischen Anblick, daß sie einen Verwundeten ins Hospital geleitete.“³⁷

-
- 35 Rüdiger Hachtmann. *Epochenschwelle zur Moderne. Einführung in die Revolution von 1848/49*. Tübingen: edition diskord. 2002. S. 29 zit. Lothar Gall und Ralph Roth. 1848/49. *Die Eisenbahn und die Revolution*. Berlin. 1999. S. 45.
- 36 „In einem Wagen zweiter Klasse saß eine Dame in der Gesellschaft unserer Führer, die merkwürdiger Weise trotz der Gleichheit aller Lebensbedingungen nicht nur durch bunte, wallende Federbüsche die Rolle der ‚Vorgesetzten‘ zu spielen wußte. Diese Dame war die mir schon früher bekannte Frau Luise Aston [...]“ In: Paul Boerner. *Erinnerungen eines Revolutionärs. Skizzen aus dem Jahr 1848*. Hrsg. v. Dr. Emil Menke-Glückert. Bd. I-II. Leipzig: Verlag von E. Haberland. 1920. Band I, S. 56-67; Bd. II, S. 124-171: *Die Berliner in Schleswig*, S. 290-297. Zit. n. Walter Wehner Archiv AST3. S. 5.
- 37 25.04.1848: *National-Zeitung. Morgen-Blatt*. Chefredakteur Friedrich Zabel. Berlin: 1848, 1Jg., No.24. am 25.4.1848. S. 2. (Rendsburg 21. April 1848). Zit. n. Walter Wehner Archiv AST4. S. 49.

Aston hat über die direkte Verwundetenpflege hinaus auch repräsentative Funktionen übernommen, wie etwa die Verfassung öffentlicher Dankeschreiben für Kleider und Essens-Spenden.

Bei dem Gefecht am 21. April 1848 in Altenhof bei Eckernförde wurde Louise Aston durch einen Streifschuss verletzt, was auf ihre Arbeit nahe der Front schließen lässt. Man kann von einer vollständigen Identifikation Astons mit ihrer Aufgabe hinter der Front sprechen.

Die Beschleunigung der Eisenbahn mit dem Rückenwind der siegreichen Revolutionen in Wien und Berlin, der tätige Einsatz Astons im Schleswiger Feldzug hat Louise Astons persönliche Hoffnung auf eine tiefgreifende Veränderung gespeist. Das war der biografische Auslöser, die Eisenbahn im Roman ‚Revolution und Contrerevolution‘ zum symbolischen Hoffnungsträger für revolutionäre Forderungen zu machen.

Fazit

Louise Astons Leistung ist, die Eisenbahn in ihrem Roman so zu inszenieren, als bestehe bereits eine hohe demokratische Mobilität. Der Autorin gelingt es, die einzige bestehende Eisenbahn-Teilverbindung zu einem Leitmotiv zu erheben, aus der eine eigene Dynamik entsteht. Die Machbarkeit des revolutionären Umsturzes wird trotz des Scheiterns von 1848 als Hoffnung in den Raum gestellt, die sozialrevolutionäre Antwort ist: „Nur die vollendete Contrerevolution kann die Mutter einer vollendeten Revolution werden.“³⁸ Der Roman richtet sich an Menschen, die trotz der Niederlage Kraft für einen endgültigen revolutionären Sieg schöpfen sollen – ganz im Sinne einer dialektischen Geschichtsphilosophie.

Louise Astons Stärke ist, diese positiven Visionen zu entwickeln und ihnen in der literarischen Setzung Realität zuzusprechen. Damit hebt sie sich von den pessimistischeren – wenn auch realpolitischen – Schriftstellerinnen-Kollegen ab. Diese Freude am Entwurf von optimistischen Utopien ist in der feministischen Literaturgeschichte ein Novum.

38 Aston. *Revolution und Contrerevolution* (wie Anm. 1). Bd. II. S. 186.

Karin Baumgartner (Salt Lake City)

Das Reisehandbuch als weibliche Auftragsarbeit im Vormärz:
Helmina von Chézys *Gemälde von Heidelberg* (1816) und
Norika (1833)

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts teilt sich die Reiseliteratur in zwei Gattungen. Zum einen werden Reiseberichte veröffentlicht, die von Reisen in nahe und ferne Länder berichten. Gleichzeitig entsteht jetzt der Reiseführer, dessen Inhalt die zukünftige Reise des Lesers ist. Im Gegensatz zum Reisebericht konstruiert diese Gattung einen Katalog von Sehenswerterem und lädt den Leser zur Identifikation mit dem auktorialen Erzähler ein.¹ Dieser Strang kulminiert 1839 im ersten Reisehandbuch zum Rheinland, das von Karl Baedeker herausgegeben wird und im zunehmenden Massentourismus, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsteht.²

Diese Schnittstelle zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist bisher von der Forschung kaum beachtet worden, welche sich vor allem auf Literatur konzentriert, die von Reisen in die Ferne erzählt und für die Zeit des Biedermeier und des Vormärz insbesondere den kompensatorischen Aspekt dieser Literatur herausarbeitet.³ Neuere, produktive Ansätze setzen sich mit der Reiseliteratur von Frauen auseinander und fragen, ob es beispielsweise eine weibliche Gattung der Reiseliteratur gibt, wie Frauen das Reisen literarisch und theoretisch verwenden⁴, und durch welche technologischen Neuerungen das touristische

1 Rudy Koshar. *German Travel Cultures*. Oxford: Berg, 2000. S. 15.

2 Es gibt natürlich bereits frühere Versionen des Stadtführers, vor allem für Großstädte wie Paris und London; z.B. *London and Its Environs Described. Containing an Account of Whatever is Most Remarkable for Grandeur, Elegance, Curiosity or Use...Decorated and Illustrated*. 6 Bd. London: R. and J. Dodsley, 1961 und Louis-Sébastien Mercier. *Tableau de Paris. Nouvelle édition corrigée & augmentée*. 12 Bd. Amsterdam: Printed for the author, 1783-88.

3 Wulf Wülfing. „Reiseliteratur und Realitäten im Vormärz. Vorüberlegungen zu Schemata und Wirklichkeitsfindung im frühen 19. Jahrhundert“. *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hg. Wolfgang Griep/Hans-Wolf Jäger. Winter: Heidelberg, 1983. S 371-394; hier 371.

4 Erdmut Jost argumentiert, dass die Reiseliteratur Frauen die Möglichkeit bot, das Theorieverbot der Zeit zu umgehen und durch die Gattung eigene theoretische Konzepte zu entwickeln. Erdmut Jost. *Landschaftsblick und Land-*

Reisen für Frauen überhaupt möglich wurde.⁵ Im Gegensatz dazu wird die Geschichte und die Gattung des Reiseführers vor allem im Forschungsfeld ‚Tourismus‘ erarbeitet, welches sich auf das späte 19. Jahrhundert und auf das 20. Jahrhundert bezieht – also auf den Massentourismus.⁶ Die Frühformen des Reiseführers, besonders Reisehandbücher aus weiblicher Feder, sind bislang jedoch kaum erforscht worden.⁷

Dieser Aufsatz leistet einen Beitrag zur Erforschung des Reisehandbuchs von weiblichen Autorinnen. Spezifisch beziehe ich mich auf das Werk von Helmina von Chézy, die zwischen 1816 und 1833 zwei Reisehandbücher herausgab. Zur Diskussion steht hier die These von Irmgard Scheitler, die sagt, dass Reiseliteratur von Frauen das weibliche Schreiben thematisiert und als ein autobiographisches Dokument mit hohem Authentizitätsanspruch gelesen werden muss.⁸ Die Reisehandbücher Chézys widerlegen eine solche These jedoch, da es sich bei diesen um Auftragsarbeiten handelt, die vor allem aus finanziellen Gründen geschrieben wurden und die Autorin als professionelle Schriftstellerin zeigen. Die subjektiven Erfahrungen, die in Chézys Reisehandbüchern prominent verarbeitet werden, haben nicht die Aufgabe das eigene weibliche Schreiben zu thematisieren, sondern erlauben dem Leser eine authentisch-individuelle Reiseerfahrung durch die Identifikation mit der Erzählerstimme. Die Reisehandbücher Chézys lehren den Leser, eine präformierte als eine subjektive Erfahrung zu erleben und tragen damit zu einer radikalen Abwendung der Gattung von der Apodemik – und zu deren Modernisierung – bei.

Helmina von Chézy (1783-1856) war bereits eine angesehene Autorin als ihr das Verlagshaus Engelmann das Reisehandbuch zu Heidelberg als

schaftsbild. Wahrnehmung und Ästhetik im Reisebericht 1780-1820. Freiburg: Rombach, 2005. S. 18.

- 5 Siehe Irmgard Scheitler. *Gattung und Geschlecht: Reisebeschreibungen deutscher Frauen 1780-1850.* Tübingen: Niemeyer, 1999; Annegret Pelz. *Reisen durch die eigene Fremde. Reiseliteratur von Frauen als autogeographische Schriften.* Köln: Böhlau, 1993; Tamara Felden. *Frauen reisen: zur literarischen Repräsentation weiblicher Geschlechterrollenerfahrung im 19. Jahrhundert.* New York: Lang, 1993.
- 6 Koshar. *German Travel Cultures* (wie Anm. 1). S. 15.
- 7 Ich definiere das Reisehandbuch als eine spezifische Gattung der Reiseliteratur, das dem zukünftig Reisenden relevante Information zum Zielort auf eine übersichtliche Weise präsentiert.
- 8 Scheitler. *Gattung und Geschlecht* (wie Anm. 5). S. 245.

Auftragsarbeit anbot. Als Enkelin der „deutschen Sappho“, Anna Louisa Karsch, hatte sie bereits mit zwanzig Jahren ersten Ruhm als Herausgeberin von Cottas Journal *Französische Miscellen* (1803) erzielt. Von 1801 bis 1810 lebte sie in Paris, zuerst als Pfliegerin von Madame de Genlis, danach zusammen mit Friedrich und Dorothea Schlegel, später als Ehefrau von Antoine-Léonard de Chézy, dem berühmten Orientalisten. Im September 1810 zog sie mit ihren beiden Söhnen nach Heidelberg, wo sie als allein-erziehende Mutter und professionelle Schriftstellerin lebte. Weitere Stationen ihres Lebens waren Frankfurt/M., Darmstadt, Köln, Namur, Berlin, Dresden, Wien (und Oberösterreich), München und Genf, wo sie 1856 starb. Chézys Leben war gezeichnet durch eine außerordentliche geographische Mobilität mit einer gleichzeitigen Verweigerung der häuslichen Rolle, was zu ihrem schlechten Ruf beitrug.⁹

Als Herausgeberin der *Französische[n] Miscellen* veröffentlichte sie bereits 1803 Reiseberichte aus Paris. Ein dreiteiliger Aufsatz („Einen Tag in Paris verleben“, „Der zweite Tag in Paris“, „Der dritte Tag in Paris“) beschrieb Paris als moderne Metropole und lehrte die Daheimgebliebenen, wie die moderne Stadt zu sehen sei.¹⁰ Chézys Artikelreihe gehörte somit zu einer neuen Art Reisebeschreibung, die als „Schule des Sehens“ fungierte.¹¹ 1805 und 1806 gab sie das zweibändige Werk *Leben und Kunst in Paris seit Napoleon dem Ersten* heraus, das sowohl Reisebeschreibungen aus Paris, als auch Kunstbetrachtungen und Übersetzungen enthält und die Arbeit ihres Mannes popularisierte.¹²

Die beiden hier zur Diskussion stehenden Texte sind *Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale. Wegweiser für Reisende und Freunde dieser Gegenden, herausgegeben von Helmina von Chézy, geb. von Klenck* (1816) und *Norika. Neues ausführliches Handbuch für Alpenwanderer und Reisende durch das Hochland in*

9 Karin Baumgartner. „Wanderer between the Worlds, Wanderer between the Words: Crossing Borders as Aesthetic Approach in the Works of Helmina von Chézy (1783-1856)“. *Schwellenueberschreitungen. Politik in der Literatur von Frauen, 1780-1919*. Hg. Caroline Bland/Elisa Müller-Adams. Bielefeld: Aisthesis, 2007. S. 209-226.

10 Karin Baumgartner. „Constructing Paris: Flânerie, Female Spectatorship, and the Discourses of Fashion in *Französische Miscellen* (1803)“. *Monatshefte* 100.3 (2008): S. 351-68.

11 Jost. *Landschaftsblick* (wie Anm. 4). S. 17.

12 Helmina von Hastfer [Helmina von Chézy]. *Leben und Kunst in Paris seit Napoleon dem Ersten*. Weimar: Landes-Industrie-Comptoir, 1805/06.

Oesterreich ob der Enns, Salzburg, die Gastein, die Kammergüter, Lilienfeld, Mariazell, St. Florian und die obere Steyermark. Von Helmina Wittwe von Chézy, geborne Freiin Klencke (1833).¹³ Beide Texte basieren auf früheren, populären Reisehandbüchern zur gleichen Gegend und wurden aus finanziellen Gründen geschrieben. 1816 schuldete sie ihrem Verleger Engelmann den Text zu *Neue Auserlesene Schriften der Enkelin der Karschin*, der erst 1817 erschien und trug ihre „Schuld“ durch Arbeit am Reisehandbuch ab. Sie beendete nur einen ersten Teil von 64 Seiten zur Schlossruine und zur Stadt Heidelberg; der Rest des Werks wurde von männlichen Mitarbeitern fertiggestellt.¹⁴ Es ist unklar, warum Engelmann die Herausgeberschaft dieses populären Handbuchs Chézy übertrug, denn die frühere Version wurde vom berühmten Aloys Schreiber, Professor der Ästhetik an der Universität Heidelberg, herausgegeben.¹⁵ Da Schreiber Heidelberg 1813 verließ, um Archivar und Hofhistoriograph am badischen Hof in Karlsruhe zu werden, ist zu vermuten, dass er Auftragsarbeiten wie dieses Handbuch nicht länger finanziell benötigte. Mit der Übertragung der Herausgeberschaft auf die Journalistin und Lyrikerin Chézy berücksichtigte Engelmann sicherlich den geänderten Publikumsgeschmack, der nach einer neuen Art von emotional-individueller Reiseliteratur verlangte, und benutzte die Gelegenheit, die berühmte Enkelin der Karschin an sein Verlagshaus zu binden.

Auch *Norika* erschien aus finanziellen Gründen: Chézy brauchte Geld, um nach dem Tod ihres Mannes nach Paris zu reisen und ihre Erbschaftsangelegenheiten zu regeln.¹⁶ Zu diesem Zeitpunkt hatte sie jedoch bereits seit vier Jahren Texte zum Salzkammergut und dem österreichischen Hochland gesammelt und stellte nun ein lose organisiertes Reisehandbuch zusammen aus eigenen Beiträgen und Texten ihres ältesten Sohns Wilhelm. Während das Handbuch zu Heidelberg insgesamt der Apodemik verpflichtet blieb

13 Das von Irmgard Scheitel Helmina zugeschriebene *Rundgemälde von Baden-Baden, seinen näheren und ferneren Umgebungen. Ein Taschenbuch für Kurgäste und Reisende* (1835) wurde von Sohn Wilhelm von Chézy geschrieben. Scheitel. *Gattung und Geschlecht* (wie Anm. 5). S. 11.

14 Helmina von Chézy (Hg.). *Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale. Wegweiser für Reisende und Freunde dieser Gegenden*. Heidelberg: Engelmann, 1816. S. viii; Helmina von Chézy. *Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben*. 2 Bd. Leipzig: Brockhaus, 1858. Bd. 2, S. 172.

15 Aloys Schreiber. *Heidelberg und seine Umgebungen, historisch und topographisch beschrieben*. Heidelberg: Engelmann, 1811.

16 Chézy. *Unvergessenes* (wie Anm. 14). Bd. 2, S. 389.

und sich vor allem an gebildete Männer wandte, versprach *Norika* einen viel moderneren, touristischen Ansatz, der Erlebnisberichte, Wandervorschläge, Hinweise auf Hotels, Restaurants, Wetter, nötige Kleidung und Proviant mischte. Gemeinsam ist beiden Handbüchern, dass sie den Reisenden als Fußwanderer oder Spaziergänger definieren, der sich aus der Kutsche, dem fahrenden Wohnzimmer, entfernt und die Natur unmittelbar zu Fuß entdeckt. Die sachlich-wissenschaftliche Sprache der früheren Handbücher wird durch eine emotional aufgeladene, subjektivierte Sprache ersetzt, und das erzählende Ich steht der Natur nicht gegenüber, sondern in ihr und lässt sie auf sich wirken.

Das Standardwerk zur Tourismusforschung, Wolfgang Günters *Handbuch für Studienreiseleiter*, definiert als den Anfangspunkt des modernen Tourismus die bürgerliche Bildungsreise und deren Verquickung mit dem nationalen Projekt im 19. Jahrhundert:

Im Unterschied zur Forschungsreise sucht sie ihre Ziele zumeist im Umkreis der eigenen Kultur [...]. Da sie sich in der Regel Orten zubewegt, die im Selbstverständnis eines bestimmten Kulturkreises als bedeutend und sehenswert gelten, bewegt sie sich auf die Geschichte zu, auf die in ihr vermittelten Monumente, Überreste und Schauplätze.¹⁷

Bereits in dieser Anfangsphase stehen dem reisenden Bürgertum Reisehandbücher zu verschiedenen Regionen Deutschlands zur Verfügung, die vor allem nationale Signifikanz haben, wie beispielsweise das Rheinland, das Neckartal und Heidelberg. Es sind Orte, wo der gebildete Bürger seine nationale Identität in der Auseinandersetzung mit der französisch-deutschen Geschichte bestätigt findet.¹⁸ So schrieb auch Aloys Schreiber sein erstes, erfolgreiches Reisehandbuch zur Rheinreise.¹⁹ Dieses Handbuch, wie auch

17 Wolfgang Günter. „Geschichte der Bildungsreise“. *Handbuch für Studienreiseleiter. Pädagogischer, psychologischer und organisatorischer Leitfadens für Exkursionen und Studienreisen*. Hg. Wolfgang Günter. Starnberg: Studienkreis für Tourismus, 1982. S. 7.

18 Peter Brenner. *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*. (2. Sonderheft. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur). Tübingen: Niemeyer, 1990. S. 340f.

19 Aloys Schreiber und F. L. Hoffmeister. *Anleitung den Rhein von Schaffhausen bis Holland, die Mosel von Coblenz bis Trier, die Bäder am Taunus, das Murgthal*,

sein Handbuch zu Heidelberg sind der Apodemik verpflichtet – dem Reisen auf einen bestimmten Zweck hin, das den Reisenden zum nützlichen Staatsbürger erziehen soll.²⁰ Während sich die Apodemik des 18. Jahrhunderts dem Studium des Menschen verschrieben hatte, wurde der Blick nun ausgeweitet auf die nationale Geschichte, aber auch Sachwissen zu Wirtschaft, Geographie und Geologie wurden miteinbezogen. Insgesamt machten die Reisehandbücher des frühen 19. Jahrhunderts Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, wiesen eine klare Gliederung von konkreter Sachinformation auf und beinhalteten hervorragende Karten.²¹

Auch *Gemälde von Heidelberg* ist dem nationalen Projekt verpflichtet. Das Werk richtet sich an den Fremden, der Heidelberg aus patriotischen Gründen besucht. Dieser Fremde wird jedoch als Deutscher figuriert, der die aufgelisteten nationalen Symbole – der Rhein, alt-deutsche Kunst, patriarchalische Sitten und Feudalismus – richtig erkennen und einordnen kann. Ein Besuch in Heidelberg hat so den Zweck, aus einem Bewohner (des geographischen) Deutschlands einen (National-) Deutschen zu machen, ihn zu sich selbst finden zu lassen und ihm so nationale Authentizität zu geben.²² Heidelberg fungiert in dieser Konstruktion als ein nationales Symbol, das in einen pseudo-religiösen Kontext eingebunden wird: „[Heidelberg] wird treu und innig den Fremdling zur Wallfahrt laden, wie ein Altarbild zur Andacht und Erhebung der Beschauer.“²³ Das Nachwort des Verlegers und dessen Hinweise auf die mitarbeitenden, patriotisch gesinnten Historiker und Statistiker und das ausführliche Orts- und Sachregister verstärken den Eindruck einer auf das Nationale ausgerichteten Apodemik des gesamten Werks.

Ruinen, vor allem die Heidelberger Schlossruine, nehmen einen zentralen Platz in diesem Reisehandbuch ein. Sie erlauben Chézy, eine deutsche Vergangenheit an die post-Napoleonische Gegenwart zu knüpfen und nationale Einheit als eine Traditionslinie darzustellen, die vom Frühmittelalter zur 1810 verstorbenen, nationalen Symbolfigur, Königin Luise, reicht.²⁴

Neckarthal und den Odenwald zu bereisen: Mit einer Charte. Heidelberg: Engelmann, 1812. Das Buch war so erfolgreich, dass es ins Französische und Englische übersetzt wurde.

20 Jost. *Landschaftsblick* (wie Anm. 4). S. 127.

21 Alex W. Hinrichsen. „Zur Entstehung des modernen Reiseführers“. *Zur Sonne, zur Freiheit! Beiträge zur Tourismusgeschichte*. Hg. Hasso Spode. Berlin: Verlag für universitäre Kommunikation, 1991. S. 21-32; hier S. 24.

22 Chézy. *Gemälde* (wie Anm. 14). S. v.

23 Chézy. *Gemälde* (wie Anm. 14). S. i.

24 Chézy. *Gemälde* (wie Anm. 14). S. 18.

Insbesondere die Schlossruine und deren Zerstörung durch französische Truppen im pfälzischen Erbfolgekrieg bietet Chézy die Gelegenheit, deutsche Identität zu beschwören. Insgesamt sind die von Chézy geschriebenen Seiten nicht nur ein „Wegweiser für Reisende und Freunde dieser Gegend“, sondern vielmehr ein Wegweiser zum nationalen Selbstverständnis.

Gemälde von Heidelberg vollzieht jedoch den Schritt von der traditionellen Apodemik zur modernen Landschaftsbetrachtung. Eine Zäsur geht mitten durch den Text: die von Chézy geschriebenen Teile vertreten eine moderne Sehweise, während der Rest des Buchs weiterhin der Apodemik verpflichtet bleibt.²⁵ Chézy weist in ihrem Vorwort auf diese doppelte Funktion des Werks hin. Als Zweck des Buches gibt sie an: „Was nun der Umkreis der benannten Landstriche in Kunst und Natur Liebliches und Anziehendes entfaltet, darauf will dies Büchlein aufmerksam machen, damit der Reisende seinen Zweck nicht verfehle.“²⁶ Dieser Zweck ist jedoch eingebunden in die subjektive Sehweise der Autorin und ihre Reflexionen zu Heimweh und Nostalgie. So signalisiert sie ihren Lesern, dass die Lektüre zwar nützliche Aspekte enthält, dem individuellen Leser aber auch zeigt, was er persönlich in Heidelberg sehen, erleben und vor allem empfinden soll. In dieser Hinsicht beschreibt die Autorin das Handbuch nicht nur als nützlich, sondern als eine „Erquickung“ und bittet den Leser, „ihm die Gesinnung zuwenden zu wollen, mit der es ihm dargebracht wird.“²⁷ Sie strukturiert so eine emotionale Kongruenz zwischen der Erzählerstimme und dem impliziten Leser, die sich drastisch unterscheidet von der distanzierten Beziehung zwischen Experten und Laien in früheren Reisehandbüchern.

Gemälde von Heidelberg steht so an der Schwelle von objektiver zu subjektiver Wahrnehmung: anstatt mit der größten Sehenswürdigkeit, dem Heidelberger Schloss, beginnt Chézy ihre Ausführungen mit einer Beschreibung der Spazierwege rund um Heidelberg, die den Fremden auf Umwegen dem Schloss annähern: „[E]in unaufhörlicher Wechsel von bedeutenden Gesichtspunkten beschäftigt und beseelt mit jedem Augenblick aufs neue.“²⁸ Der „einzige richtige“ Blick der Apodemik wird hier durch vielfache, subjektive Eindrücke ersetzt, denen sich der Reisende aussetzt. Chézy geht sogar

25 Siehe den Anfang des apodemischen Teils: „Heidelberg liegt unter dem 49°, 24' geographischer Breite, und 26°, 18' 27" der Länge, und dehnt sich auf der linken Seite des Neckars...“ Chézy. *Gemälde* (wie Anm. 14). S. 65.

26 Chézy. *Gemälde* (wie Anm. 14). S. viii.

27 Chézy. *Gemälde* (wie Anm. 14). S. v.

28 Chézy. *Gemälde* (wie Anm. 14). S. 3f.

noch einen Schritt weiter: Das Verhältnis zwischen Wahrnehmungssubjekt und der Umgebung ist weder eine der Dominanz und Kontrolle (wie beispielsweise im Panorama) noch eine der Distanz (wie im Barock), sondern dem Konzept der „begehbaren Landschaft“ verpflichtet. Sie belebt die Landschaft mit aktiven Verben, so dass das sehende Subjekt zum passiven Aufnahmeorgan wird: Skulpturen blicken aus Nischen heraus, das Elisabeth-Thor lockt, ferne Täler schwimmen und dämmern dem Blick entgegen, die Aussicht entwickelt sich mit jedem Schritt, und eine alte Grotte erhebt sich aus dem Grün.²⁹ Dies führt zu einem Austausch zwischen Fremdling und Landschaft, der den Besucher heimisch werden lässt: „Das Friedliche des ganzen Eindrucks dringt wohlthuend in das Gemüth, das hier unwiderstehlich einheimisch wird, wie fern her auch der Fremdling gekommen“.³⁰ Chézy vertritt hier also eine Sehweise, die die subjektive Erfahrung privilegiert. Damit steht dieses erste Reisehandbuch dem Reisebericht aber noch näher als dem modernen touristischen Reiseführer, den Peter Brenner als formal präformiert und inhaltlich normiert definiert.³¹ Chézy lenkt den Blick ihrer Leser zwar auch auf Sehenswürdigkeiten; ihre ausschweifende Erzählweise erlaubt dem Touristen jedoch nicht, den Text als Reiseführer zu lesen, da jede normierende Wahrnehmung gleich wieder hinterfragt wird: „Der Karlsplatz. [...] Jetzt ist dieser Platz *wohl* [Hervorhebung K.B.] einer der schönsten in Heidelberg“.³² Die beschriebene Landschaft wird hier zum schöpferischen, geistigen Akt des Subjekts, der zwar vom Vorgefundenen angeregt wird, jedoch eine abgelöste Leistung des Betrachters darstellt.³³ Somit bietet Chézy ihren Lesern die Möglichkeit eine präformierte als eine subjektive Wahrnehmung zu erfahren und sich auf individuelle Art und Weise mit dem Gesehenen auseinanderzusetzen.

Das Resultat der editorischen Zusammenarbeit zwischen der Autorin, Engelmann und den verschiedenen anderen Mitarbeitern ist uneben wie der Rezensent der *Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung* anmerkte. Er kriti-

29 Chézy. *Gemälde* (wie Anm. 14). S. 5ff.

30 Chézy. *Gemälde* (wie Anm. 14). S. 11.

31 Peter Brenner. „Die Erfahrung der Fremde. Zur Entwicklung einer Wahrnehmungsform in der Geschichte des Reiseberichts“. *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hg. Peter J. Brenner. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1989. S. 14-49; hier S. 39. Zur Partikularität von Chézys Sehweise, siehe Baumgartner. „Constructing Paris“ (wie Anm. 10). S. 360ff.

32 Chézy. *Gemälde* (wie Anm. 14). S. 67.

33 Jost, *Landschaftsblick* (wie Anm. 4). S. 78f.

sierete besonders den von Helmina geschriebenen Teil als zu poetisch und wenig wissenschaftlich:

Sie beschäftigt unsere Einbildungskraft, und giebt ihr Spielraum, sich die reizendste Nacht-Landschaft, die irgendeines Guido Pinsel auf Leinwand hingezaubert, denken zu können, und mit ihr die Einsamkeit seines Studierzimmers zu versüßen. Aber im Grunde lehrt sie uns nichts.³⁴

Für den Rezensenten erfüllen nur die von den männlichen Mitarbeitern geschriebenen Teile den Anspruch des Werkes, einen „Wegweiser für Freunde dieser Gegend“ zu bieten.³⁵ Der Rezensent unterwirft das ganze Buch einer veralteten Kongruenz von Sehen und Sprache und beschreibt die von Chézy geschriebenen Teile als Abweichung von dieser Norm. Er verweist diese ins Gebiet der (sentimentalen) Kunst und macht für die restlichen Teile des Buches die „objektive Realitätsabbildung“ geltend. Dem Rezensenten fehlt also noch jegliches Bewusstsein für den Reiseführer als literarisches Kunstprodukt, dessen Ziel es ist, Bilder in Worte zu verwandeln³⁶, und so sieht er nur Defizite und nicht Bemühungen um eine Modernisierung der Gattung.

In ihrem zweiten Reisehandbuch, *Norika*, treibt Chézy ihr theoretisches Konzept weiter. Das Handbuch beschreibt detailgetreu Wanderungen durch die Landschaft („Ausflug über die Grünau nach Stift Kremsmünster und Steyer“) und Sehenswürdigkeiten („Röthelbachhöhle“), analysiert aber auch die Ursachen der Verarmung der lokalen Bevölkerung („Ursachen der Verarmung“).³⁷ Im Vergleich zu Johann Steiners *Reisegefährten durch die Oesterreichische Schweiz*³⁸, der zwar auch als Reiseführer gedacht war und auf den sich Chézy mehrfach bezieht, wählt Chézy nicht die historisch, geographisch, statistisch und „pitoreske“ Gliederung die Steiner seinem Werk unterlegt, sondern arrangiert ihr Handbuch nach Wanderungen und

34 „Ergänzungsblätter“. *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung* 68 (1816): S. 155-159; hier S. 155f.

35 „Ergänzungsblätter“ (wie Anm. 34). S. 156.

36 Jost. *Landschaftsblick* (wie Anm. 4). S. 20.

37 Helmina von Chézy. *Norika. Neues ausführliches Handbuch für Alpenwanderer und Reisende*. München: Fleischmann, 1833. S. xx-xxi.

38 Johann Steiner. *Der Reisegefährte durch die österreichische Schweiz oder das ob der ennsische Salzkammergut, in historisch, geographisch, statistisch, kammeralisch und pitoresker Ansicht. Ein Taschenbuch zur geselligen Begleitung in diesen Gegenden*. Linz: J. Fink, 1820.

Fußreisen durch die Gegend.³⁹ Historische, geographische und statistische Angaben werden direkt in die relevanten Textstellen eingebaut, und der Leser, der wie der Rezensent oben an „nahrhaftere Kost“ kommen will, muss der Erzählerstimme auf ihre Wanderungen folgen und die Geschichte der Gegend durch ihre Landschaft kennen lernen.

Die Beziehung zwischen Erzählerstimme und Leser ist eine der Freundschaft und Intimität – das Verhältnis von ich und „Du“. Wie in *Gemälde von Heidelberg* ist der reisende Fremde ein Bildungsbürger, der die Landschaft zwar nicht aus patriotischen Gründen bereist, sondern wegen ihrer Schönheit und ihrer archeologischen Funde. Wieder wird die Landschaft subjektiv beschrieben, aber deutlicher als in *Gemälde von Heidelberg* verweist Chézy auf die notwendige interpretative und imaginative Leistung ihrer Leser:

Es ist etwas Missliches um das Ausmalen in solchen Beschreibungen, ich vermeide es gerne, manchmal ich der Versuchung nicht immer widerstehen kann, wie hier gesehen. Man muß der Phantasie des Lesers etwas überlassen, um dem Reiz der Beschauung nicht vornherein alles Überraschende rauben. Darum sage ich Dir nichts mehr vom Gaisberg.⁴⁰

Der subjektive Eindruck beim Lesen wird bestärkt durch den Gebrauch des Präsens, das dem Leser die Illusion gibt, das Neue gleichzeitig mit der Erzählerstimme zu entdecken. Wie in *Gemälde von Heidelberg* wird auch hier die touristische Reise als eine sinnliche Erfahrung beschrieben, die speziell durch die Fußreise ermöglicht wird. Diese erlaubt dem Reisenden, sich in der Landschaft zu bewegen, Regen und Sonnenschein zu fühlen, und so die Landschaft durch den eigenen Körper kennenzulernen.

Norika kommt dem modernen Reiseführer am nächsten, wenn die Erzählerstimme eine bestimmte Route als die bessere empfiehlt, vor schlechtem Essen oder überteuerten Gasthöfen warnt und dem Leser eine ausführliche Liste mit der zur Wanderung nötigen Ausrüstung gibt:

Steigeisen, Alpenstock, Flanell-Brusttuch, Wundschuh sind notwendig und der Hut mit breiter Krempe muß Bänder unterm Kinn [...] haben [...]. Ein Fernrohr und ein kleines Päckchen mit seiner Wäsche, weil diese leicht zu tragen und schnell zu trocknen, [...] empfehl ich dringend dem Wanderer, [...]

39 Martha Khil. „Johann Baptist Steiner. Der Verfasser des ‚Reisegefährten durch die Oesterreichische Schweiz‘“. *Oberösterreichische Heimatblätter* 6.4 (1952): S. 578-587; hier S. 586.

40 Chézy. *Norika* (wie Anm. 37). S. 42f.

indem ich ihm den Leitfaden durch die Felsenlabyrinth des schönen Landes sorglich um die Hand winde.⁴¹

Solche pragmatischen und detailgetreuen Angaben machen *Norika* zum Typus des Reiseführers im Stil des Baedekers.

Gleichzeitig unterscheidet sich *Norika* aber fundamental vom typischen Baedeker durch Chézys politische Stellungnahme und ihren Verweis auf die Zensur, der sich das Werk unterziehen musste. *Norika* ist der Kaiserin Carolina Augusta von Österreich gewidmet, ein Hinweis darauf, dass das Salzkammergut seit dem 16. Jahrhundert unter besonderer und direkter Verwaltung der Habsburger stand.⁴² Die Region war aufgrund der reichen Salz- und Erzvorkommen eine alte Handelsregion, deren Wohlstand vor allem dem Adel und dem Bürgertum zugute kam. 1819 wurde das erste Solebad eingerichtet und die Gegend wurde touristisch erschlossen.⁴³ Trotz der Salz- und Erzvorkommen war der größte Teil der Bevölkerung aber arm, denn die Habsburger Regierung hatte es versäumt, eine verkehrstechnische Infrastruktur in diesem bergigen Gebiet anzulegen, so dass das Hochland nur zögernd dem Tourismus erschlossen werden konnte. Zahlreiche Hungersnöte waren die Folge. In ihren Memoiren erinnert sich Chézy: „Die Bergleute sahen bleich und abgezehrt aus“ und bestanden „beinah nur [aus] Haut und Knochen.“⁴⁴ Sie kritisiert die politische Apathie der Kaiserin, die Schutzherrin des Salzkammerguts war, und das durch und durch korrupte Regime der Habsburger.⁴⁵ In den Zeilen des Reisehandbuchs thematisiert Chézy wiederholt die Misswirtschaft der Habsburger und weist in ihrem Schlusswort darauf hin, dass sie *Norika* geschrieben habe, um die Gegend dem Tourismus zu öffnen, d.h. zur wirtschaftlichen Entwicklung beizutragen.⁴⁶ Gleichzeitig nimmt Chézy die soziale Verantwortung der Schreibenden wahr – eine weitere Modernisierung der Gattung – und weist auf die wachsende Macht der Presse hin, soziale Missstände öffentlich zu machen und dadurch Veränderungen zu erzielen.⁴⁷

41 Chézy. *Norika* (wie Anm. 37). S. 48.

42 Wolfgang Hackl. *Eingeborene im Paradies. Die literarische Wahrnehmung des alpinen Tourismus im 19. und 20. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer, 2004. S. 45.

43 Hackl. *Eingeborene* (wie Anm. 42). S. 45.

44 Chézy. *Unvergessenes* (wie Anm. 14). Bd. 2, S. 281

45 Chézy. *Unvergessenes* (wie Anm. 14). Bd. 2, S. 275

46 Chézy. *Norika* (wie Anm. 37). S. 277.

47 „Ich hielt uns Dichter für berufen, den Nothschrei zu erheben, da wir es im Liede können“. Chézy. *Unvergessenes* (wie Anm. 13). S. 286.

In den von Chézy geschriebenen Reisehandbüchern lässt sich die Entwicklung dieser literarischen Gattung im Vormärz nachvollziehen. Weder *Gemälde von Heidelberg* noch *Norika* sind Reiseberichte im traditionellen Sinn. Vielmehr handelt es sich um professionelle Auftragsarbeiten, die einem gebildeten Publikum die touristische Reise nach Heidelberg und ins Salzkammergut ermöglichen sollen. Beide Reisehandbücher sind kommerziell ausgerichtet und auf den Publikumsgeschmack der Zeit zugeschnitten. Chézy modernisiert diese Gattung radikal, indem sie die Apodemik durch die moderne, subjektive Reiseerfahrung ersetzt und so dem touristisch Reisenden erlaubt, eine präformierte Erfahrung als eine individuelle zu erleben. Mit ihren Reisehandbüchern trägt Chézy aber auch zu einer sich verschnellenden Demokratisierung der Reiseerfahrung bei, die in der Literatur stattfindet. Durch die Literatur können Reiseerlebnisse nämlich dupliziert und demokratisiert werden, da jedes Mitglied einer Leihbibliothek durch die Lektüre eines Reisenhandbuchs an einem Stadtspaziergang durch Heidelberg teilnehmen und sich so die nötigen (nationalen) Kenntnisse aneignen kann, wie Chézy richtig erkennt:

Im Worte liegt die reichste Schöpferkraft des menschlichen Geistes, da Töne, Farbe und Licht in ihm enthalten sind. Das Wort dringt überall hin, dem Gemälde ist nur eine Stelle beschieden, die Musik will ausgeführt seyn, das Wort ist in sich selbst vollendet.⁴⁸

Die beiden hier vorgestellten Reisehandbücher Chézys zeigen deutlich, dass die Entwicklung des Reiseführers im frühen 19. Jahrhundert nicht in Isolation erfolgte, sondern Teil einer breiten und vielschichtigen literarischen Entwicklung war, an der auch Schriftstellerinnen Anteil hatten.

48 Chézy. *Gemälde* (wie Anm. 14). S. iv.

Beate Borowka-Clausberg (Hamburg)

„Ich reise um zu leben.“

Ida Gräfin Hahn-Hahns literarisierte Lebensfahrt mit Kalesche und Eisenbahn

Die skandalumwitterte und erfolgreiche Schriftstellerin Ida Gräfin Hahn-Hahn (1805-1880) war ihr Leben lang auf Reisen; sie war im ständigen Grenzenüberqueren zu Hause. In ihren Romanen und Reiseberichten hat sie Spiegelbilder ihrer eignen Seele und ihrer Zeit entworfen. „Ich reise, um zu leben“ hat sie behauptet und sich damit ein wesentliches Motiv ihres Daseins bewußt gemacht. – Angesichts ihres ungewöhnlichen Lebenslaufs und ihrer unzähligen vorübergehenden Aufenthalte an unterschiedlichsten Orten ist man gleichwohl verblüfft und fühlt sich angehalten, wirkliche Erklärungen zu finden. Persönliche Sinnsuche scheint in diesem Fall ein lebenslänglicher Leitfaden gewesen zu sein. Die biographischen Hintergründe der Hahn-Hahnschen Reiselust liefern den Beleg.

*

Die Gräfin hat ihre Reisen nicht nur en passant erfahren, sondern in ihren Schriften festgehalten und fürs Lesepublikum aufbereitet. „Wie soll ich es prästieren [fertig bekommen], die ganze Welt zu sehen?“¹ ließ sie ihre Heldin *Faustine* im gleichnamigen Roman fragen. – Für sich selbst hatte sie diese Frage schon praktisch beantwortet, nämlich mit rastloser Reisetätigkeit, die offenbar ihren eigenen Sinn entfaltete. Auf Reisen zu sein war an die Stelle eines standesgemäß festen Wohnsitzes getreten.

Den angestammten Landsitz hatte das kleine Mädchen schon früh verloren; als sie vier Jahre alt war, ließen sich ihre Eltern scheiden. Das gesamte Vermögen, unzählige Ländereien, Schlösser und Gutshöfe, hatte Idas Vater, Karl Graf von Hahn, seiner Theaterleidenschaft geopfert. Deren bizarre Auswüchse waren in aller Munde. Auf dem Rempliner Schloßgelände hatte er ein prunkvolles Theater errichten lassen, bekannte Schauspieler wie Iffland eingeladen und horrendes Gagen gezahlt, die mit Gaben echten Schmucks noch abgerundet wurden. Das Familienvermögen war auf diese Weise schnell aufgebraucht.

1 Ida Gräfin Hahn-Hahn, *Gräfin Faustine*, 3. Aufl., Berlin 1845, S. 89 In: Aus der Gesellschaft. Gesamtausgabe der Romane von Ida Gräfin Hahn-Hahn, Dritter Theil, Berlin 1845.

Seit Jahrhunderten hatten die Hahns zum reichsten und bedeutendsten Mecklenburger Adel gehört. Idas Großvater war ein hochangesehener Wissenschaftler des 18. Jahrhunderts, der mit Goethe und Herder freundschaftlichen Umgang pflegte. Er betrieb philosophische und astronomische Studien und ließ im Rempliner Schloßpark die erste Sternwarte Mecklenburgs erbauen. Zu seinen Ehren ist sogar eine Bergregion des Mondes benannt worden: das *Hahn-Gebirge*. – Dieses großväterliche Renommée hat Ida Hahn-Hahn gern hervorgehoben; an den skandalösen Vater hingegen wollte sie nicht erinnert werden.

Die Schauspielerin Karoline Bauer, eine Bekannte aus Dresdener Kreisen, hat in ihren Erinnerungen boshaft-liebenswert behauptet, sie habe sich keinesfalls rächen wollen, indem sie Ida von ihrem „chere père“ erzählte, dem fahrenden, heruntergekommenen, närrischen Theater-Grafen. Sie habe gewußt, „daß der Papa Theatergraf die fatalste Erinnerung im Leben und in der immensen Seele der Gräfin Ida war und daß sie sich redlich und mit bestem Erfolg bemühte, sich an ihn so wenig wie möglich zu erinnern“.² – Offenbar war Ida Hahn-Hahn in ihrer Ruhelosigkeit, ihrer Exaltiertheit und Phantasie ihrem Vater sehr ähnlich. Doch wird sie ihm wohl nie verzeihen haben, daß er die Familie an den Rand des Ruins brachte und – was noch schlimmer war – lächerlich gemacht hat. Alles Hab und Gut, Schlösser und Ländereien mußten verkauft werden. Einzig Neuhaus in Schleswig Holstein verblieb im Familienbesitz. Dort lebte später Idas Bruder Ferdinand, mit dem sie eine innige Beziehung verbunden hat.

Nach der Scheidung der Eltern wurden ständige Wohnortwechsel für Ida vollends zur Gewohnheit. Mit ihrer Mutter und den Geschwistern war sie schon als Kind und junges Mädchen regelmäßig verreist, sei es zur Erholung ans Meer, sei es um die berühmte Sängerin Malibran zu hören oder um Besuche in anderen Städten und Ortschaften zu machen. Unterwegssein hatte also schon immer zu ihrem Leben gehört.³ Ihre Vernunftheirat mit dem sehr vermögenden Vetter Friedrich Graf Hahn war auch ein Versuch, ein seßhaf-

2 Karoline Bauer, *Aus meinem Bühnenleben*, hrsg. von Karl von Hollander, Weimar 1917, S. 395.

3 Zur Biographie vgl. Bernd Goldmann *Ida Hahn-Hahn – eine emanzipierte Frau und Schriftstellerin aus dem 19. Jahrhundert*. In: *Jahrbuch für Heimatkunde im Kreis Plön-Holstein*, 10 Jg. (1980), S. 36-50; Renate Möhrmann: *Die andere Frau*. Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der Acht- und vierziger Revolution, Stuttgart 1977; Katrien van Munster: *Die junge Ida Gräfin Hahn-Hahn*, Graz 1929; Marie Helene (Elisabeth le Maitre): *Gräfin Ida Hahn-Hahn*. Ein Lebensbild nach der Natur gezeichnet, Leipzig 1869.

tes Leben zu führen. Doch dieses Unternehmen mißlang; der Ehemann war ein prosaischer und fordernder Landjunker, und als die eigenwillige Ange- traute mit Hang zur Poesie sich nicht unterwerfen wollte, reichte Graf Hahn die Scheidung ein.

Die schwangere junge Frau mußte das Schloß verlassen und brachte erst nach der Scheidung ihr Kind zur Welt. Diese Demütigung hat sie nie verwin- den können und die Behinderung der Tochter vertiefte ihr Unglück noch. Ida Hahn-Hahn hat nie wieder geheiratet, lebte aber später lange Jahre mit Baron von Bystram zusammen. Auch das war eine gesellschaftliche Provoka- tion. Nach Bystrams Tod im Jahre 1849 konvertierte sie zum Katholizismus. Ihrer 1851 verfaßten, nun programmatisch angelegten Autobiographie hat sie den bedeutungsgeladenen Titel *Von Babylon nach Jerusalem*⁴ gegeben. Zwi- schen den beiden symbolisch aufgeladenen Orten sah sie ihren Lebensweg ausgerichtet, der sie aus dem heidnischen Sündenpfehl Babylon ins himm- lische Jerusalem, in die Stadt Gottes, geführt hat.

Sie zog sich in ein selbstgegründetes Kloster zurück, aber das Reisen hat sie nie ganz aufgegeben. Ins *Jenseits der Berge*, nämlich nun nach Rom zog es sie hin und immer wieder zu ihrem Bruder nach Neuhaus.

Ida Hahn-Hahns Schriften lassen sich nur schwer von ihrer Biographie trennen. Stets spiegelten sich ihre persönlichen Erfahrungen in Reiseberich- ten, in Romanen und Erzählungen. Rezensenten machten ihr das immer wieder zum Vorwurf. Ihr erster Roman *Aus der Gesellschaft*, später umbenannt in *Ilda Schönholm*, war ein Echo ihrer unglücklichen Liebe zum jüdischen Demokraten Heinrich Simon und entwarf in der Person der Gräfin Schön- holm ein Wunschbild der eigenen Person.⁵ In ihrem bekanntesten Roman *Gräfin Faustine* zeichnete sie dann das Portrait ihrer desolaten Ehe⁶, die sie vollends zur ruhelosen Reisenden gemacht hat.

*

Ida Hahn-Hahn war zeitlebens darauf bedacht, sich und Anderen Rechen- schaft über ihr unablässiges Unterwegssein abzulegen. In ihrem 1840 erschie- nenen Reisebericht *Jenseits der Berge* wählte sie folgende herausfordernde Erklärung:

Ich reise nicht um zu sehen und zu hören; nicht um zu bewundern und bewun- dert zu werden; nicht um mich zu bilden und Kenntnisse und Wissenschaft

4 Ida Gräfin Hahn-Hahn, *Von Babylon nach Jerusalem*, Mainz 1851.

5 Katrien van Munster, S. 89.

6 Vgl. dazu Gesa Dane: *Zeter und Mordio*. Vergewaltigung in Literatur und Recht, Göttingen 2005.

zu erwerben; nicht um zu Hause mündlich und schriftlich allerliebste Märchen von meinen Reisen zu liefern; nicht um Menschen, Sitten, Gebräuche des Auslandes als Stoff zu künftigen interessanten Medisancen einzusammeln: ich reise, um zu leben.⁷

Der provokante Ton war offenbar bewußt gewählt. Tatsächlich hat Ida Hahn-Hahn solche Rechtfertigungen mehr oder minder bewußt übergangen. Auf Reisen gar nicht sehen und hören zu wollen war doch unmöglich. Wie soll man denn überhaupt des Reisens gewahr werden? Zur Vorbereitung ihrer Reisen hat Ida Hahn-Hahn sogar Vorstudien getrieben, um sie dann vor Ort zu prüfen und zu ergänzen. Vergleichend und abwägend hat sie so Stoffe, Motive und Ideen für ihre Bücher gesammelt und daraus ihre Geschichten entwickelt. Ihr ausgeprägtes Selbstbewußtsein veranlaßte sie, gängige aristokratische und auch bürgerliche Bildungsideale trotzig abzulehnen und sich einer bewußt subjektiven und individuellen Art des Reisens hinzugeben.

Ida Hahn-Hahns zitierte Bemerkung über ihr Reise-Leben kann aber noch anders verstanden werden, wie die nachfolgenden Sätze es nahelegen:

Sucht nicht jeder sein kleines Dasein so gut wie möglich durchzubringen? Geschehen nicht ganz unerhörte Dinge, um das Leben zu fristen? Deshalb sitzen Menschen tagelang am Schreibtisch oder in dumpfen Werkstätten; deshalb stehlen, morden, betrügen sie, heimlich, öffentlich – wie's kommt; deshalb setzten sie sich der Möglichkeit aus, am Galgen oder im Kriege zu sterben; ja, was noch viel grausiger ist, deshalb heiraten Frauen unerträgliche Männer. Ich reise um zu leben.⁸

Reisen waren die einzige ihr verbliebene Art zu leben, so Ida Hahn-Hahns Erklärung, denn ein erträgliches eheliches Zuhause hatte sie nicht. Dieser Einsicht fügte sie als romantisierende Bekräftigung eine Prophezeiung hinzu: Eine Zigeunerin habe ihr geweissagt, daß es für sie nie einen Ruheort, ein Schloß geben würde, statt dessen ein Zelt. Die Alternative schien ihr plausibel. Das sehr früh verlorene Schloß ihrer Kindheit, ständiges Umherziehen mit Mutter und Geschwistern ließ Gefühle von Geborgenheit oder selbstverständlicher Häuslichkeit gar nicht erst entstehen. Ihr Versuch, sich mit der Heirat auch an einem festen Wohnsitz zu binden, war fehlgeschlagen. Die entwürdigenden Umstände ihrer Ehe beförderten eher das Gefühl von Einsgeschlossenensein. So muß sich ihr Wunsch nach Freiheit und Beweglichkeit

7 Ida Gräfin Hahn-Hahn: *Jenseits der Berge*, Leipzig 1840, Teil I, S. 14.

8 *Jenseits der Berge*, Bd. I, S. 14.

über alle Grenzen des Zumutbaren gesteigert haben. Der Preis war Verzicht auf Luxus. – Es deutet also vieles darauf hin, daß Ida Hahn-Hahns Ruhelosigkeit vor allem ein schmerzhaft erlerntes Unvermögen war, an einem einzigen Ort zu leben. Davon gibt ihr Briefwechsel mit dem Bruder Ferdinand beredtes Zeugnis; er dokumentiert jenes *Umberziehen* von Ort zu Ort, von Hotel zu Hotel, von Wohnung zu Wohnung; verbunden mit einem Nichtwissen, wo der nächste vorübergehende Ruhepunkt sein würde:

1839-09-06, Genf, an ihren Bruder Ferdinand Hahn: Du siehst, ich sitze noch tief in der Schweiz; dennoch werd' ich sie um Mitte des Monats verlassen, u[nd] nach einem Rendezvous mit Frau von Rutenberg in Stuttgart u[nd] mit der Schönburg in Dresden, vermuthlich in den ersten Oktobertagen in Berlin sein. Den Oktober will ich dort zubringen. Wenn Du über Berlin gehst, so können wir vielleicht zusammen nach Greifs[wald]. fahren; auf ein Paar Tage früher oder später kommt es mir natürlich nicht an; das lernt man beim vielen Reisen: immer parat zu sein. Schreibe mir nur nach Berlin post. rest., ich weiß noch nicht, wo ich wohnen werde. – In Elfenau bin ich grade 8 Wochen gewesen, ganz ruhig u[nd] ohne alle déplacements: Am 26. fuhren wir über Lausanne hieher, sämtlich. – Die Stadt macht mir den Effect, als ob ich ein Indienkleid mit Gold gestickt sähe [...] – Doch in 3-4 Tagen wird, denk ich dieses muntre Leben zu Ende gehen, denn ich habe in Elfenau noch allerhand Reisevorbereitungen zu machen. Leider ist das Wetter durchgängig schlecht ! die liebeiche Gegend haben wir fast gar nicht exploitirt, u[nd] den Mont-blanc selten klar gesehen – aber dann ! wie majestätisch!⁹

Einen nennenswerten eigenen Haushalt besaß sie wohl nicht und wenig private Dinge, wahrscheinlich auch keine Möbel. Sie wohnte entweder in Hotels oder in kleinen möblierten Wohnungen. Diesen Zustand „unabhängiger Unbequemlichkeit“¹⁰ nahm sie bewußt in kauf, wie aus einem Brief an ihren Bruder zu entnehmen ist:

aber sehr bequem ist's eigentlich nirgends wo man lebt wie l'oiseau sur la branche, u[nd] ehe man sich zur unabhängigen Unbequemlichkeit oder zur abhängigen Bequemlichkeit entschließt, muß man wissen wofür man seine spezielle Neigung hat, u[nd] weiß man das, so erträgt man die Schattenseite ziemlich gleichgültig.¹¹

9 Brief vom 9.6.1839. Fritz Reuter Literaturarchiv Berlin (FRLA).

10 Brief vom 9.3.1842. FRLA.

11 Brief vom 9.3.1842. FRLA.

Die erste eigene Wohnung, über die sie in ihrer Korrespondenz berichtete, befand sich in Dresden. Dort lebte sie in der Waisenhausstrasse zusammen mit ihrem Lebensgefährten Baron von Bystram in einer, wie sie ausdrücklich notierte, ihr sehr angenehmen Umgebung: „es kostet mich einen wahren Entschluß meinen kleinen hiesigen Pavillon neben einem plätschernden Springbrunnen im duftenden Gärtchen wo ich [...] schreibe u[nd] die Morgen verbringe zu verlassen.“¹² Das allerdings war später, denn einige Jahre zuvor ging ihr Bewegungsdrang so weit, daß sie sogar über den Kauf eines Reisewagens nachdachte: „Was kostet wol in Wien eine Kalesche wie ich sie brauche?“ schrieb sie aus Neapel ihrem Bruder Ferdinand.¹³ Und neun Monate später beschäftigte sie diese Idee nach wie vor:

Du spitzest Deine Ohrlein u[nd] denkst es sei wol von einem Buch die Rede; mit nichten, Contino ! ich habe meinen Wagen im Kopf, u[nd] besonders den Moment, wenn es Frühling sein wird u[nd] ich in ihm nach Neuhaus rollen werde. Denn so hab ich es mir jezt definitiv ausgedacht, u[nd] nehme dazu Deine Güte in Anspruch: eine Wiener Kalesche, ganz bequem u[nd] geräumig, aber zweiseitig, u[nd] dafür mit zwei Böcken. Geschlosner Kasten. Kein Vorderverdeck. Sollte man die nicht für 700 fl. haben ? bis Ende April müßte sie fertig u[nd] in Prag sein, etwa im schwarzen Roß oder einem andern Hotel. Von dort hof ich selbst sie ab; so brauch ich keinen Zoll zu zahlen u[nd] nach Prag ist der Transport von Wien doch ziemlich leicht; nicht wahr ? Breitspurig muß der Wagen aber sein u[nd] mit eisernen Achsen; dann betrachte ich ihn wie mein irdisches Haus. [...]. Mein Wappen muß ich dann auch wol hinsenden; oder malt man sie nicht auf die ganz dunkeln Wagen ?¹⁴

Der Wunsch, ein derart rollendes *irdisches Haus* auf vier Rädern zu besitzen, veranlaßte Ida Hahn-Hahn, ganz pragmatisch über die Beschaffung der dafür nötigen Mittel nachzudenken: Sie wollte die Kosten mit dem Erlös eines neuen Romans bestreiten: „so muß ich noch ein Buch schreiben, um die Wagenkosten zu decken“¹⁵, schrieb sie 1840 ihrem Bruder.

Die Wiener Kalesche blieb Idas Traum. Noch im selben Jahr 1840 unterzog sie sich einer Augenoperation – ihr schielender Blick sollte korrigiert werden – und war fünf Monate, in denen sie ursprünglich reisen wollte, sehr schwer krank. Die Operation mißglückte, ihr operiertes Auge konnte nicht

12 Brief vom 11.6.1845. FRLA.

13 Brief vom 3.3.1839. FRLA.

14 Brief vom 27.12.1839. FRLA.

15 Brief vom 21.1.1840. FRLA.

mehr gerettet werden. Von einem Wagen war später nicht mehr die Rede. Statt dessen steigerten sich die fiktionalen Reiseantritte.

*

1838 war Ida Hahn-Hahns erster Roman *Aus der Gesellschaft* erschienen, der in zweiter Auflage 1845 den Titel *Ilda Schönholm* erhielt. Bereits mit dem ersten Satz wurde das Grundmotiv der Geschichte eingeführt: „Ein bepackter Reisewagen fuhr langsam und schwerfällig zur letzten Höhe des Wormser Jochs hinauf.“¹⁶ Der Reisewagen war der „Geist der Erzählung“¹⁷ und brachte diese auf den Weg und ins Rollen. Unübersehbar kündigte sich das Diskussionsthema Reise gleich zu Anfang an: „Heut’ zu Tage reis’t ja alle Welt, und alle Welt hat auch sein Wappen.“¹⁸ konstatiert die Hauptperson des Romans, Gräfin Schönholm, und läßt sich mit ihrem Begleiter und Schützling, dem Künstler Polydor auf ein Zwiegespräch ein, worin sie die Rolle der Reisebegleiterin übernimmt:

Ja, wenn es möglich wäre, nie das geliebte Dach des Vaterhauses zu verlassen! Doch ist das einmal geschehen, so ist damit auch schon der erste Schritt in die Fremde gethan und die Scheu vor ihr überwunden. Dann zieht sie uns an, lokkend und magisch, und bleibt es so lange bis wir uns mit ihr vertraut gemacht haben. Sind wir heimatlich in ihr eingebürgert, oder vollends bequem eingestrichelt, so hat sie ihren Reiz verloren, und sieht uns mit solchem Alltagsgesicht von Langweiligkeit an, daß wir über Meere schiffen und über Berge klettern müssen, um wieder die Fremde zu suchen.¹⁹

Polydor kontert:

Aber wie drückend ist dies Umhertreiben in dem begrenzten Kreise, für die unbegrenzte Sehnsucht! Und wenn wir über die ganze Erde dahingewandelt sind, so ist diese Sehnsucht nicht befriedigt, höchstens ermattet, und wir haben nichts weiter gesehen, als Sonne, Mond und Sterne, auf zwei- und vierbeinige Geschöpfe herabscheidend, was wir ganz genau auch sehen, wenn wir in unserm heimatlichen Dörfchen bleiben.²⁰

16 Hahn-Hahn, *Ilda Schönholm*, 2. Aufl., Berlin 1845.

17 Thomas Mann spricht vom „Geist der Erzählung“ in seinem Roman *Der Erwählte*.

18 Hahn-Hahn, *Ilda Schönholm*, S. 3.

19 Ebd., S. 4.

20 *Ilda Schönholm*, S. 4f.

Auf die Frage, warum er nicht in der eigenen Heimatsphäre geblieben sei, beruft sich Polydor auf sein Künstlerdasein und darauf, daß gerade der Künstler auf Reisen viel lernen könne. Das bestätigt die Gräfin nur allzu gern und nennt die unterschiedlichsten Gründe fürs Verreisen:

Sehen Sie wol! weder Sie noch irgend Einer mag sich mit dem heimatlichen Dörfchen begnügen. Der Gelehrte sagt: ich muß meine Wissenschaft bereichern; der Staatsmann: ich muß mich erholen von dürren Geschäften; der Diplomat: ich muß fremde Höfe und Kabinette in der Nähe observiren; der Soldat: ich möchte gern wissen ob die Pescherähs auch eine Idee von Fortification und Taktik haben; und jeder Mann: ich muß die Welt sehen. Die Frauen, die sich emancipiren so gut sie können, wollen auch die Welt sehen, nicht um Taktik, Kabinette, Bibliotheken und Museen zu studiren, sondern um sich zu amüsiren – und ein Grund ist so gut wie der andere.²¹

Polydor fragt die Gräfin, warum sie die ganze Welt sehen möchte. Und sie gibt eine Antwort, in der sie sich weit in die Kulturgeschichte zurückbewegt und Griechen als Vorbilder anführt: „Die Griechen nannten den einen Unglückseligen, der den olympischen Jupiter nicht gesehen. Ich bin ungefähr ihrer Meinung, und mag nicht zu den Unseligen gehören, die nie das Schneegebirge im Abendroth und das Koliseum im Mondlicht erblickt haben, nie den St. Stephan, und Madonnen von Rafael und Bettelbuben von Murillo.“²² Glückssuche wurde demnach zum herausragenden Reisetmotiv, das dem Leben befreiende und befriedigende Bewegtheit verleiht.

Bemerkenswert ist, daß Ida Hahn-Hahn bald eine Szene hinterherschickte, die das Fahren selbst als Vorgang ästhetisierte und als Genuß empfinden ließ:

Sie ließ den Wagen zurückschlagen und fuhr fröhlich in der grünen Landschaft dahin. O, es ist sehr lieblich am schönen Sommermorgen durch eine anmuthige Gegend rasch zu fliegen wie ein Vogel, der auch nichts von der Welt will, als über ihr schweben. Das Fahren ist wirklich die höchste Annehmlichkeit des Reisens. Das Gasthofleben ist unruhig; das Durchstreichen der Städte ist ermüdend; das Bewundern der Kunstschatze und Merkwürdigkeiten ist eine Sache, von der man sich gern durch einen Tag Holzsägen oder Wassertragen loskaufen würde. Aber sich unbeweglich in den Wagen zurückzulehnen, indessen er leicht und bequem auf einer guten Chaussee rollt; vor den Augen bunte Bilder zu haben, die wechselnd, wie Träume, nie lang genug hängen bleiben um uns zu langweilen; durch den Sinn Gedanken fliegen

21 *Ilda Schönholm*, S. 5.

22 *Ilda Schönholm*, S. 5.

zu lassen, die sich bald an jene Bilder knüpfen, bald durch die wunderlichsten Ideenverbindungen erzeugt werden; von keiner irdischen Bedürftigkeit gebunden zu sein, weil man weiß daß man überall einen gedeckten Tisch findet, und – sollte man einmal kein Bett finden – recht gern *a la belle étoile*, vom Wagen wie von einer Wiege geschaukelt, schläft; immer das Rollen der Räder zu hören, das, gleich dem Rauschen eines Bachs, und dem Klappern einer Mühle, und dem Plätschern des Ruderschlags, durch seine Einförmigkeit ein beruhigendes *Accompagnement* für die in's Unendliche schweifenden Gedanken wird; das ist eine Wonne, an die, wie der Liebende an die Liebe, nur der ächte Reisende glaubt. Und außer ächten Liebenden ist gewiß nichts seltener auf der Welt zu finden, als ächte Reisende. Denn wer da reis't aus Neugier, oder aus Langerweile, oder der Gesundheit und Mode wegen, oder um Bücher darüber zu schreiben – der gehört nicht zu ihnen und weiß nichts von jenem seligen Quietismus.²³

*

Ida Hahn-Hahn hat in solchen Passagen ihre Gedankenwelt mit dem Motiv der Bewegung in unmittelbaren Zusammenhang gebracht. Das fahrend bewegte Individuum konnte, mit dem ständigen Wechsel der Bilder vor Augen, eine Gedankenwelt entwickeln, die sonst nicht zugänglich gewesen wäre. Die Kalesche erscheint hier wie auch später in Idas Briefwechseln, wenn man ein geläufiges Theorem bemühen will, als eine Foucaultsche *Heterotopie*: als ein in sich geschlossener Ort ohne festen Ort, als eine realisierte Utopie, in der man sich im Raum bewegen kann. Die Heterotopie besitzt sowohl mythische als auch reale Eigenschaften und gibt deshalb der Imagination Raum zur freien Entfaltung.²⁴ Ausgeklammert sind in dieser Szene allerdings andere Reiseerfahrungen. Als Gegenpol zum persönlichen Genuß hat Ida Hahn-Hahn die immer präsenste Unbequemlichkeit des Reisens festgehalten: „Man hat [...] tausend Unbequemlichkeiten“ und alle Reisetage seien „Schreckenstage [...] Die Plage mit den Pässen und Visitationen [...] Plündereien der Beamte“²⁵, da überall Zölle und andere Entgelde bezahlt werden mußten, machten das Reisen teuer und strapaziös.

Reisen war immer mehr zur Mode der Zeit geworden und deren Begleitumstände begannen die gesellschaftliche Konversation anzufüllen: „Aber wie die Menschen zusammen- und auseinandergewürfelt werden durch das

23 *Ilda Schönholm*, 2. Aufl., Berlin 1845 S. 14f.

24 Michel Foucault, *Andere Räume*. In: *Zeitmitschrift* 1/90, hrsg. von Stefan Bollmann, Düsseldorf 1990, S. 4-15.

25 Brief vom 25.12.1838. FRLA.

viele Reisen! Einer von unsern englischen Gefährten bringt diesen Winter in Brasilien zu, auf der andern Hemisphäre.“²⁶

Im Roman *Ulrich* schrieb Ida Hahn-Hahn dann schließlich von der sogenannten *modernen Reisewuth*. „Die moderne Reisewuth ist wirklich äußerst absurd! [...] nach London und Paris mag man zu seiner Unterhaltung und Belehrung reisen, aber was hilft es einem Mann China gesehen zu haben!“²⁷ Immer wieder hat sie im Ulrich-Roman das Reisetema und die zunehmende Mobilität aufgegriffen und kritisch erörtert. Ähnlich wie vormalig im Roman *Aus der Gesellschaft* (*Ilda Schönholm*) diskutiert hier Ilda mit Mario Menges über das Für und Wider des Reisens und fragt, was es mit dieser Reisewuth auf sich hat und warum alle Welt herumreisen muß. Die Reiseziele würden immer abenteuerlicher, Europa sei den Reisenden schon zu eng geworden; man reise in den Orient, nach Ägypten, nach Algier. Dem schloß sich eine Zukunftsvision an: „Es ist höchste Zeit, Mittel zu erfinden, damit wir über unsere engen Planeten hinaus in den Sirius und den Polarstern setzen können! – Und nicht genug in der Wirklichkeit – nein, auch in Fiktionen, in Büchern wird gereist!“ Und dann stellt Mario der Schriftstellerin Ilda die Frage, warum sie die Leute nicht friedlich zu Hause sitzen lasse, „statt sie durch alle Welttheile zu jagen?“²⁸ Ildas schlichte Antwort berief sich auf die Tatsache, daß die Leute eben reisen und das Reisen eine Art Meditation sei: „heutzutage meditiert man mit Extrapost und auf der Eisenbahn.“²⁹

Die ersten Eisenbahnverbindungen begannen ihr Netz über Europa zu spannen. Gräfin Hahn-Hahn nutzte die neue Möglichkeit zur eigenen Fortbewegung, aber auch als Erzählmotiv für ihre Bücher. Stand in früheren Romanen noch die Kutsche am Anfang und ließ den Transport der Erzählhandlung anrollen, so übernahm später die Eisenbahn diese Funktion: „[...] Der Zug glitt langsam in den hellerleuchteten Bahnhof hinein. Die Schaffner öffneten die Waggons, heraus stürzten die Reisenden und nun begann das massenhafte Gewühl, das Drängen, Schieben, Suchen, Rufen, Treiben, das immer eintritt, wenn ein Zug aus der Ferne kommt und sein Ziel erreicht [...]“³⁰ heißt es in der *Geschichte eines armen Fräuleins* aus dem Jahr 1869.

26 Brief 11.12.1842. FRLA.

27 Ida Hahn-Hahn, *Ulrich*, Berlin 1841, Bd. 2, S. 137.

28 Ida Hahn-Hahn, *Ulrich*, Bd. 2, S. 354f.

29 *Ulrich*, Bd. 2, S. 356.

30 Ida Gräfin Hahn-Hahn, *Die Geschichte eines armen Fräuleins* [1869], Bd.1, S. 3. In: *Gesammelte Werke*, 1. Serie, 13. Band, Regensburg o. J.

Zwei Jahrzehnte zuvor hatte Ida Gräfin Hahn-Hahn, durch und durch Aristokratin, noch keine gute Meinung von dem neuen Transportmittel gehabt. Ihrem Bruder schrieb sie: „das Reisen nimmt einen gemeinen Character an durch all die Eisenbahnen; ich kann mich nicht durch den Pöbel durchdrängen – da bleib ich daheim. Gestern in Cöthen drängten sich mittelst Trinkgeld drei Frauen der 2ten Classe :/ an rosenfarbenen Billets kenntlich /: in unsern Wagen, befrachtet mit Bettsack u Butterbemmen. Herrscht keine Ordnung mehr bei diesen Anstalten, so muß sich unsereins von solchem revolutionären Treiben fern halten. Nicht wahr?“³¹ Die Erfahrung der Nähe zu unterschiedlichen Menschen auf engstem Raum war der Gräfin unangenehm, und das hat sie sehr deutlich ausgesprochen. Obwohl durch Klassen unterteilt, schuf damals das, was man später *Heterotopie* nannte, in der Eisenbahn eine neue homogene Raumerfahrung.³² Sie hat die in der Feudalgesellschaft übliche, Distanz und Macht vermittelnde Raumstruktur abgelöst.

31 Brief 30.5.1844. FRLA.

32 Rotraut Fischer, *Reisen als Erfahrungskunst. Forsters „Ansichten vom Niederrhein“*, Frankfurt am Main 1990, S. 25.

Ulrike Stamm (Berlin)

Therese von Bacheracht: Eine Reisende des Vormärz zwischen Engagement und Sentiment

Therese von Bacheracht (1804-1852) verfasst im Laufe ihrer nur elf Jahre umfassenden schriftstellerischen Karriere neben einer beträchtlichen Anzahl von Romanen, Novellen und feuilletonistischen Texten auch eine Fülle von Reiseberichten.¹ Insofern steht ihr Werk für die Aufwertung und Popularisierung des Reiseberichts insgesamt, die für die Literatur des Vormärz so bezeichnend ist. Wie auch anderen Autorinnen des 19. Jahrhunderts ermöglicht Bacheracht die Gattung des Reiseberichts überhaupt erst den Einstieg in weibliche Autorschaft; so beginnt die als Tochter des in russischen Diensten stehenden Heinrich von Struve geborene Therese von Struve, die in erster Ehe mit dem russischen Vize-Konsul Robert von Bacheracht verheiratet ist, ihre schriftstellerische Karriere mit der Veröffentlichung ihrer Briefe aus Italien und dem Orient, die 1841 von Karl von Strombeck, einem Freund der Familie, unter dem Titel *Theresens Briefe aus dem Süden*, herausgegeben werden. Ab 1842 ist die in Hamburg lebende und der höheren Aristokratie angehörige Autorin mit Karl Gutzkow liiert, den sie, da er ebenfalls verheiratet ist, vor allem auf Reisen treffen kann. Die auf diese Weise entstandenen kürzeren Berichte über verschiedene Orte erscheinen in den Aufsatzsammlungen *Am Theetisch* und *Menschen und Gegenden*.² Mit *Paris*

-
- 1 Sie gehört dabei zu den bestverdienenden Autorinnen ihrer Zeit. Renate Sternagl verweist darauf, dass sie bis zu 1000 Taler im Jahr verdient. „Heute werde ich Absonderliches sehen.“ *Briefe aus Java 1850-1852*. Königstein: Ulrike Helmer Verlag, 2006. S. 19. Renate Sternagls Einleitung enthält einen ausführlichen Überblick über Bacherachts Leben und Werk. Ansonsten gibt es außer der Monographie von Hugh Powell (*Fervor and Fiction: Therese von Bacheracht and her Works*. Camden House 1996) keine Forschungen über Bacherachts Werke. Auch im Rahmen der Wiederentdeckung weiblicher Reiseberichte wurde die Autorin nicht weiter beachtet.
 - 2 Die Sammlung *Am Theetisch* (1844) enthält die Texte „Holland und Belgien. Im Frühling 1842“, „Schweizerbriefe“, „Ein Tag in Straßburg“, „Reiseskizzen“, die sich mit Magdeburg, Leipzig und Dresden beschäftigen, „Blicke auf St. Petersburg“ und schließlich „Bodensee und Rheinthal“. Die Sammlung *Menschen und Gegenden* enthält – neben einer Reihe literaturkritischer Essays – Reiseberichte über den Odenwald, die „Villa Sommariva“, „Hohenschwangau und München“

und die *Alpenwelt* (1846) und *Eine Reise nach Wien* (1848) legt Bacheracht, die außerdem ungefähr jährlich einen Roman verfasst, dann wiederum selbständige Reiseberichte vor. Nach dem Bruch mit Gutzkow im Jahr 1848 heiratet sie in zweiter Ehe ihren Cousin Heinrich von Lützwow, der auf Java in holländischen Kolonialdiensten tätig ist. Die drei auf Java verbrachten Jahre nützt Bacheracht zur intensiven Beobachtung und Beschreibung des dortigen Lebens. Aufgrund ihres plötzlichen Todes im Jahr 1852 kann sie aber diesen Reisebericht über Java nicht mehr selbst veröffentlichen. Erst im Jahr 2007 werden ihre Briefe aus Java daher mit einer Vorbildlichen Kommentierung von Renate von Sternagl publiziert.

Allgemein lässt sich festhalten, dass Bacherachts Reiseberichte sowohl aufgrund des starken Interesses für soziale Fragen und gesellschaftliche Entwicklungen als auch aufgrund der liberalen politischen Haltung den Tendenzen des Vormärz nahe stehen. Schon in ihrem ersten Reisebericht, den Briefen aus dem Süden, finden sich daher Passagen, die die Hoffnung auf Reform deutlich formulieren, wie die folgende:

Das jedem Menschen angeborene Gefühl für Freiheit und Selbstständigkeit, jenes Streben nach Entwicklung seiner intellektuellen Kräfte kann gehemmt werden: aber erstickt? – Die Regierungen sind die Deiche, die sich dem empörten Meere entgegenstemmen; die Wogen können aufgehalten, aber nicht beruhigt werden – ein Ohngefähr, ein Nichts, und der Damm ist gebrochen. Warum da nicht lieber allmählig die Kräfte weiten und regeln, warum denn in den uralten Formen bleiben, da die jugendliche Pflanzung Licht und Wärme haben will?³

Gleichwohl ist der Reisebericht für sie nicht – wie für andere Autoren des Vormärz – das Medium, mit dem dynamische Veränderungen beschrieben werden können und eine im raschen Wechsel der Dinge fragmentarisierte Wirklichkeit abbildbar wird.⁴ Vielmehr erscheinen in ihren Texten Bewegung

und eine Reihe von Reisefragmenten, die mit Bremen, Osnabrück und Münster eher wenig beschriebene Orte zum Thema haben.

3 Dieses Zitat wird auch in einer äußerst kurzen Rezension in der Zeitschrift *Europa. Chronik der gebildeten Welt* (1842, Band 1, S. 40) in voller Länge abgedruckt, was dessen Bedeutung für die zeitgenössischen Leser verdeutlicht.

4 So charakterisiert Dominica Volkert die Reiseliteratur des Vormärz. „Wenn ich von meiner Freundin schriftliche Ergüsse ihrer Liebe erhalte: Konstruktionsmechanismen von Briefen und ihre Funktionalisierung für Brieftexte um 1830“. *Zwischen Goethezeit und Realismus. Wandel und Spezifik in der Phase*

und Vergänglichkeit als bedrohliche Größen, die vor allem durch Rückzug in die Natur kompensiert werden müssen. Insofern spiegeln ihre Texte neben dem Interesse für soziale Veränderungen zugleich auch eine eher als „biedermeierlich“ zu charakterisierende Angst vor aller Art von Veränderung.

Das eigentliche Spezifikum ihrer Texte ist aber darin zu suchen, dass sie den Reisebericht vornehmlich zur Thematisierung von Innerlichkeit nützt, ihn also als Gattung einsetzt, die eine öffentliche Auseinandersetzung mit und Reflexion der eigenen Befindlichkeit ermöglicht. Ihre Texte zielen weniger auf Beschreibung der Reise selbst, sondern vielmehr auf Darstellung und Auseinandersetzung mit weiblicher Subjektivität. Ist der Reisebericht immer auch von der Spannung zwischen Subjektbezug und Welthaltigkeit gekennzeichnet, so lässt sich festhalten, dass diese Balance in den früheren Reiseberichten Bacherachts zugunsten des Subjektiven gekippt erscheint.⁵ Ihre Texte partizipieren damit nicht zuletzt an der Ausbildung einer bestimmten Gefühlskultur, und die vielen, überwiegend melancholischen Reflexionen innerhalb ihrer Reiseberichte lassen sich als Versuch verstehen, Innerlichkeit zu inszenieren und herzustellen, wobei die Vehemenz des Gefühls dessen – im 19. Jahrhundert geforderte wie zugleich bedroht erscheinende – Authentizität verbürgen sollte.⁶

Aufgrund der Dominanz des subjektiven Anteils zerfallen Bacherachts Texte bisweilen nachgerade in zwei inhaltliche Ebenen oder Teile. Dabei tritt gegenüber den ausführlichen Erkundungen der eigenen Emotionen, die mit Reflexionen über das Leben, die Vergänglichkeit allen Glücks und die Verglebarkeit allen menschlichen Strebens verbunden sind, die Beschreibung der eigentlichen Reise in den Hintergrund. Diese Ausrichtung der Texte auf eine gefühlsbetonte Thematisierung von Subjektivität ist der Forschung oft genug Anlass und Argument für deren Abwertung als pathetisch.⁷

des Biedermeier. Hg. Michael Titzmann. Tübingen: Niemeyer, 2002. S. 249-68, hier S. 261.

- 5 Vgl. dazu Peter J. Brenner. „Die Erfahrung der Fremde. Zur Entwicklung einer Wahrnehmungsform in der Geschichte des Reiseberichts“. *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hg. Peter J. Brenner. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1989. S. 14-50.
- 6 Vgl. dazu Günther Oesterle. „Die Sprachwerdung des Gefühls und die Wendung zum Lakonischen“. *Sentimente, Gefühle, Empfindungen. Zur Geschichte und Literatur des Affektiven von 1770 bis heute*. Hg. Anne Fuchs/Sabine Strümper-Krobb. Würzburg: Königshausen und Neumann, 2003, S. 45- 58.
- 7 Werner Vortriede zufolge übernimmt Bacheracht, der der „erhabene Ton“ von Anfang an zu eigen ist, bald „die fade und in dieser Zeit typische Rolle der

In dem vorliegenden Aufsatz soll dagegen der sentimentale Anteil der Texte in seinen vielschichtigen Funktionen ernst genommen und analysiert werden. Im Folgenden wird, nachdem kurz die Bedeutung sozialer Fragen in Bacherachts Reiseberichten untersucht wurde, vor allem auf diesen Aspekt weiblicher Selbstdarstellung und die damit einhergehende besondere Tonlage eingegangen werden.

I.

Neben der bestimmenden subjektiven Ebene finden sich in Bacherachts Reiseberichten auch dezidierte Stellungnahmen zur politischen Organisation der bereisten Länder, zu religiösen Verhältnissen wie auch zu Fragen der Erziehung, zur Rolle der Frau und – bei Beschreibungen von Städten wie Dresden, Paris oder Wien – ausführliche Schilderungen des Theaters und der Gemäldesammlungen und Kirchen. Ihre liberale politische Einstellung bekundet sie nicht nur darin, dass sie sich gegen die Folter ausspricht, sondern auch durch ihre Kritik an der Todesstrafe.⁸ Ein weiterer thematischer Strang ihrer Texte ist die Anteilnahme an den, während der Zeit des Vormärz zunehmend in den Vordergrund rückenden sozialen Problemen, wobei sie durchaus auch die gesellschaftlichen und ökonomischen Zusammenhänge der Industrialisierung beleuchtet.⁹ Dabei gelingen ihr stellenweise plastische Schilderungen, in denen sich das soziale Anliegen mit den literarischen Mitteln emotionaler Beteiligung derart amalgamiert, dass hier jedenfalls von einer authentischen Synthese der subjektivistischen und der objektivistischen Ebene des Reiseberichts gesprochen werden kann. Eindrücklich schildert sie die Armut der Weber in Sachsen, wo „ausgehungerte Gestalten am Wege stehen“: „Große Fabriken sehen hohläugig und lautlos mit ihren Apparaten auf die Heerstraße hin, die ausgestorben scheint; sieben, acht Familien wohnen zusammen in einem Hause, das wäre noch erträglich, aber zusammen in

unverstandenen Frau.“ *Therese von Bacheracht und Karl Gutzkow. Unveröffentlichte Briefe 1842-1849*. Hg. Werner Vortriede. München: Kösel, 1971, S. 17 und 16.

- 8 „Reisefragmente.“ *Menschen und Gegenden*. Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn, 1845. S. 222f.
- 9 Immer wieder verweist sie in ihren Reiseberichten auf Armut und Elend der Bevölkerung, so bspw. auf der Reise nach Wien, wo sie „drückendste Armut und das schreiendste Elend“ beklagt. *Eine Reise nach Wien*. Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn, 1848, S. 4.

einem Zimmer!“¹⁰ Einerseits korreliert der Anblick der leeren Gebäude mit den Gestalten der armen Weber, andererseits wird diese emotional gefärbte Beschreibung durch die Mitteilung der Fakten ergänzt.

Die Bereitschaft, soziale Probleme und Zusammenhänge offen wahrzunehmen und zu thematisieren, führt nicht zuletzt auch in den Briefen aus Java zu einer für die damalige Zeit erstaunlich weitgehenden Kritik an der kolonialistischen Ausbeutung der Arbeitskraft der Javanesen; angesichts der nur für die durchreisenden Europäer aufwändig mit Wasser besprengten Straßen schreibt Bacheracht:

Mir war, als läge Java plötzlich im Zwielficht jener Kultur- und Zivilisationsbestrebungen, welche die einfachen Naturmenschen immer quälen werden. Ich mochte kaum denken, wie viel Kräfte die Produkte des Landes erfordern, die nach Europa wandern, sonst wäre mir diese besprengte Landschaft zu schwer auf das Gemüt gefallen.¹¹

II.

Die Selbstdarstellung der Autorin als sentimentale Reisende, die über die Vergänglichkeit des Glücks und über die Vergeblichkeit alles menschlichen Strebens klagt und zugleich ihre Sehnsucht nach einem ganz Anderen formuliert, steht aber nicht immer im Dienst konventioneller Weiblichkeitsnormen. Grundiert wird dieser Konnex von Klage- und Sehnsuchtsmotiv vielmehr vom Gefühl eines grundsätzlichen Ungenügens, das ganz im Gegensatz steht zu aller „Ergebung“ ins weibliche Schicksal. Paradigmatisch dafür ist folgende Äußerung in den Schweizerbriefen: „In den zerstreuten Augenblicken, die uns das Glück vormalte, wo wäre einer, den wir nochmals durchleben, nochmals unbedingt annehmen möchten? Nach der Ungeduld, nach der Erregtheit folgt die Ermüdung, folgt der Stumpfsinn.“¹² Dieser grundsätzliche Einwand gegen die eigene Erfahrungswelt war für zeitgenössische LeserInnen in verschiedener Weise rezipierbar. Meines Erachtens lässt sich der sentimentale Sehnsuchtsdiskurs in Bacherachts Texten grundsätzlich in dreifacher Weise deuten: erstens als teilweise politisch motivierte, allgemeine Klage über die Verhältnisse, zweitens als – eher verdeckte – Kritik an der gesellschaftlich definierten Weiblichkeitsrolle und drittens als

10 *Am Theetisch*. Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn, 1844, S. 264.

11 Bacheracht. „Heute werde ich Absonderliches sehen“ (wie Anm. 1). S. 112.

12 *Am Theetisch* (wie Anm. 10). S. 25.

Gegenbewegung zu dem zunehmenden Ausschluss von Affektivität und somit letztlich als Ausbruch aus Normierungs- und Normalisierungszwängen ihrer Epoche. Dies soll im Folgenden näher dargelegt werden.

Einerseits stehen die, innerhalb der Reiseberichte bestimmenden, sentimentalen Reflexionen durchaus in Zusammenhang mit der politisch-gesellschaftlichen Lage, die keine Aussichten auf Reform bereit hält. Für diese Lesart spricht die Tatsache, dass Bacheracht ihre kulturskeptischen Klagen häufig auch mit Bemerkungen über die soziale Lage bestimmter Klassen verbindet. Beispielhaft sei hier nur eine Stelle aus dem Reisebericht über Bayreuth zitiert, wo die Autorin schreibt:

dachte an das, was der Mensch ersehnt und nie erreicht, an die stachelnde Ungeduld im Innern, die uns immer vorwärts treibt, an das Streben nach oben und an die Fuß- und Handschellen des Lebens, dachte an das Verkennen, das die Besten erdulden, an die Ungerechtigkeit der Massen, an die verdeckten, mit Thränen weggewischten Schmerzensblutropfen der Arbeitenden.¹³

Hier verbindet sich der in der Konvention der Klage verlaufende Sehnsuchtsdiskurs direkt mit einer gesellschaftlichen Kritik. Für die ZeitgenossInnen war daher der Hinweis auf die verhinderten Auf- und Ausbrüche und allgemein der klagende Ton unschwer als Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen im Allgemeinen zu verstehen.¹⁴

Zugleich lassen sich Bacherachts sentimentale Reflexionen aber ebenso gut als Kritik im engeren Sinne, nämlich als diejenige an der konventionellen Weiblichkeitsrolle lesen, auch wenn die Autorin dies selbst vielleicht nicht unbedingt so eindeutig intendierte. Insofern ist die Klage über das Ungenügen des Erlebens und die Sehnsucht nach dem ganz Anderen ein Modus, der die Bilder einer leidenden Weiblichkeit durchaus im Dienst von Kritik aufruft und reproduziert. Der immer wieder vorgebrachte Hinweis auf

13 Ebd. S. 271.

14 So wird Bacheracht auch in einer Rezension ihres ersten Reiseberichts in der Zeitung *Europa. Chronik der gebildeten Welt* auf Seiten der reformorientierten Kräfte verortet. (*Europa. Chronik der gebildeten Welt* 1842, Band 1, S. 40) Dies tut übrigens auch Karl Gutzkow drei Jahre später in der Rezension von Bacherachts Aufsatzsammlung *Am Theetische*, in der er den vorurteilsfreien Blick der Verfasserin auf die politischen und sozialen Verhältnisse hervorhebt und zu dem Schluss kommt: „Sie ist keine Aristokratin.“ *Kölnische Zeitung* 120, 29. April 1844, ohne Seiten.

die „durstige, nach oben strebende Seele“¹⁵ verdeutlicht demgemäß, dass es der Autorin eigentlich um Ausbruch geht, auch wenn sie dies nicht weiter ausführt oder ausführen kann. Die sehnsuchtsvolle weibliche Subjektivität erweist sich somit als widerständig gegen kulturelle Normierungen des Weiblichen; Innerlichkeit erscheint folglich als Ergebnis einer Spannung zwischen vorgegebenen Weiblichkeitsmustern und deren – wie immer verdeckter – Infragestellung.

In ihren klagenden Invektiven stellt sich die Autorin zugleich als eine aus dem jeweiligen gesellschaftlichen Zusammenhang Ausgeschlossene dar und affirmiert damit die grundsätzliche „soziale Exterritorialität der sentimentalen Seele“.¹⁶ Dementsprechend beschreibt die Autorin immer wieder, wie sie der Gesellschaft den Rücken kehrt und die Einsamkeit aufsucht. Angesichts des Ungenügens der menschlichen Ordnung erscheint die Natur als heilsamer Gegen- und Rückzugsraum gefühlsbetonter Subjektivität.

Eine solche, das Affektive ganz allgemein für sich reklamierende, Subjektivität kann von den zeitgenössischen Rezipienten schließlich auch als Antidotum zu der unabwendbaren Versachlichung und Rationalisierung des Lebens aufgenommen und dementsprechend durchaus im Sinne einer positiven Bewertung der Selbstpositionierung von Frauen im literarischen Diskurs begrüßt werden, wie sich an Gutzkows Rezension von Bacherachts erstem Reisebericht zeigt. Als dieser das Buch 1841 im *Telegraph für Deutschland* bespricht, schreibt er, Inhalt des Buches sei „eine zarte weibliche Seele“; deren „Ideen, Vorstellungen, Wünsche, Selbstbetrachtungen (wir bezeichnen damit die größere Hälfte des Buches) sind überschwänglich, aber bei aller Idealität doch an die Voraussetzung einer rein weiblichen Natur geknüpft“.¹⁷ Auf den folgenden Seiten expliziert Gutzkow dann, was er mit „weiblicher Natur“ meint, nämlich Unmittelbarkeit und Naivität, aber auch eine Form sehnsuchtsvoller Unersättlichkeit. Da das Wesen des Weiblichen für ihn dergestalt Thema des Reiseberichtes ist, stört er sich auch nicht daran, dass dieser Text die Innenschau zu Ungunsten der beschreibenden Anteile stark macht. Er äußert vielmehr die Hoffnung, dass diese Selbstbekenntnisse „in den Kreisen, wo man sie lesen wird, elektrisch wirken müssen“¹⁸ und fährt fort:

15 *Am Theetisch* (wie Anm. 10). S. 170ff.

16 Carsten Zelle. „Von der Empfindsamkeit zu l'art pour l'art. Zu Richard Alewyns geplante Sentimentalismus-Buch.“ *Euphorion* 87 (1993): S. 90-105, hier S. 53.

17 Ursprünglich in *Telegraph für Deutschland* 121 (1841), wieder abgedruckt in Gutzkow. *Vermischte Schriften*. Band 2: *Vermittlungen. Kritiken und Charakteristiken*. Leipzig: Brockhaus, 1842, S. 270-278, hier S. 272.

18 Ebd., S. 275.

Es müssen zuweilen solche Bücher kommen, die uns zeigen, was wir an uns versäumten, während Andere so Vieles für ihren Geist, ihr Herz und ihre Seligkeit gethan haben. Das Leben flacht aus, die nüchternde Praxis verdirbt den Fond, die Frauen gehen meistentheils unter in dämmernder Unbestimmtheit und vegetativer Bewusstlosigkeit über den Zweck ihres Daseins – wie kann nicht die dürre Pflanze der Existenz vom Thau einer solchen Erscheinung erquickt und unser Gemüth wieder zur Höhe des Menschenwerthes hinaufgegipfelt werden.¹⁹

Gerade auch von männlicher Seite also scheint die Rhetorik eines sentimental- Sehnsuchtsdiskurses als notwendiges Gegengewicht zu der Provokation moderner Ernüchterung und Entzauberung aufgenommen zu werden. Gutzkow geht sogar so weit, Bacheracht als kommende Autorin anzupreisen, „in der sich das höhere weibliche Bewusstsein der Gegenwart concentriren könnte“²⁰, wobei er als vergleichbare Autorinnen Bettina von Brentano, Rahel Varnhagen, Henriette von Paalzow und Henriette Hanke nennt. Angesichts einer derart begeisterten Kritik erstaunt es nicht, dass Gutzkow ein intensives Interesse an der so gelobten Autorin entwickelt, als er sie im gleichen Jahr in Hamburg als Verfasserin der *Briefe aus dem Süden* kennen lernt.²¹

Die Selbstdarstellung im sentimental-klagenden Modus wird jedoch für die Autorin selbst zunehmend fragwürdig, weshalb sie sich in ihren Reiseberichten seit Mitte der vierziger Jahre zunehmend von diesem entfernt. In ihren späteren Texten tritt dann die Wiedergabe von Stimmungen mehr und mehr zugunsten der eigentlichen Reisebeschreibung zurück.²² Dementsprechend deutet sie ihre eigene Entwicklung als eine hin zu einer stärker von der Vernunft geleiteten Haltung: „was früher das Gefühl angesprochen, muß jetzt der Verstand von sich weisen; er muß nach kräftigerer Kost greifen, muß aus dem Taumel erregender Düfte der Subjectivität sich in die gesunde Luft

19 Ebd., S. 276.

20 Gutzkow. *Vermischte Schriften* (wie Anm. 17). S. 277.

21 Nach Gutzkows euphorischem Kommentar zu den *Briefen aus dem Süden* ist die kurze Rezension in der Zeitschrift *Europa. Chronik der gebildeten Welt* eher trocken, lobt aber gleichwohl den Text. Auch hier werden der subjektive, teils klagende Tonfall und die vielen reflexiven Abschweifungen nicht kritisiert, sondern vielmehr als ‚Poetisierung‘ gerechtfertigt. *Europa. Chronik der gebildeten Welt* 1842, Band 1, S. 39.

22 Darauf verweist auch Fanny Lewald, die in dem Brief an Gutzkow vom 17. Dezember 1847 von „Theresens zerfahrenem Stil“ spricht, dann aber *Eine Reise nach Wien* als Bacherachts besten Text lobt, weil hier die Fakten überwiegen. Zitiert nach Hugh Powell (wie Anm. 1). S. 108.

der Objectivität wagen, muß prüfen, und wenn es sein muß – verwerfen.²³ Hier wird die Abkehr von der emotionalen, Innerlichkeit thematisierenden, Schilderung hin zu einer von objektiven Fakten erfüllten Reisebeschreibung programmatisch vertreten.

Auf denselben Zusammenhang verweist auch ihre folgende Unterscheidung von verschiedenen Auffassungen des Reiseberichts:

Manche, wie Karl Gutzkow in seinen Pariser Briefen, suchen objektive Studien mit Gemüths-Eindrücken, die ich moderne Reise-Lyrik nennen möchte, zu verbinden. Zu diesen letzten darf ich mich vielleicht auch bekennen, denn zu der Subjektivität der Hahn-Hahn, die ihrer bedeutenden Persönlichkeit die Tatsachen anlegt [...] wage ich mich umso weniger aufzuschwingen, als ich überhaupt nichts vollständiges liefern kann.²⁴

Während hier einerseits deutlich wird, welch eindrückliches Modell weiblicher Reiseschriftstellerei Hahn-Hahn darstellte, so ist andererseits bemerkenswert, dass sich Bacheracht nicht nur mit Gutzkow in einer gemeinsamen Rubrik der „Reiselyrik“ einordnet, sondern sich auch dessen Qualitäten zuspricht. Im Gegensatz zu dem dominierenden Subjektivismus, der Hahn-Hahns Reiseberichte auszeichnet, fordert Bacheracht an dieser Stelle eine Balance zwischen der Darstellung von Fakten und subjektiven Empfindungen. Ganz allgemein muß man aber festhalten, dass sich Bacherachts Bemühen um größere Sachlichkeit nicht nur einer persönlichen Entwicklung verdankt, sondern vielmehr die in der Mitte des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit dem Aufkommen des Realismus schärfer werdende Kritik an einem Übermaß von Emotionalität spiegelt.

In Übereinstimmung mit diesen Prämissen finden sich in den späteren Texten Bacherachts Beschreibungen der Natur, bei denen die Position der Betrachterin gewissermaßen ausgespart wird, wie in der folgenden Beschreibung der nächtlichen Landschaft um Mödling: „Die Glocken läuten zum Ave Maria; ein Bettelmönch zieht barfuß vorüber, der Epheu umrankt das bröckelnde Gemäuer, die Glühwürmer sprühen an den Graben, schlaftrunken flattert ein Schmetterling vorüber; phantastisch geht der Mond, von leichten Wolken umzittert, hinter den Felsen auf.“²⁵ Hier ist die Natur nicht mehr Gegenstand sentimentaler Einfühlung oder Rückzugsraum einer verletzten Seele, sondern eine in sich versponnene Welt, die, einschließlich des

23 *Am Theetisch* (wie Anm. 10). S. 267f.

24 *Paris und die Alpenwelt*. Leipzig: Brockhaus, 1846, S. 140.

25 *Eine Reise nach Wien* (wie Anm. 9). S. 297.

Bettelmönchs, ihre eigenen Kreise zieht, ohne die Betrachterin weiter zu beachten.

III.

Abschließend soll auf eine weitere Ebene in Bacherachts Reiseberichten eingegangen werden und zwar auf ihren verdeckt geführten Dialog mit Karl Gutzkow. Fast alle Reiseberichte Bacherachts stehen und entstehen ja in engem Zusammenhang mit Karl Gutzkow, der einerseits einige der beschriebenen Reisen mit ihr zusammen unternommen hat und andererseits einige ihrer Texte redigiert hat. Leider findet sich kein einziges Beispiel von Texten, in denen beide gemeinsam unternommene Reisen jeweils gesondert gestalten würden.²⁶ Jedoch stehen Bacherachts Texte teilweise in direktem Zusammenhang mit Gutzkows Reiseberichten oder mit seiner Person; so reagiert sie an manchen Stellen, wenn auch verdeckt, auf Texte von Gutzkow oder sie thematisiert Gefühle, die augenscheinlich in Zusammenhang mit ihrer Beziehung zu Gutzkow stehen und von eingeweihten Zeitgenossen sicher auch so verstanden wurden.²⁷

In *Eine Reise nach Wien* antwortet Bacheracht direkt auf Gutzkows Reisebericht *Wiener Eindrücke* von 1845. Dieser Text wurde 1847 geschrieben, also zu einer Zeit, als Gutzkow sich schon deutlich zurückgezogen hatte und Bacheracht selbst an der Erfüllung ihrer Hoffnungen auf eine dauerhafte Verbindung mit ihm zweifeln musste. Während Gutzkows Text nur knapp 40 Seiten lang ist und sich fast nur mit den politischen Verhältnissen beschäftigt, umfasst Bacherachts Text 300 Seiten und entfaltet das Panorama

26 Zwar schreiben beide Reiseberichte über Paris und Wien, doch Gutzkows „Pariser Briefe“ sind schon 1842 verfasst worden, während Bacherachts im Reisebericht beschriebene Parisreise erst im Jahr 1846 stattfand. Gutzkows Reise nach Wien erfolgt schon 1844, Bacheracht reist dagegen erst 1847 alleine nach Wien.

27 Fanny Lewald zufolge hat Therese fast alle ihre Reisen mit Gutzkow unternommen. Einzige Ausnahme sei ihre Reise nach Wien: „die Reiseskizzen würden ihr Fach sein, wenn sie immer, wie nach Wien, allein gereist wäre und *für sich* gesehen hätte. Das Buch über Wien beweist es, es ist bei weitem das Beste was sie gemacht hat, weil es Fakta enthält, weil es Stoff hat. Alle Reisen mit Ihnen haben ihr nichts genutzt, sie nicht gefördert, weil sie dabei nur an Sie, nicht an Beobachtungen gedacht hat.“ (zitiert nach Hugh Powell. *Fervor and Fiction* (wie Anm. 1). S. 108.)

Wiens mit vielen Details, vor allem kunstgeschichtlicher Art. Obwohl sie dabei – allerdings in deutlich vorsichtigeren Formulierungen – einigen der Einschätzungen Gutzkows zustimmt, ohne auf seinen Text zu verweisen, widerspricht sie an anderen, entscheidenden Stellen Gutzkows polemischen Spitzen. Für ihn ist Wien vornehmlich die Hauptstadt der – durch Metternich verkörperten – Restauration, und diese Perspektive bestimmt den Tenor seines Textes, in dem immer wieder auf den notwendigen Zusammenhang zwischen Katholizismus und der fehlenden politischen Freiheit abgehoben wird.

Bacheracht wendet sich dagegen in ihrer Beschreibung der österreichischen Landschaft deutlich gegen Gutzkows einseitige Beurteilung des Katholizismus, so wenn sie bpsw. von der Grazie der Landschaft spricht, „über die der Zauber der mittelalterlichen Romantik, in Ruinen, Kapellen und Crucifixen sich ausgießt. Dazu der Katholicismus, der nun einmal zur charaktervollen Staffage der Natur geworden ist.“²⁸ Auch der Schluss ihres Reiseberichtes lässt sich als Antwort auf und Widerlegung von Gutzkow verstehen; Bacheracht endet nämlich mit den Worten: „Wien ist eine Stadt, gegen die sich Manches einwenden lässt. Augenblicklich reizt es zum Widerspruch; wenn man aber am Tage der Abreise rückwärts blickt [...] dann denkt man, übermannt von den verschiedenartigsten, meist großen Eindrücken: Wien ist doch schön!“²⁹

Indirekte Bezugnahmen auf ihr Verhältnis zu Gutzkow lassen sich – je nach Interpretation – häufiger entdecken, wobei man sich allerdings davor hüten sollte, alle melancholischen Äußerungen Bacherachts auf dieses für sie unglückliche Verhältnis zu beziehen. Dagegen spricht nicht zuletzt die Tatsache, dass sich solch klagende Reflexionen auch schon in ihrem ersten Reisebericht finden, der noch vor der Bekanntschaft mit Gutzkow entstanden ist. Dennoch soll hier zumindest ein bezeichnendes Beispiel zitiert werden und zwar aus dem Reisebericht über Dresden aus dem Jahr 1844. Als Bacheracht dort den König in seinem Garten sieht, der seine Blumen leidenschaftlich liebt, ist dies für sie Anlass zu folgender Reflexion:

Wohl ihm! sie werden ihm treu bleiben [...] Daß es doch so ganz anders ist, wenn man statt Blumen Menschen handhabt [...] Wir glauben uns so sicher im Herzen unserer Freunde, wir sind so gewiß, dass uns nichts von ihnen zu trennen vermag, wir wissen uns verstanden, gewürdigt, und das, was wir glaubten,

28 *Reise nach Wien* (wie Anm. 9). S. 296.

29 Ebd., S. 304.

hofften, wussten, waren Zeichen, die auf weichendem Sande geschrieben waren. Ein Wirbel hat sich erhoben, eine Wolke hat sich entladen, und unsere Freunde kennen uns nicht mehr.³⁰

Für diejenigen Leser, die um ihr Verhältnis zu Gutzkow wussten, war dies sicherlich als direkte Anspielung auf die emotionalen und autorschaftlichen Probleme lesbar, die sich aus dieser ungeklärten Beziehung für sie ergaben. Wenn sie im Folgenden aber auf ihre Hoffnung verweist und schreibt: „Ruft nicht Alles: Geduld! Was sinn’ ich“³¹, dann nimmt der Text den Charakter einer Selbstaussprache an und wird zu einer öffentlichen Erörterung eigener Erwartungen. Insofern dient auch hier der Bericht über die Reise dem Bemühen, eine Balance der eigenen Gefühle zu erzielen und sich gleichzeitig in der publizistischen Selbstdarstellung einer solchen Ausgeglichenheit zu versichern. Der Reisebericht ist für die Autorin somit vor allem Mittel bzw. Medium zur Bearbeitung eigener Affektivität; mittels der Simultaneität von Selbst- und Fremdansprache zielt der Text auf das Erreichen eines labilen Gleichgewichts innerhalb der spannungsreichen eigenen Emotionalität.

30 *Am Theetisch* (wie Anm. 10). S. 262.

31 Ebd., S. 263.

Christiane Schönfeld

Malwida von Meysenbug's Journey into Nachmärz

Political and Personal Emancipation in *Eine Reise nach Ostende* (1849)

This essay focuses on Malwida von Meysenbug's (1816-1903) rebellious 'travel diary'¹ entitled *Eine Reise nach Ostende* (1849) and her 'extravagant'² travels to the Belgian seaside resort, which she undertook together with her girlfriends Anna Koppe and Elisabeth Althaus during June and July 1849. This text, which was written during the late summer and early autumn of 1849 and published posthumously in 1905³ by Gabriel Monod, is both a very personal, almost intimate representation of the failing revolution and a performance of transgression by an unmarried 33-year old female member of the lower ranks of aristocracy. Today, the progressive educator, political activist and accomplished author Malwida von Meysenbug is mostly remembered for her friendship and correspondence with Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, and Romain Rolland. Her writings, such as her remarkably successful autobiographical *Memoiren einer Idealistin* (1869)⁴ or the posthumous

-
- 1 Malwida von Meysenbug's *Eine Reise nach Ostende* was edited by Gabriel Monod for posthumous publication in 1905. In his preface, he calls the book a "Tagebuch einer Reise" (p. 5). Malwida von Meysenbug, *Eine Reise nach Ostende* (1849). Berlin and Leipzig: Schuster & Loeffler, 1905.
 - 2 According to Malwida von Meysenbug's mother, Ernestine Rivalier, née Hansell. See Malwida von Meysenbug, *Memoiren einer Idealistin*. Stuttgart: DVA, 1922, p. 179.
 - 3 Gabriel Monod. "Vorwort." *Eine Reise nach Ostende* (1849). Berlin and Leipzig: Schuster & Loeffler, 1905, pp. 5-8, here p. 7. Despite the late publication, handwritten copies of the text found an eager readership at the Women's College in Hamburg, where Malwida von Meysenbug studied and worked from 1850 to 1852.
 - 4 Meysenbug's *Memoiren einer Idealistin* were originally published in French in 1869 and in German in 1876. The 1922 edition of her memoirs was published as the first volume of Malwida von Meysenbug's *Gesammelte Werke*, edited by Berta Schleicher. According to Martin Reuter, the 1922 version is page identical to the first German publication of the text by Schuster & Loeffler in 1879. See Martin Reuter. *1848, Malwida von Meysenbug und die europäische Demokratiegeschichte*. Kassel: Jenior, 1998, p. 395. Ulrike Helmer also published *Ausgewählte Schriften* by Malwida von Meysenbug (Königstein: Helmer, 2000)

publication *Eine Reise nach Ostende*, however, have largely been swept into oblivion despite efforts to revive some of that memory in 1998 when a shortened version of *Memoiren einer Idealistin* was edited by Renate Wiggershaus and published by Ulrike Helmer Verlag – at a time when the German public was to be reminded of the affecting political struggles 150 years ago.

Malwida von Meysenbug's *Eine Reise nach Ostende* (1949)⁵, both a 'travel diary' and a revolutionary pamphlet, is shaped by the author's idealism and her stubborn belief in the inevitability of political and social reform, as much as it is marked by a sense of not belonging and otherness. Her family considered this trip "eine abermalige Extravaganz" confronting Malwida time and again with their disappointment caused by her unwillingness to conform to the role model prescribed for a woman of her time and social space. Her mother, Ernestine Rivalier, née Hansell, her two brothers Carl and William, as well as her brother-in-law August Funk von Senftenau, persistently reminded Malwida of her failings with regard to ideal womanhood. She was deemed opinionated – in their mind a clear indication of her selfishness and arrogance –, and her political activism was considered a both infantile and treacherous extravagance bound to destroy her (and potentially other women's) virtue, as well as, potentially, August Funk von Senftenau and Carl von Meysenbug's careers at the royal Lippe court. Her provocative political views had caused a scandal at the Lippe court in Detmold, not least because

containing letters, biographical essays, and short sections of *Eine Reise nach Ostende*, *Memoiren einer Idealistin*, *Stimmungsbilder*, *Individualitäten* and *Lebensabend einer Idealistin*. I shall quote from the shortened but more easily accessible 1998 version of *Memoiren einer Idealistin*, whenever possible.

- 5 Unlike Meysenbug's *Memoiren einer Idealistin*, which was published in 1998 in an abridged version edited by Renate Wiggershaus, her travel diary has not received much attention, despite a surge of interest in 1848 and its political authors generally around the time of the revolution's 150th anniversary. Beth Muellner subsequently published two engaging articles on Meysenbug's travel diary, mobility and deviance (inspired by Ruth-Ellen Joeres's book *Respectability and Deviance: Nineteenth-Century Women Writers and the Ambiguity of Representation*. Chicago: Chicago UP, 1998): "Abweichen in Anstand: Malwida von Meysenbug fährt Eisenbahn." *Jahrbuch der Malwida von Meysenbug Gesellschaft* 7 (2000): 140-151. My thoughts here are based on my earlier essay on "Über die Eisenbahnfahrt ins politische Schreiben. Malwida von Meysenbugs *Eine Reise nach Ostende*." *Malwida von Meysenbug. Durch lauter Zaubergärten der Armida. Ergebnisse neuer Forschungen*. Ed. Karl-Heinz Nickel. Kassel: Wende-roth, 2005, pp. 77-92.

Malwida von Meysenbug promoted the abolition of aristocracy in favour of *liberté, égalité* and *fraternité*. Not surprisingly and shunned by her class, everyday life with her disapproving family had become unbearable, and during the winter of 1848/49, the unmarried democrat suffered from depression and was both physically and mentally unwell. Earlier in the year, her enthusiasm for the revolution and hope for change had helped her to cope with both the death of her father and the break-up of her relationship with political activist Theodor Althaus. But as the year 1848 was drawing to a close, news of the deaths of Robert Blum and other revolutionaries on the one hand and the passing of Julie Auguste Christine Althaus (her loving and sympathetic “zweite Mutter”⁶) on the other, left her utterly devastated.

By the spring of 1849, the comprehensive failure of the revolution was only a matter of time, and the obedient return from the military chaos of Berlin to her safe and ultra-conservative family home a few months earlier had taken its toll. In her memoirs, Malwida von Meysenbug describes her life in Detmold as sad and painful⁷, and the journey to Ostend was to be not only an opportunity to recover physically and mentally, but rather a first step towards true emancipation and independence from the ‘triple tyranny’ of dogma, convention and family.⁸ It was the views held by her conservative family – especially the notion that only a submissive female can produce and sustain a healthy family and thereby contribute to community and nation alike –, which was to become the battleground that shaped and nurtured Malwida von Meysenbug’s opposition and provided the necessary impetus for both journey and writing.

Her first lengthy prose, *Eine Reise nach Ostende (1849)* presents a mosaic of observations, descriptions of unexpected encounters, memories and interpretations, reflecting the various shapes and shades of the author’s political ‘programme’. This account of modern train travel and fairly conventional seaside relaxation is more about crossing personal than national frontiers. Travelling is experienced as an act of mobility than enables insights otherwise unavailable due to a life (and gender) utterly fixed. Malwida von Meysenbug, Anna Koppe and Elisabeth Althaus board the train in Cologne, second class. When a woman with a small dog enters the compartment, her fate as an impoverished exile captures the attention of her fellow travelers much more than the beautiful, fleeting landscape; a fact the author notes

6 Meysenbug, *Memoiren einer Idealistin*, 1922, p. 170.

7 Meysenbug, *Memoiren einer Idealistin*, 1922, p. 179.

8 Meysenbug, *Memoiren einer Idealistin*, 1922, p. 172.

almost apologetically: ‘Es dauerte nicht lange, da waren wir [...] ganz hingegeben dem Interesse für das Schicksal eines menschlichen Wesens, so dass darüber die Naturschönheiten, welche die Eisenbahnfahrt von Cöln bis Brüssel schmückten, namentlich auf der Strecke von Aachen bis Lüttich, unsere Blicke nur flüchtig anzogen” (RnO 36). But her consideration for this human being over landscape or inanimate objects – however beautiful – is deemed appropriate and once again exemplifies Meysenbug’s affinity to both Hegel’s concept of ‘Geist’ and Schopenhauer’s notion of ‘Mitleiden.’⁹

The three friends interrupt their train journey at Brussels, a city Malwida von Meysenbug portrays as ‘truly impressive’. Here, the old and the new, the historical and the modern cityscape stand side by side, one part evoking the beauty and character of the past, the other being elegant, clean and neatly modern (RnO 45). During a visit of St. Michael and St. Gudula cathedral, Meysenbug praises its imposing architecture (RnO 46), but typically focuses on works of art that allow reflections on the revolution and true humanity, such as the sculpture of Prince Frederic de Merode, who died as a hero of the Belgian revolution in 1830. The description of the sculpture inevitably progresses into a declaration of the author’s understanding of true aristocracy, i.e. enlightened leadership based on reason and defending the rights of the people (RnO 47).

Whether it is a description of the Place des Martyr in Brussels and another 1830 memorial (RnO 50), which turns into a scathing critique of the blind obedience of the army, a visit to the Art Gallery in Antwerp, which leads to a statement of commitment to Christian and revolutionary values (RnO 62), or a lighthouse in Ostend with a remarkable lighthouse keeper’s wife that inspires reflections on true and natural womanhood (RnO 77), Malwida von Meysenbug’s political beliefs mold and shape the representational choices made in her travel diary. The travelogue begins with a third-person narrative, an account of a story told by a train conductor¹⁰ that reflects the author’s own idealism and hopes for a democratic nation state. In this first chapter, the train conductor’s three encounters with a young woman reflect the different stages of the revolution: hope, struggle and devastation. The conductor’s story closes, when the young woman’s fiancé’s death prompts her

9 See for example Ruth Stummann-Bowert’s book *Malwida von Meysenbug – Paul Réé. Briefe an einen Freund*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1998, p. 12.

10 Meysenbug, *Reise nach Ostende* (cf. note 1), pp. 15-33.

desire for revenge, thus deciding to educate the next generation and thereby rendering her lover's ideals everlasting:

Meines Freundes hohes innerstes Leben in mir fortsetzen und ausbilden zur Vollendung, es ergießen in viele andere junge, warme Herzen, das sei mein Werk, um dessentwillen ich noch leben will. So räch ich ihn an denen, die ihn vernichten zu können meinten, so ist er unsterblich, den sie töten wollten, so wirkt er fort für das heilige Werk der Freiheit, dem sein Leben geweiht war und keine Macht der Welt kann ihn daran hindern. (RnO 32-33)

Even though this story might be inspired by true events, especially the conclusion seems to fit too neatly into Malwida von Meysenbug's own political aspirations, formulated after her return from Ostend in her essay "Ein Frauenschwur"¹¹, which was published by Carl Volckhausen in the *Mainzer Tagblatt* in 1950. Mirroring the first chapter in *Eine Reise nach Ostende*, "Ein Frauenschwur" is fuelled by hatred for the murderers of those heroically fighting for freedom, basic human rights and dignity. In this short essay, Malwida von Meysenbug vows to educate women in order to ensure the survival of revolutionary ideals, thus taking revenge on the murderous reactionary forces that had once again gained control all over Germany.

Sie haben der Freiheit Werth und ihre Rechte erkannt und wenn die Väter todt sind, werden sie sie ihren Söhnen lehren. Sie werden ihnen den unver-söhnlichen, den heiligen Haß in das Herz pflanzen gegen Euer hassenswür-diges Prinzip und wenn Ihr auch für den Augenblick noch einmal sieget, vor dem Geschlecht, das wir auferziehn, da stürzen Eure falschen Götter, da bricht Euer Hochmuth, da kracht die sündige Welt in Trümmer und begräbt den Egoismus unter Schutt und Asche.¹²

Travelling is a vital first step towards achieving this goal, and it is in the travel diary itself that we witness changes occurring in the author. As the journey progresses, Malwida von Meysenbug's text gains political clarity and the author increasingly displays the self-assurance that before long enables

11 She mentions this essay in her memoirs as "Der Schwur einer Frau" (*Memoiren einer Idealistin*, 1998, p. 111). "Ein Frauenschwur" was published on 22 September 1850 in *Sonntagsblätter. Beiblatt zum Mainzer Tagblatt*. It is reprinted with an introduction by Ruth Stumann-Bowert in *Jahrbuch der Malwida von Meysenbug Gesellschaft* 5 (1996): 197-199.

12 Malwida von Meysenbug, "Ein Frauenschwur." *Jahrbuch der Malwida von Meysenbug Gesellschaft* 5 (1996): 198.

her to leave her family and take control of her life. Her seaside holiday with its many pleasant conversations, walks by the sea, unpretentious food, and Beethoven's 9th symphony on the beach, clearly had a soothing effect on this unmarried woman, who had tried so hard to be true to herself while placating her irritated family. In an unpublished chapter of *Eine Reise nach Ostende*, Meysenbug writes: "Bei jeder Kur sollte der Mensch eigentlich in jenen Zustand des Unbewußtseins zurückkehren, der noch halb der Kindheit und ersten Jugend angehört."¹³ During this journey to Ostend, Malwida von Meysenbug overcame her depression and not only regained her optimism and love for life, but found the strength and courage to take sides and publicly speak her mind. While still hiding behind a third-person narrative at the outset of her travelogue, the final pages of *Eine Reise nach Ostende* quite clearly unveil her agency as she outlines her own political agenda:

The main elements of her programme are based on the most progressive ideas of the Free Church and Theodor Althaus's *Die Zukunft des Christentums: seine Wahrheit, seine Verkebrung und Freiheit und Liebe* (1847), Georg Wilhelm Friedrich Hegel's *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte* (1822-30) and Johann Gottlieb Fichte's *Reden an die deutsche Nation* (1808), as well as on Julius Fröbel's *Das System der socialen Politik* (1846/7), time and again formulating and incorporating her ideals of equality, harmony, reason and freedom. Inspired by Hegel's thoughts on freedom and nationhood, the author is convinced of the inevitability of her principles, since it is "das Prinzip der Zukunft"¹⁴ as she calls it in her *Reise nach Ostende*. While worshipping the 'cult of aestheticism'¹⁵ in her youth and engaging in charitable works and striving towards an ideal of Christian mercy in her twenties, Malwida von Meysenbug now formulates ideas for a progressive nation based on the

13 Meysenbug. *Reise nach Ostende*. Unpublished chapter 16. Hand-written manuscript, p. 128. Goethe-Schiller-Archiv, Weimar. Two chapters were excluded by Gabriel Monod from the 1905 edition of *Eine Reise nach Ostende*. These unpublished chapters are moderately free of political declarations and focus instead on local residents, Beethoven's 9th symphony and two brand-new publications: Fanny Lewald's novel *Prinz Louis Ferdinand* and Adolf Stahr's *Die Republikaner in Neapel* (both published in 1849).

14 Meysenbug. *Reise nach Ostende*, p. 46. Quotes from this text will now appear as (RnO page number) within the main text.

15 See her first letter to Johanna Kinkel (16 October 1848). In: Malwida von Meysenbug. *Briefe an Johanna und Gottfried Kinkel*. Bonn: Röhrscheid, 1982, p. 19. Also quoted by Reuter (1998), p. 65.

freedom of its citizens.¹⁶ A re-evaluation of women's place in society is as inevitable and as vital as their education, she writes, moved by Fichte's *Reden an die deutsche Nation* and his idea of a national education.

Die Notwendigkeit, diese Erziehung auch auf die Frauen auszudehnen, wurde mir klar. Dieser Gedanke beschäftigte mich Tag und Nacht. Wie könnte ein Volk sich selbst regenerieren und frei werden, wenn seine eine Hälfte ausgeschlossen wäre von der sorgfältigen, allseitigen Vorbereitung, die die wahre Freiheit für ein Volk ebensowohl wie für die Individuen verlangt?¹⁷

While accepting the need for violent action in particular circumstances, she did not envisage female revolutionaries in male attire and armed to their teeth, but rather emancipated women, who would instigate change by raising children in an enlightened environment. She does not consider emancipated women to be interested in emulating men or in eliminating the boundary that separates male from female life. She even regards that thought as absurd (RnO 135). She demands, however, that women should be recognized as human beings rather than as 'Weiber', i.e. as wives and mothers, sisters and daughters. Intellectual ability deserves to be cultivated, for it is only via education that women will achieve inner peace and external independence. Only then will they become "real women" (RnO 135f). Malwida von Meysenbug is adamant that women should have equal rights to men, especially with regard to the development of their intellect. She is, however, also quick to add, that once women are equal to men intellectually, this would not at all imply that women had to become professors, lawyers, or politicians. She is interested in what she calls a "deeper truth": "je allseitiger, je individueller" (RnO 138). A multi-dimensional education will undoubtedly produce individuals, and who knows what women will be able to accomplish once they are given the chance? Her argument here reveals her sophistication: while pleasing the critical, concerned reader she still keeps all doors open and makes no concessions.

In Meysenbug's view, marriage should neither be entered out of financial necessity nor in order to exchange the dependence of a daughter for that of a wife. In her view, women should be equal to men in marriage (RnO 140),

16 For a more detailed examination of Hegel's influence on Meysenbug's thoughts, see my "Über die Eisenbahnfahrt ins politische Schreiben. Malwida von Meysenbugs *Eine Reise nach Ostende*." *Malwida von Meysenbug* (cf. note 5), pp. 77-92.

17 Meysenbug, *Memoiren einer Idealistin*. 1922, p. 157.

respected intellectually and able to support themselves financially. Not surprisingly and in her usual overly enthusiastic manner, Malwida von Meysenbug praised Johanna and Gottfried Kinkel's relationship as being just such a union of equal spirits¹⁸, and she considered Johanna Kinkel's emancipation exemplary. In a letter written in July 1851, she states that Johanna Kinkel's intellectual and financial independence, her devotion to her family as to life in general, her 'heroic' character, her boundless energy and abundance of love, with her 'natural feeling' still intact made her the ideal 'new woman': "das Weib der neuen Zeit."¹⁹ For Malwida von Meysenbug, Johanna Kinkel is proof that her ideal of the 'new woman' is not sterile theory, but potential reality for any woman willing. Only if girls are taught to be independent intellectually and economically, Malwida von Meysenbug believes, can they bring to fruition a "Dasein in Freiheit und Würde" (RnO 141). To aid women in achieving a life in freedom and dignity was the author's main goal at the time of the revolution – as a women's rights advocate and as a patriot. For the future of the state, she argues in *Eine Reise nach Ostende*, women's emancipation is vital.

This idea of the link between woman's place in society and the health of the nation is developed in her travelogue, based on her study of Hegel and Fichte, but also shaped by painful experiences within her own family, conversations during her trip and chance encounters with a number of individuals from the lighthouse keeper's wife to a Jesuit priest. In Meysenbug's view, family and state dynamics reflect one another. If a marriage is not a bond between two independent, equal individuals, but rather a marriage of convenience lacking dignity and respect, the progeny of this union will inevitably fail in becoming a strong and independent individual him/herself. It is the family that provides every individual with the basis of his or her value system. In a dictate that in hindsight may make the contemporary reader shiver, she declares: "nur der gesunden Familie entsteigt der gesunde Staat" (RnO 141). It is obvious that for Malwida von Meysenbug "der gesunde Staat" means a democratic republic based on reason and freedom. And since a healthy family is the cradle of a healthy nation, the emancipation of woman is absolutely vital in ensuring the development of a progressive nation state. It is not sufficient that women work for this ideal of a future nation in the silence of their home.

18 See for example her *Memoiren einer Idealistin*. 1998, p. 146f, 236f.

19 Letter written in Hamburg on 11 July 1851. See Meysenbug, *Briefe an Johanna und Gottfried Kinkel*. (cf. note 15), p. 75.

As her trip and travelogue nears its end, her political programme gains clarity. Her favoured political system is now, quite clearly, a mixture of socialism and Christian ethics: “Das Christentum predigte die Liebe; der Sozialismus fordert das Recht. Aus der Vereinigung beider wird das Wahre entstehen” (RnO 150). The philosophical connection between the two is vital for Malwida von Meysenbug, who regards Christianity as the beginning of socialism – a vision of a world without a class system.²⁰ The political significance of Christianity is its ideal of human nature, and the consequence of socialism is the generalization of this epitome (RnO 149). Ideally, she tells her readers, every individual would strive towards ethical, physical, and intellectual perfection rather than be limited and paralyzed by an authoritarian state. In her view, private ownership should be allowed in order to reward hard work and agency, but it should remain limited to the original owner in order to control the power of capital. Only by abolishing inheritance would equal rights and opportunities for all be safeguarded. Solely the inheritance of intellectual riches should enable an individual to make the most of his or her life professionally and personally. And while no society could do without laws, ideally a good education based on Fröbel, Pestalozzi and Fichte would produce individuals who could live according to Kant’s categorical imperative. She dreams of a nation that is home to all people – “in dessen weiten Hallen das *Volk*, das freie Volk, wohne” (RnO 109).

In July 1849, when Rastatt in Baden fell – the place where the German revolution began –, the author’s hopes for a new Germany were dashed. Witnessing these disappointing events from afar, she includes a critique of the ‘Germans’ in her travelogue. In her mind, her fellow countrymen are well capable of theorizing about reason, freedom, and individuality, while apparently not being ready for the consequences of change. The failing revolution is proof that her beloved nation is one of philistines, good-natured people of habit, and slaves of tradition. She is proud of thinkers such as Friedrich Schiller, Ludwig Feuerbach, Immanuel Kant, or Johann Gottlieb Fichte, but questions the merit of theories if the people are unable to put them into practice. As Malwida von Meysenbug wrote her *Reise nach Ostende*, the liberal, democratic movement in Germany, as in France, Hungary, and Italy, was mostly eradicated, and by the autumn of 1849, the European revolution was completely crushed. Nevertheless, her criticism of *Heimat* is followed by a romantic declaration of belonging and a desire to return home

20 Cf. Theodor Althaus. *Die Zukunft des Christentums: seine Wahrheit, seine Verkehrung und Freiheit und Liebe*. Darmstadt: n.p., 1847.

to 'Germany' – "Und dennoch war dieses Deutschland meine grösste Liebe, doch zog es mich zurück zu ihm" (RnO 155).

However, the fertile ground needed for Malwida von Meysenbug's enlightened dreams was not yet to be found in her own nation. In her view, only North America provided the freedom necessary to bring progressive ideas to fruition – "jenseits des Atlantischen Ozeans, auf dem freien, wohl vorbereiteten Grund der nordamerikanischen Republik" (RnO 163). Not surprisingly, her diary *Eine Reise nach Ostende* ends with the exclamation: "Nach Westen!" – a call heeded not only by Anton and Maria in Fanny Lewald's *Auf rother Erde*. Pressed by her mother to stay in Germany, Malwida von Meysenbug, however, never carried out her plan to join 'the land of the free', but rather joined the "Hochschule für das weibliche Geschlecht" in Hamburg in 1850, where she remained until it was forced to close in 1852.

Berta Schleicher, who promoted and edited Malwida von Meysenbug's works after her death, chooses a quotation by Friedrich Lienhard (1865-1929) in order to reconcile Malwida von Meysenbug's political idealism²¹ with her biography: "Ein Verzicht auf Behaglichkeiten der Welt um einer grossen Idee willen; dies Tun und diese Kraft nennen wir Idealismus." While her writings often exhibit a rapturous yet passive enthusiasm for the revolutionary cause, the need to change at least her own life prompted her decision to leave her family and to become an educator first in the newly created institute of higher education for women in Hamburg and then, from 1853, of Alexander Herzen's daughters in London.²² Even during the first 18 months of her exile when her means were very restricted, she refused to become a governess; preserving her independence was more important to her than a secure source of income. Only at one point during her exile in London did she become politically active when helping the Italian revolutionary and former triumvir of the short-lived Italian republic Guiseppe Mazzini to organize a workers' union and drum up support for him among the German emigrants.²³ Like so many other members of the London exile community, Malwida von Meysenbug and Guiseppe Mazzini shared both the dream of

21 For an account of the development of Meysenbug's idealism see Siegrun Krauschewski-Stolz. "Realität und Idealismus des Weiblichen." *Jahrbuch der Malwida von Meysenbug Gesellschaft* 1 (1986): 23-41.

22 See Hannelore Teuchert. "Malwida von Meysenbug als Erzieherin Olga Herzens." *Jahrbuch der Malwida von Meysenbug Gesellschaft* 3 (1990): 53-56.

23 See *Memoiren einer Idealistin*. 1998, p. 231; Barbara Leisner. *'Unabhängig sein ist mein heißester Wunsch': Malwida von Meysenbug*. München: Econ, 1998. Here p. 175.

a unified, democratic nation state and the experience of forced exile. The fight for a workers' union, however, was unsuccessful, and disappointed with the result of her efforts, she soon returned to pen and paper. Writing and translating became her main occupation and a way of reminding herself of her ideals of freedom and nationhood. She published numerous articles in journals edited by members of the exile community – such as in Mazzini's *Dio e il Popolo* –, she translated among other texts the memoirs of Alexander Herzen (*Aus den Memoiren eines Russen*, 1855-59)²⁴, and left her mark with her mainly autobiographical works. Eventually, or so she hoped, the seed of freedom would take root: “Und wir werden arbeiten, wie zerstreut auch, wie weit getrennt der eine vom andern. Nur um desto gewisser tragen wir den Samen der Freiheit hinüber und er wird aufgehen und Frucht bringen allerorten” (RnO 115).

Malwida von Meysenbug's Ostend 'diary' or travel log was her first more substantial political text and inevitably crosses the boundaries of her own class and conservative upbringing, while accounting of the complex dialectic between the glorious political hopes of the recent past and the desperation of a shameful present. Ostend signifies the turning point in Meysenbug's life that ended passive observation and suffering and brought about involvement and agency. While the failing of the revolution had become an inevitable, miserable fact and only a matter of time, Meysenbug's journey – the act of traveling – triggered: “eine physische und moralische Auferstehung”. It was in this Belgian seaside town that the idea of a written text took root, that centred on her thoughts regarding the goals and consequences of the failing revolution and shed light on the conflict between the author's own aristocratic upbringing and her revolutionary ideals. *Eine Reise nach Ostende*, infused with her understanding of the works of Julius Fröbel, Fichte and Hegel, as well as her own enthusiasm for the ideals of the 1848 revolution, gives evi-

24 Translations by Malwida von Meysenbug mentioned in *Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen, 1800-1945* (Eds. Gisela Brinker-Gabler, Karola Ludwig, Angela Wöffen. Munich: dtv, 1986, p. 219) are Alexander Herzen's *Memoiren* (1856) and *Gesammelte Erzählungen* (1858). Hoffmann und Campe did indeed publish Meysenbug's translation of Alexander Herzen's *Aus den Memoiren eines Russen* from 1855: vol. 1 *Im Staatsgefängniß und in Sibirien* (1855), vol. 2 *Neue Folge. Petersburg und Nowgorod* (1856), *Dritte Folge. Jugenderinnerungen* (1856), *Gedachtes und Erlebtes* (1859). See also the list of publications in Martin Reuter's 1848, *Malwida von Meysenbug und die deutsche Demokratiegeschichte* (cf. note 4).

dence of the changing constitution of Malwida von Meysenbug as a woman, a daughter and an independent mind.

This text cannot easily be placed alongside other 19th century travelogues, since there is little palpable desire to travel in order to explore the unknown or even exotic. Malwida von Meysenbug set out on this trip to a well-known seaside resort in order to rest and to recover from depression. The *terra incognita* explored, here, is the author herself and the potential for change in the future, both in terms of the emancipation of women in general and an aristocratic daughter in particular, and a nation in dire need of political renewal. *Eine Reise nach Ostende* maps new imaginary landscapes, dreams women's emancipation and a democratic German nation, and makes the complex, painful dialectic between reality and ideal all too poignant.

Friederike Kitschen (Paris)

„Chiaroscur-Gemälde“

Berichte deutscher Reisender aus dem Pariser Kunstleben 1830-1854

Nichts gewöhnlicher als die Frage: waren Sie schon im musée royal du Louvre, in der galerie d'Angoulême, im musée royal du Luxembourg, in der – der – der – und der Kirche? Antworte ich nun auf das Eine oder Andere: Nein, so fuhr der Frager gewiß schnell fort: O, das müssen Sie sehen, vergessen Sie das ja nicht, Sie haben sonst gar, gar nichts gesehen, sind in Rom gewesen, ohne den Papst zu sehen.¹

Energiert schilderte Woldemar Seyffarth in seinem Reisebericht von 1832 die in seinen Augen „sonderbare Zumutung“, bei einem Paris-Besuch möglichst viele Museen, Sammlungen und bedeutende Bauwerke besichtigen und sich anschließend auch noch gelehrt darüber äußern zu müssen.

Es sollten Seyffarths einzige Bemerkungen zum Thema Kunst bleiben. Er entzog sich damit einem Anspruch, der nicht nur unter seinen Schriftstellerkollegen des Vormärz verbreitet war, sondern der sich Mitte des 19. Jahrhunderts bereits aus den Traditionen des postrevolutionären Paris-Reiseberichts selbst erhob.

I. Heilige Hallen: der Louvre

Schon in den beiden Jahrzehnten nach 1789 waren aus den meisten deutschen Revolutionstouristen, die zur Beobachtung der politischen und gesellschaftlichen Veränderungen nach Paris geeilt waren, sehr bald Kulturreisende geworden, die sich fasziniert dem durch die napoleonischen Eroberungen stetig anschwellenden „Kunstkörper“ der französischen Hauptstadt widmeten.² Je deutlicher in ihren Berichten die Desillusionierung angesichts

1 Woldemar Seyffardt. *Meine Reisetage in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz*, 2 Bde. Leipzig 1832. Bd. 2. S. 126f. Die Galerie d'Angoulême war ab 1824 die Abteilung für Skulptur im Louvre, das Musée du Luxembourg zeigte ab 1818 Werke lebender französischer Künstler.

2 Zum Begriff „Kunstkörper“ vgl. Johann Wolfgang v. Goethe. „Einleitung in die *Propyläen*[1798]“. *Werke* (Hamburger Ausgabe), München 1998, Bd. 12, S. 55; zum Reisebericht grundlegend Thomas Grosser. „Der lange Abschied von der

der politischen Entwicklungen wird, desto intensiver äußert sich in aller Regel das Interesse für Kunst und Kultur. Geradezu obligatorisch war die Schilderung von Besuchen im 1793 eingerichteten Kunstmuseum im Louvre, das unter anderem die Sammlung der Antiken und die Gemäldegalerie aufnahm. Dabei war der Louvre für viele deutsche Besucher keineswegs nur ein Ruhetempel innerhalb der turbulenten Großstadt Paris, in dem man sich vor den ewigen Meisterwerken der stillen Kontemplation hingab oder mit gelehrten, meist von Winckelmann inspirierten Erörterungen zumindest die Deutungshoheit über die verschleppten Werke zu behalten versuchte. Der Louvre war auch Gegenstand leidenschaftlicher Debatten von größter kulturpolitischer Aktualität, ob es nun um seine Bedeutung als Museum für die ganze Menschheit, um den Nutzen und Schaden des Kunstraubs, um die liberalen Zugangsmodalitäten als Beleg für die Errungenschaften der Revolution oder um den Versuch ging, die in dieser Menge und Qualität noch nie an einem Ort vereinten Exponate durch Einordnung in geschichtliche und zunehmend auch nationale Kategorien zu gliedern.³ Über fast zwei Jahrzehnte hinweg zeigte der Louvre durch neu hinzukommende Werke, Umbauten und Umgruppierungen ein immer wieder anderes Gesicht, sodass fast jeder Reisende Neues berichten und mit den Schriften seiner Vorgänger in Dialog treten konnte.⁴ Manche Autoren richteten ihr Interesse auf ausgewählte Werke, mit denen sie kunstphilosophische Überlegungen verbanden, andere nahmen ihre Leser mit auf eine wahre *tour de force* durch sämtliche Galerien und Malerschulen und versuchten, ihnen sowohl eine systematische Übersicht der Bestände zu liefern als auch die berühmtesten, aber in Deutschland oft nur durch dürftige Umriss-Kupferstiche bekannten Werke mittels ausführlicher Beschreibungen zu vergegenwärtigen.

Ebenso systematisch und umfassend wurden häufig auch die anderen Teile des Pariser ‚Kunstkörpers‘ gesichtet und beschrieben: die Privatsammlungen,

Revolution. Wahrnehmung und mentalitätsgeschichtliche Verarbeitung der (post-)revolutionären Entwicklungen in den Reiseberichten deutscher Frankreichbesucher 1789-1814/15“. *Frankreich 1800. Gesellschaft, Kultur, Mentalitäten*. Hg. Gudrun Gersmann/Hubertus Kohle. Stuttgart 1990. S. 161-193. Klara Kautz. *Das deutsche Frankreichbild in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nach Reisebeschreibungen, Tagebüchern und Briefen*. Köln 1957.

- 3 Zum Kunstraub vgl. Bénédicte Savoy. *Patrimoine annexé. Les biens culturels saisis par la France en Allemagne autour de 1800*. 2 Bde. Paris 2003.
- 4 Vgl. u.a. Johann Friedrich Reichardt. *Vertraute Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803*. 3 Bde. Hamburg 1804. Julius v. Voß. *Beleuchtung der vertrauten Briefe aus Frankreich des Herrn J. F. Reichardt*. Berlin 1804.

das Museum französischer Kunst in Versailles, die Ateliers berühmter Pariser Künstler und schließlich der „Salon“, die regelmäßig stattfindende und von großem Presseecho begleitete Ausstellung aktueller Werke. Deren grundlegende – positive oder auch negative – Orientierungsfunktion für die internationale zeitgenössische Kunst konnte auch von jenen tendenziell frankreichfeindlichen Programmatikern der deutschen Romantik nicht bestritten werden, die an Rom als der einzig wahren künstlerischen Heimat der Deutschen festhielten; zu dürftig und provinziell nahmen sich die Ausstellungen in den deutschen oder auch italienischen Städten neben den Pariser Salons mit ihren bedeutenden, oft durch den Staat in Auftrag gegebenen Historien gemälden der französischen Maler aus. „Künste und Kunstwerke, und immer wieder Kunstwerke und Künstler, denen muß man sich hier ganz widmen“, befand Johann Friedrich Reichardt 1804.⁵

Der Kontrast zu Seyffarths Verweigerungshaltung von 1832 könnte kaum größer sein – und diese war, trotz der Klage des Autors über seine allzu kulturbeflissenen Kollegen, in ihrer Tendenz nicht untypisch für die Berichte vieler Reisender des Vormärz. Das Museum im Louvre hatte zwar nach 1816, trotz der Restitution zahlreicher Werke an ihre früheren Besitzer, zum Erstaunen deutscher Besucher weniger an Qualität verloren als gedacht, aber seine kulturpolitische Brisanz und sein Neuigkeitswert waren weitgehend erloschen. Erst 1851 sollte Adolf Stahr mit einem Louvre-Besuch wieder politische Themen verknüpfen: Er verurteilte rückblickend die Unrechtmäßigkeit des napoleonischen Kunstraub und zielte damit implizit auf die aktuellen bonapartistischen Umtriebe.⁶

Für viele Schriftsteller jedoch war der Louvre, wie Seyffarths Papst-Zitat andeutet, eine kanonische Sehenswürdigkeit mit kunsthistorisch gesicherten Werten geworden, die sie zwar sicherlich besuchten, über die sie jedoch den Lesern nichts Aktuelles mehr mitteilen zu können glaubten. So sind es vor allem Kunsthistoriker, Kunstsammler und Künstler, wie Gustav Friedrich Waagen, Graf Athanasius Raczyński und Carl Gustav Carus, die ihre einschlägig interessierten Leser auch nach 1830 noch mit in den Louvre nahmen – oder aber weibliche Reisende wie die Gräfin Hahn-Hahn 1842 und Emma Niendorf 1854, die häufiger als ihre männlichen Kollegen den klassischen Parcours der Bildungsreise verfolgten.⁷ Insbesondere Hahn-Hahn

5 Reichardt 1804. 2. Auflage 1805. Bd. 1. S. 323.

6 Adolf Stahr. *Zwei Monate in Paris*. Oldenburg 1851. 1. Teil. S. 122-132.

7 Adalbert Graf Raczyński. „Ausflug nach Paris im Frühling 1836“. Id. *Geschichte der neueren deutschen Kunst*. 3 Bde. Berlin 1836-1841. Bd. 1. S. 337-401;

bestätigte den Ewigkeitswert des Louvre als „schöne heilige Welt“ und Schutzraum rein ästhetischer Erfahrung.⁸ Damit ließ sich jedoch neben kunsthistorischen Erörterungen oder einer romantisch gefärbten Sakralisierung des Kunsterlebens kaum mehr Neues verbinden. Und so musste sich auch Emma Niendorfs Bericht „Aus dem heutigen Paris“ im *Deutschen Museum* vorwerfen lassen:

Heutigen Tages, wo der Dampfwagen uns in 24 Stunden aus dem Herzen Deutschlands nach Paris führt und wo diese Reise [...] Jahr auf Jahr von Unzähligen gemacht wird, darf sich nur noch Derjenige mit einer Schilderung von Paris vor das Publikum wagen, der entweder in Paris selbst neue Beobachtungen gemacht hat oder der wenigstens über das dort Gesehene und vielfach Geschilderte neue, anregende Gedanken zu schildern weiß. In dem Niendorf'schen Buche geschieht weder das Eine noch das Andere; die Verfasserin macht ihre Tour durch Paris richtig durch, heut in den Louvre, morgen in die Morgue, übermorgen nach Versailles. Alles wie es im „Rothen Buche“ steht...⁹

Dabei hatte Niendorf ausdrücklich nicht nur ihre Eindrücke zu den Museen im Louvre und in Versailles mitgeteilt, sondern auch zu den Werken lebender französischer Künstler im Musée du Luxembourg und sogar zur Ausstellung zeitgenössischer Kunst, dem „Salon“ von 1853 – zu Themen mithin, die auch in vielen Reiseberichten ihrer vormärzlichen Kollegen eine Rolle gespielt hatten.

Gustav F. Waagen. *Kunstwerke und Künstler in Paris*. Berlin 1839; Carl Gustav Carus. *Paris und die Rheingegenden. Tagebuch einer Reise im Jahre 1835*. Leipzig 1836; Ida Gräfin Hahn-Hahn. *Erinnerungen aus und an Frankreich*. 2 Bde. Berlin 1842. Bd. 1. S. 130-155; Emma Niendorf [Emma v. Suckow]. *Aus dem heutigen Paris*. Stuttgart 1854; vgl. auch [Sophie Leo]. *Erinnerungen aus Paris 1817-1848*. Berlin 1851. Eine Ausnahme ist Fanny Lewald, die in ihren *Erinnerungen aus Paris* 1848 nicht über bildende Kunst berichtet.

8 Hahn-Hahn 1842. S. 130.

9 Mmr. [Rezension zu Emma Niendorf. Aus dem heutigen Paris, 1854]. *Deutsches Museum* 4 (1854). Bd. 2. S. 440-441; mit dem „rothen Buche“ ist wohl das *Handbook for travellers in France*, London 1843 u. ff. des Verlags John Murray in London gemeint, dessen Reiseführer „red books“ genannt wurden. In der Reihe der ebenfalls rot gebundenen Reiseführer von Karl Baedeker erschien der Band *Paris und Umgebung* erst 1855.

II. Aktualitätenschau: im Salon

Auch die Salon-Berichte deutscher Reisender standen nach 1830 bereits in einer literarischen Tradition. Paris-Besucher zwischen 1789 und 1824 hatten kaum eine der Ausstellungen unkommentiert gelassen und auch hier findet sich oftmals das Bestreben, den Lesern durch genaue Beschreibung der wichtigsten (und prämierten) Werke und Nennung vieler Künstlernamen einen möglichst umfassenden Überblick zu verschaffen. Diese Form der enzyklopädisch-hierarchischen Ausstellungskritik, bei der in aller Regel die Notizen mehrerer Salon-Besuche nachträglich entlang der traditionellen Gattungshierarchie, mit der Historienmalerei an der Spitze, strukturiert und redigiert wurden, verlagerte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts jedoch weitgehend in die kunstkritische Berichterstattung in Zeitungen und Fachzeitschriften. Ein in aller Regel normatives, idealistisches Kunstverständnis wurde bereits durch die Gliederungsprinzipien vermittelt und häufig zusätzlich durch Erörterungen von Gattungsfragen, der Angemessenheit des Bildgegenstandes, seltener der Darstellungsmittel vertieft. In den Salon-Kapiteln der Reiseberichte zwischen 1830 und 1854 findet man hingegen meist subjektiv gefärbte Beurteilungen einer geringeren Auswahl von Werken, oftmals unterhaltsam gemischt mit Beobachtungen über das Publikum und dessen Modesünden, Erörterungen zur Käuflichkeit der Kritiker oder zum umstrittenen Vorgehen der Jury usw. Damit folgten die Autoren zunächst den Möglichkeiten des Mediums Reisebericht, eine buntere und skizzenhaftere Schilderung persönlicher Erfahrungen zu geben als in der Zeitungskritik üblich. Die Reiseberichte aus dem Pariser Kunstleben sind eingebettet in allgemeine Schilderungen der Stadt und unterscheiden sich von diesen in aller Regel weder signifikant im feuilletonistischen Sprachduktus noch in der Wahrnehmungshaltung, die der Masse des Angebots durch individuelle Selektion begegnet. Denn insbesondere die Kunstausstellung bot mit ihrem „Chaos“¹⁰ aus tausenden von Werken und dem Gedränge des bunt gemischten Publikums ein Äquivalent zum Erlebnis der modernen Metropole mit ihrem riesigen, verwirrenden Angebot an Attraktionen, Sinnesreizen und Waren.

Es gab jedoch auch einen aktuellen Orientierungspunkt für die vormärzliche Spielart des „Salon“-Berichts: Heinrich Heines epochale Beschreibung der „Gemäldeausstellung in Paris 1831“. Der zunächst als Artikelfolge ab Oktober 1831 in Cottas *Morgenblatt für gebildete Stände* publizierte Text

10 Ludwig Rellstab. *Paris im Frühjahr 1843. Briefe, Berichte und Schilderungen*. 2 Bde. Leipzig 1844. Bd. 1. S. 107.

wurde insbesondere ab 1834 stärker beachtet, als er in Heines *Salon I* unter dem Titel „Französische Maler“ neuerlich abgedruckt und mit einem Nachtrag versehen wurde, der seine politische Dimension weiter unterstreicht.¹¹ Heines Form der Ausstellungskritik fand ihre Nachfolge nicht primär in deutschen Kunstzeitschriften, sondern in Reiseberichten des Vormärz, etwa in den Texten von August Traxel 1835, Karl Gutzkow 1842, Ferdinand von Gall und Ludwig Rellstab 1844 sowie Heinrich Laube 1848.

Heine konzentrierte sich bekanntlich auf kaum 20 der insgesamt fast 3000 ausgestellten Werke – eine, wie er eingestand, von den Vorlieben der französischen Presse und des Publikums inspirierte Auswahl. In ähnlicher Weise betonten auch Traxel, Gall und Rellstab ihre Anlehnung an das öffentliche Interesse.¹² Indem sie die Werke nicht nach dem abstrakten und tradierten Werteschema akademischer Kritik, sondern nach ihrer aktuellen Popularität auswählten, stellten sie in ihren Berichten nicht die hohe Kunst der Historienmalerei in den Mittelpunkt, sondern die vom bürgerlichen Publikum bevorzugten sog. niederen Gattungen. So galt etwa Traxels Wertschätzung, ähnlich wie Heines, dem historischen und volkstümlichen Genre, daneben dem Porträt und der Marine. Die großen, von König Louis-Philippe in Auftrag gegebenen Historien- und Schlachtengemälde handelt er erst am Ende seines Berichts ab und betrachtet sie keineswegs als Höhepunkte der Schau. Ähnlich sollte sich auch Gall zehn Jahre später, als diese für das Museum in Versailles bestimmten Werke die Ausstellung beherrschten, sich von ihnen weder belehrt noch unterhalten fühlen, und Emma Niendorf seufzte im Salon von 1853 nur enttäuscht: „Überall Schlachtenscenen“.¹³

Heines fulminante Bildbeschreibungen vermitteln jedoch auch die persönliche Faszination des Autors und, so ein Rezensent 1831, seine „scharfmarkierte Individualität [...] mit allem frischen, lebenslustigen Humore, all der wunderbaren Wemuth und der plötzlich hervorspringenden beißenden

11 Heinrich Heine. „Französische Maler“. *Heinrich Heine. Historisch-kritische Ausgabe der Werke* (Düsseldorfer Heine-Ausgabe DHA). Hg. Manfred Windfuhr. Hamburg 1973-1997. Bd. 12/1. S. 9-62. Zur Rezeption vgl. *Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen*. Hg. Eberhard Galley/Alfred Estermann. Bd.2. *Rezensionen und Notizen zu Heines Werken von 1830 bis 1834*. Hamburg 1981ff.

12 Vgl. August Traxel. *Memoiren eines Flüchtlings oder Continental-Chiaroscurgemälde*. 2 Bde. Stuttgart 1835. Bd. 2. S. 258; Rellstab 1844. S. 113; Ferdinand v. Gall. *Paris und seine Salons*. 2 Bde. Oldenburg 1844. Bd. 1. S. 192f.

13 Gall 1844. S. 189 f.; Niendorf 1854. S. 25.

Satire“.¹⁴ Heine vermeidet den weihevollen Ton vieler Kunstkritiker und schildert, so Laube 1834, mit dem „biegsamen Pinsel“ scheinbar assoziativ und in einer an Bildern, Ausrufen und ironischen Anspielungen reichen Sprache seine persönlichen Eindrücke zu den Werken der seinerzeit beliebten Malergrößen Scheffer und Vernet, Delacroix und Decamps, Robert und Delaroche. „Nur hie und da wirft er den Pinsel weg, um uns ohne Farbe mitzuteilen, daß die katholische Malerei vorüber sey, und daß man nicht mehr Historien- und Genremaler unterscheiden solle, da sie ineinander gehören.“¹⁵ Auf diese Weise verknüpfte Heine Sachinformationen mit einer literarisch-imaginativen Prosa; Kunstkritik diente ihm als Medium und Katalysator, um sowohl eigene ästhetische als auch politische Ideen und historische Hintergründe zu vermitteln.¹⁶ Im Unterschied zu vielen deutschen Kunstkritikern, etwa dem einflussreichen Ludwig Schorn in Cottas *Kunstblatt*, war Heine weit davon entfernt, ein Eindringen tagesaktueller oder politischer Inhalte in die angeblich hehre Sphäre der Kunst abzulehnen. Seine Lektüre von Delacroix' *Die Freiheit führt das Volk* war vielmehr ebenso politisch wie positiv.¹⁷ Er reagierte damit auf die französische Ausprägung romantischer Kunst, deren Gegenstand häufig zeitgeschichtliche Themen waren, und er orientierte sich an der Verknüpfung fortschrittlicher Kunst mit politischem Liberalismus in der französischen Kritik.

„Heine beschreibt die Bilder als historischer Schriftsteller und Poet, die gewöhnlichen Kritiker, welche das Technische besser verstehen, werden sich darein nicht zu finden wissen und sehr ominös die Köpfe schütteln“, befürchtete Laube.¹⁸ Doch, so fuhr er fort, das Publikum würde diese Herren ohnehin nicht lesen. Ebenso wie Heine grenzten sich viele Vormärz-Autoren in ihren Reiseberichten von der Attitüde des professionellen und nach normativen Kriterien urteilenden Kunstrichters ab. Sie vermieden es aber auch, die Phraseologie selbsternannter Kunstkenner anzuwenden, die der Hannoveraner Heine-Freund Johann Detmold 1834 in seiner Schrift „Kunst in drei Stunden ein Kenner zu werden“ mit satirischer Feder aufgespießt

14 Anonym. „Heine und Deutschland“. *Mitternachtzeitung* 12.12.1831. S. 788. Zit. nach Galley/Estermann 1981. S. 71.

15 Heinrich Laube. [Rezension zu *Der Salon I*]. *Zeitung für die elegante Welt*. Nr. 248 (1833). S. 989-992. Zit. nach Galley/Estermann 1981. S. 505.

16 Vgl. Irmgard Zepf. *Denkbilder. Heinrich Heines Gemäldebericht*. München 1980. S. 132, 150 u. 170.

17 Eugène Delacroix. *Die Freiheit führt das Volk*. 1830. 260 x 325 cm. Paris, Musée du Louvre.

18 Laube 1833. S. 990.

hatte.¹⁹ So will auch August Lewald 1836 nur „subjektiv oberflächliche Eindrücke“ schildern: „von einem tieferen Kunsturtheil soll nicht die Rede seyn“, nur von einem „aus innerster Individualität“.²⁰ Gall betont seine „bescheidene Stellung als Verehrer der Kunst“, der weit davon entfernt sei, „einen Kunstbericht zu erstatten“, Rellstab folgt ganz seiner, „individuellen Empfindung nach“ und Laube beruhigt seine Leser: „Fürchten Sie nicht eine Bilderbeschreibung!“²¹

In direkter Nachfolge Heines steht der umfangreiche Bericht August Traxels über den Salon von 1834.²² Der mit Heine seinerzeit eng befreundete Autor, der sich ab 1832 zunächst als Reisender, dann als politischer Flüchtling in Paris aufhielt, knüpft an dessen Methode der pointierten Auswahl an und will „alles Schlechte und Mittelmäßige übergehen und nur das Bedeutende besprechen“.²³ Und auch er schlägt, etwa in seiner Besprechung von Delaroches *Hinrichtung der Lady Jane Grey*, einen Stil an, in dem sich subjektive Anteilnahme, das Referat historischer Quellen, bildhafte Vergleiche, Ausrufe – „Wer möchte ihn nicht lieben!“ –, pointierte Bonmots – „[Decamps] machte Menschen, seine Schüler Affen“ – und plastisch formulierte Kritik vermischen.²⁴ Deutlich verhaltener als bei Heine ist jedoch Traxels politische Lesart der Werke. Nur knapp erwähnt er die „plebejischen Talente“ unter den Bildhauern, die sich nach der Julirevolution zu Ansehen emporgearbeitet hätten, und vor einer republikanischen Ikone, der auf den 29. Juli 1830 datierten Skulptur *Spartakus* von Denis Foyatier, mag er die Frage nach den politischen Grundsätzen des Künstlers nicht beantworten.²⁵

19 Vgl. [Johann] Detmold. *Anleitung zur Kunstkennerchaft oder Kunst in drei Stunden ein Kenner zu werden*. Hannover 1834; dazu die Rezension v. Anonym [Heinrich Laube?]. *Zeitung für die elegante Welt* Nr. 89 (1834). S. 354-355.

20 August Lewald. „Pariser Tabletten“. *Europa* 2 (1836). S. 481-484.

21 Gall 1844. S. 188; Rellstab 1844. S. 109; Heinrich Laube. *Paris 1847*. Mannheim 1848. S. 23.

22 Traxel 1835. Bd. 2. S. 254-263, S. 264-271, S. 272-281, S. 282-291; auch abgedruckt in *Blätter für literarische Unterhaltung* 1 (1834). S. 471f., 475f., 648 u. 651f.

23 Traxel 1835. S. 258; zum Autor vgl. Peter Neu. „Christoph August Traxel, Journalist, Dichter, Demokrat, Freund Heinrich Heines (1802-1839)“. Id.. *Bitburger Persönlichkeiten*. Bitburg 2006. S. 46-59.

24 Traxel 1835. S. 259 u. 260; Paul Delaroche. *Die Hinrichtung der Lady Jane Grey*. 1833. 246 x 297 cm. London, National Gallery.

25 Traxel 1835. S. 268 u. 265; Denis Foyatier. *Spartacus*. 1830. Höhe 212 cm. Paris, Musée du Louvre.

Wie anders sollte Adolf Stahr 1851 jenes Werk interpretieren: „Mir erschien die Gestalt als die leibhaftige Verkörperung der Julirevolution und des durch sie und nach ihr aufs Neue betrogenen Volkes.“²⁶ Hinter Traxels Zurückhaltung steht nicht allein die Sorge vor der Zensur, sondern seine Ablehnung einer politischen Indienstnahme der Kunst in Form „karlistischer, republikanischer und Napoleon'scher Werke“ und indirekt ein Plädoyer für eine autonome Kunst.²⁷ Ähnlich wendet sich auch Gutzkow 1842 in seiner kurzen Passage über den Salon gegen „die Mode, die gesellschaftliche Bestimmung“ als Muse der Kunst und gegen den Wunsch der „Philister, die die Hauptthebel der Epoche zu sein sich einbilden, sich in der Kunst abespiegelt zu finden.“²⁸

Traxels größte Bewunderung galt Foyatiers Skulptur *Siesta*, einem weiblichen Akt von neo-klassizistischer Idealität, in der er „Natur in der idealsten Form“ lobpreist.²⁹ Ingres' *Martyrium des Hl. Symphorius*, das umstrittenste Werk der Ausstellung von 1834, gibt ihm hingegen Anlass zu der Feststellung „der Zeitgeschmack verabscheut alles Rohe und Peinliche, will nur Schönes, Gefälliges, Großes und Imposantes, Rührendes, Melancholisches, Schwärmerisches und Energisches sehen“ – der er selbst keineswegs widerspricht.³⁰ Auch wenn er die Nachahmung der Antike als alleinigen Maßstab der Kunst ablehnt, zeigt er sich hier als zeittypischer Vertreter einer idealistischen Auffassung bildender Kunst. In ähnlicher Weise vertraten die anderen genannten Autoren des Vormärz ebenso wie des Nachmärz eine, wenn auch meist anti-nazarenische, letztlich allenfalls idealrealistische Kunstauffassung, selbst dann, wenn sie für eine volksnahe und zeitbezogene Gegenstandswahl in der bildenden Kunst plädierten und dabei die französische Kunst als Vorbild anführten. War die Rede von der Darstellung wahrer Natur oder von „allermodernsten Realisten“, dann meinten sie bis in die 1850er Jahre meist nicht die Landschaftsmaler aus Barbizon oder Gustave Courbet, sondern den *juste-milieu*-Meister Horace Vernet und seine Schule.³¹ So lobt etwa Rellstab bei den Franzosen: „Besonders hoch stehen sie in der charakteristischen Auffassung der täglich uns umgebenden Lebensbilder in Natur und

26 Stahr 1851. S. 255.

27 Traxel 1835. S. 256.

28 Karl Gutzkow. *Briefe aus Paris*. 2 Teile. Leipzig 1842. 1. Teil. S. 63.

29 Traxel 1835. S. 266; vgl. Denis Foyatier. *Siesta*. Replik von 1848. 76 x 545 cm. Paris, Musée du Louvre.

30 Traxel 1835. S. 273; J.A.D. Ingres. *Das Martyrium des hl. Symphorius*. 1834. 407 x 339 cm. Autun, Cathédrale Saint-Lazare.

31 Stahr 1851. S. 93.

Verkehr“ – um dann zu Vernets *Juda und Thamar* überzugehen.³² Ferdinand von Gall wird hingegen deutlicher:

Ich muss ferner der Ansicht Vieler beipflichten, daß nämlich die Gemälde gediegener französischer Künstler dem Laien leichter verständlich sind, als die meisten unserer deutschen Bilder, und hierin liegt offenbar ein Verdienst der Kunst. Zum Theile ist dies wohl darin begründet, daß die französischen Maler bei ihren Werke unsere Gegenwart mit der ihr eigenthümlichen Weltanschauung wohl berücksichtigen; während die Vertreter einiger unserer bedeutendsten Kunstakademien sich in ihren Darstellungen so gern in Zeiten und Verhältnisse vertiefen, welche längst aufgehört haben, auf uns begeisternd einzuwirken.³³

In sein Lob für die Franzosen, insbesondere für die pittoresken Genrebilder des populären François Biard, verpackte Gall so nicht nur moderne Bewertungskriterien wie Allgemeinverständlichkeit und weltanschauliche Aktualität, sondern auch deutliche Kritik an der deutschen nazarenischen Malerei.³⁴ Auch Heinrich Laube schätzte 1847, wiederum vor Vernets Werken, sie hätten eine „ächte, wenn auch keine große Welt zur Unterlage“ und führt aus: „Wenn die französischen Maler philosophiren, so scheint mir dies immer eine Lebensgefahr zu sein. Auf das reale Leben verstehen sie sich so gut, warum das verlassen?!“³⁵ Die Fähigkeit, tiefe Gedanken wiederzugeben, findet er hingegen bei seinen eigenen Landsleuten. Und mit dem Hinweis „Ich gehöre nicht zu diesem Kirchspiel“ spricht er die angeblich mentalitätsspezifischen Unterschiede an, welche die Werke ebenso prägen wie deren Rezeption.³⁶

Laube thematisiert damit, anders als Heine 1831, aber ähnlich wie fast alle seiner genannten Kollegen, die angeblich konträren künstlerischen „Nationalweisen“ von Deutschen und Franzosen. Dabei griffen die Vormärz-Autoren häufig auf tradierte und in der Kunstliteratur allgegenwärtige stereotype Vorstellungen zurück, die eng mit jenen über den angeblich theatralischen und oberflächlichen Nationalcharakter der Franzosen insgesamt verbunden waren. Diese Wahrnehmungs- und Erklärungsmuster wurden zugleich durch die in Deutschland dominierende Malerei mit ihrer Themen-

32 Rellstab 1844. S. 116; Horace Vernet. *Juda und Thamar*. 1840. 129 x 97,5 cm. London, Wallace Collection.

33 Gall 1844. S. 190f.

34 Vgl. Gall 1844. S. 192f.

35 Laube 1848. S. 29.

36 Laube 1848. S. 40.

wahl aus Religion und mittelalterlicher Volksdichtung, mit ihrem Hang zu Innig- und Beschaulichkeit bestärkt. So steht für Gutzkow außer Frage, dass die deutsche Malerei mehr Poesie hat und die französische mehr nach dramatischem Effekt als nach Gefühl strebt.³⁷ Auch Rellstab, wenngleich mit großem Wohlwollen für die französische Kunst, sieht diese in „manchen, der Tiefe des deutschen Gemüths mehr zusagenden Richtungen, hinter uns zurückbleiben“, und Laube rügt ihre oftmals nur „äußerliche Bravour“, die Gefahr, „daß sie die Schönheit nicht treffen“, während die Deutschen, obzwar in technischer Hinsicht schwächer, das „Seelenschöne“ doch eher hervorschimmern lassen. Gall, der sich gegen den Dünkel deutscher Künstler scharf verwehrt, lobt bei den Franzosen „Leichtigkeit, Wahrheit und Genialität der Composition, und eine Frische, Lebendigkeit und Duftigkeit der Farbe“. Da er jedoch den Inhalt, die Idee eines Bildes letztlich über dessen Form und Ausführung stellt, kann er, wie alle seine Kollegen, nichtsdestotrotz die gedankentiefe und gemütvolle deutsche Kunst grundsätzlich vorziehen: „Es kann auch nicht im Entferntesten in Zweifel gezogen werden, daß in Deutschland im Allgemeinen die Kunst viel höher als in Frankreich steht.“³⁸ Während man also in den französischen Werken die bürgerlichen Themen lobte, fand man in den deutschen die bürgerlichen Tugenden – und schätzte dies mehr.

Damit widersprachen die Autoren der vierziger Jahre implizit Heines Überzeugung von 1831, dass „die Kunst in Paris mehr als anderswo blüht“.³⁹ Zwar verwiesen sie nicht mehr, wie noch viele ihrer Vorgänger um 1810, fast reflexartig auf das ewige Rom als wichtigsten Nährboden deutscher Kunst, zwar galt Paris für politisch engagierte und fortschrittlich gesinnte Literaten durchaus als Hauptstadt der „neuen Zeit“ und einer „neuen“ Kunst – dies betraf aber nicht unbedingt auch die bildende Kunst.⁴⁰ Dafür gab es mehrere Gründe.

Zunächst waren auch viele Autoren des Vormärz, wie etwa Gutzkow offen zugab, keineswegs frei von dem zeittypischen, in den Befreiungskriegen genährten nationalen Feind- oder zumindest Konkurrenzdenken gegenüber

37 Gutzkow 1842. S. 62.

38 Gall 1844. S. 190.

39 Heine DHA 12/1. S. 46.

40 Zur Rolle von Paris vgl. Ingrid Oesterle. „Paris – das moderne Rom?“. *Rom-Paris-London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen. Ein Symposium.* Hg. Conrad Wiedemann. Stuttgart 1998. S. 375-419. S. 399.

Frankreich, dass sich insbesondere in einer kulturellen Identitäts- und Suprematiebehauptung ausdrückte.⁴¹ Zudem verloren die französischen Ausstellungen nach dem Salon von 1831, „nach dem allgemeinen Urtheil der außerordentlichste, den Frankreich je geliefert“, im Verlauf der dreißiger und vierziger Jahre in den Augen vieler Besucher tatsächlich an Attraktivität.⁴² Neben Schülerarbeiten und Porträts dominierten die monumentalen Auftragswerke für das nationale Museum in Versailles, die dem ausländischen Betrachter wenig Identifikationsmöglichkeiten boten, sowie Bilder für die Kirchen, die keine Begeisterung hervorriefen, denn „man sieht ihnen an“ so Gutzkow, „daß sie auf Bestellung gearbeitet sind.“⁴³ Eine ästhetisch-politische Debatte entzündete sich an solchen Werken nicht – diese wurde vielmehr von den Bildern der belgischen Maler Louis Gallait und Edouard de Bièfve ausgelöst, die ab 1842 auf einer Tournee durch Deutschland gezeigt wurden.⁴⁴ Der wohl wichtigste Grund aber war die bei vielen Paris-Reisenden des Vormärz erkennbar enge Verquickung von politischer und ästhetischer Wahrnehmung, Hoffnung und Desillusionierung. Indem für sie das politische Leitbild Frankreich nach 1830 immer mehr verblasste, verlor auch die französische Kunst an Glanz. „Frankreich wurde der Mittelpunkt und Leitfaden unserer Reformen. Seither hat sich auch dies verändert. Deutschland hat Kraft gewonnen, Frankreich Kraft verloren,“ resümierte Gutzkow 1842.⁴⁵ Schon bei Heine hatte sich angesichts des Salons 1833 erste Skepsis angedeutet, ob tatsächlich die „große Revolution [...] im Reiche der Kunst“ fortschreitet, ob die Kunst der „socialen Bewegung“ folgt, sich „mit dem Volke selber verjüngt“ und der europäischen Kunst den Weg in die Zukunft weist – oder ob der allgemeine „Nationalkatzenjammer“ nun auch hier wirkt.⁴⁶ Und 1841 stellte er schließlich ernüchert fest: „Der diesjährige Salon offenbarte nur eine buntgefärbte Ohnmacht. [...] Einen freudigen Aufschwung nahmen die Malerei und die Skulptur [...] bald nach der Juliusrevolution; aber die Schwingen waren nur äußerlich angeheftet, und auf den forcierten Flug folgte der kläglichste Sturz.“⁴⁷ Laube schrieb ihm wenig später aus Leipzig: „Sie haben keine Vorstellung, wie uninteressant Paris für Deutschland

41 Vgl. Gutzkow. S. 58.

42 Heine DHA 12/1. S. 52.

43 Gutzkow 1842. S. 62.

44 Vgl. Rainer Schoch. „Die belgischen Bilder. Ein Beitrag zum deutschen Geschichtsbild des Vormärz“. *Städels Jahrbuch* (1979). S. 171-186.

45 Gutzkow 1842. S. 58.

46 Heine DHA 12/1. S. 51 u. 53.

47 Heine DHA 13/1 [Lutezia I]. S. 124. Artikel 33 v. 20.4.1841.

geworden ist.⁴⁸ Und 1847 selbst dort angekommen, findet er im Salon entweder Sinnbilder gepflegter Dekadenz – wie Coutures Gemälde *Die Römer der Verfallszeit* – oder politischer Stagnation – wie Vernets Monumentalporträt der Familie von Orleans.⁴⁹ „Luft, Luft, Freiheit! seufzen wir mit den französischen Kritikern, welche nicht bloß den Maler tadeln wollen, wenn sie das Bild tadeln“, notiert Laube und nimmt das Bild zum Anlass für resignierte politische Feststellungen: „Niemand zweifelt jetzt daran, daß bis zu seinem [des König, d.V.] Tode keine wesentliche Änderung in Frankreich eintreten werde, ja – so wiegen sich die Menschen in die Gewohnheit!“⁵⁰ Von Aufbruchsstimmung ist keine Rede mehr, das *juste-milieu* regiert in der Kunst wie in der Politik. Die Fragen: „Wohin geht der Strom? Was ist der Geschmack der Zeit? Wie stark ist der Strom?“, läßt Laube unbeantwortet.⁵¹ Die Hoffnung auf eine Erneuerung des Geschichtsbildes – und vielleicht auch des Bildes der Geschichte – verbindet er nun nicht mehr mit Frankreich, sondern, trotz dem betrüblichen „Mangel an Einheit, ich denke nur an ein Ideal, welches heut zu Tage gar nicht mehr so weit entfernt zu sein scheint“, mit Deutschland: „Ich glaube wohl, das volle historische Bild kann sich bei uns entwickeln – aber wie weit ist noch der Weg über die Gräber unserer Landkarte!“⁵²

48 Brief v. Laube an Heine vom 1.2.1843. *Heinrich Heine Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse (Weimarer Säkularausgabe)*. Berlin u. Paris 1970ff. Bd. 26. S. 60.

49 Thomas Couture. *Die Römer der Verfallszeit*. 1847. 472 x 772 cm. Paris, Musée d'Orsay; Horace Vernet. *Louis-Philippe und seine Söhne verlassen Versailles zu Pferde*. 1846. 367 x 394 cm. Musée national du château de Versailles.

50 Laube 1847. S. 38.

51 Laube 1847. S. 32.

52 Laube 1847. S. 32 u. S. 42f.

François Melis (Berlin)

Friedrich Engels' Fußwanderung von Paris nach Bern im Herbst 1848

Einführung

Inmitten der politischen Kämpfe der Revolution von 1848 muss Friedrich Engels im Herbst aus Preußen flüchten. In dieser Zeit unternimmt er eine vierwöchige Fußwanderung von Paris über Genf nach Bern. Dabei legt er eine Wegstrecke von über 750 Kilometern zurück.

Am 26. September 1848 verhängt der Kölner Festungskommandant über die Stadt den Belagerungszustand, da es zu Protestversammlungen und dem Bau von Barrikaden kommt.¹ Die von Karl Marx geleitete *Neue Rheinische Zeitung* sowie andere demokratische Blätter werden verboten. Um der drohenden Verhaftung zu entkommen, flüchten seine Mitredakteure Engels und Ernst Dronke aus Köln. In Brüssel werden sie am 4. Oktober von der belgischen Polizei verhaftet und auf dem Eisenbahnweg nach Frankreich abgeschoben.² Während Dronke in Paris bleibt, begibt sich Engels um den 12. Oktober auf die Wanderung durch Frankreich und die Schweiz. Wie er selbst schreibt, empfindet er nach der blutigen Niederschlagung der Pariser Juni-Insurrektion die französische Metropole als eine leblose und düstere Stadt: „Es litt mich nicht länger in diesem toten Paris. Ich mußte fort, gleichviel wohin. Also zunächst nach der Schweiz.“³ Der Grund für diese Entscheidung kann nicht mit Sicherheit genannt werden, doch liegen folgende Motive auf der Hand: Auf einer Handelsreise mit seinem Vater nach Italien im Mai 1841 gewinnt er erste Eindrücke von diesem

-
- 1 Als Übersicht Jürgen Herres. *1848/49. Revolution in Köln*. Köln: Janus, 1998. S. 81-89.
 - 2 So Georg Weerth in seinem erst 2004 identifizierten Artikel „Neueste Nachrichten aus dem Musterstaat“; bisher Marx/Engels zugeschrieben. *Neue Rheinische Zeitung*. Nr. 114, 12.10.1848. Beilage. S. 1, Sp. 2.
 - 3 Das Manuskript wird für den Band 8 der Ersten Abteilung (Werke, Artikel, Entwürfe) der Marx-Engels-Gesamtausgabe in der Originalorthographie mit den Varianten vorbereitet. Als Textnachweis dient deshalb noch Friedrich Engels. „Von Paris nach Bern“. Karl Marx/Friedrich Engels. *Werke*. Bd. 5 (im Folgenden: MEW 5) Berlin: Dietz, 1959. S. 463-480, Zitat S. 466.

Land.⁴ Spätestens im Zusammenhang mit dem Schweizer Sonderbundkrieg 1847 macht er sich mit der Geschichte des Landes vertraut und untersucht in seinen Artikeln für die *Deutsche-Brüsseler-Zeitung* um die Jahreswende 1847/48 die Hintergründe und die Bedeutung dieses Bürgerkrieges.⁵ Nunmehr bietet sich nach der aufreibenden Redaktionstätigkeit unfreiwillig die Gelegenheit, die Schweiz näher kennen zu lernen. Hinzu kommt, dass er genau zu dieser Zeit persönlich Augenzeuge eines politischen Umbruchs des Alpenlandes wird.⁶

Die 25 Seiten umfassende handschriftliche Reisebeschreibung „Von Paris nach Bern“ befindet sich im Marx-Engels-Nachlass des Amsterdamer Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (IISG)⁷ und wurde erstmals von Eduard Bernstein 1899 im theoretischen Organ der deutschen Sozialdemokratie *Die Neue Zeit* veröffentlicht.⁸ Alles deutet darauf hin, dass Engels die Niederschrift für das Feuilleton der *Neuen Rheinischen Zeitung* vorgesehen hatte. Der leichte und bildhafte Stil, in den er seine Eindrücke über Land und Leute kleidet, sowie die darin pointiert eingebrachten politischen und ironischen Sentenzen lassen diesen Schluss zu.

Engels beginnt unmittelbar nach seiner Ankunft in Genf am 23. oder 24. Oktober 1848 mit der Niederschrift der Eindrücke und setzt sie in Bern fort, wo er spätestens am 8. November ankommt. Doch bricht das Manuskript an der Stelle ab, wo Engels seine Erlebnisse nahe der französischen Stadt Vermenton wiedergibt und er annähernd ein Drittel der gesamten

4 Vgl. Gustav Mayer. *Friedrich Engels. Eine Biographie*. 1. Bd.: *Friedrich Engels in seiner Frühzeit. 1820 bis 1851*, Berlin: Julius Springer, 1920. S. 65/66.

5 Vgl. Friedrich Engels. „Der Schweizer Bürgerkrieg“ sowie „Die Bewegung von 1847“. MEW 4. S. 391-398, 497.

6 Während seines Aufenthalts in Bern – der vorläufigen Endstation seiner Fußwanderung – verfolgt Engels von der Zuschauertribüne des Parlaments aus ein historisches Ereignis: Am 26. November beschließt die Bundesversammlung, Bern zur Hauptstadt zu bestimmen und die Schweiz in einen Bundesstaat umzuwandeln. In über 30 Korrespondenzen für die *Neue Rheinische Zeitung* kommentiert Engels die Debatten der Abgeordneten, um zugleich Aussagen über spezifische Besonderheiten des Landes zur Politik, Wirtschaft, Geschichte und Kultur zu treffen. Diese Korrespondenzen sind veröffentlicht in MEW 6 und dem Ergänzungsbd. der russischen Ausgabe K. Marks i F. Engel's. *Sočinenija*, izdanie vtoroe. T. 43. Moskva: Izdatel'stvo političeskoj literatury, 1976.

7 Signatur H 6 (neu), H 9 (alt).

8 *Die Neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens*. Stuttgart. [1. Bd.] (1899): S. 8-18, 36-40.

Wegstrecke hinter sich gebracht hat. Da Marx ihn in einem Brief auffordert, Korrespondenzen für die *Neue Rheinische Zeitung* zuzusenden, lässt er spätestens Anfang Dezember seine Arbeit an der Reisebeschreibung liegen.⁹ Allerdings fertigt er zu dieser Handschrift sechs kartographische Skizzen an, wodurch der weitere Verlauf seines Marsches bis in den Schweizer Jura verfolgt werden kann.¹⁰

Ergänzend ist zu erwähnen, dass Engels in der Hauptstadt im Arbeiterverein wirkt und auf dem Kongress deutscher Vereine in der Schweiz die Lausanner Arbeiterorganisation vertritt.¹¹ Nach fast neunwöchigem Aufenthalt in Bern kehrt er über Basel nach Deutschland zurück – wahrscheinlich zu Fuß und den Rhein abwärts mit dem Schiff. Am 24. Januar 1849 nimmt er dann an der Seite von Marx wieder seinen Platz in der Redaktion der *Neuen Rheinischen Zeitung* ein.

Vertiefen wir uns in Engels' Schilderung seiner Fußwanderung, fällt sofort auf, dass er – wie für die Reiseliteratur im Vormärz charakteristisch – die vielfältigen Eindrücke über die verschiedenen Provinzen Frankreichs und die Begegnungen, insbesondere mit den Bauern, unmittelbar verbindet mit sozialen und historischen Reflexionen, einschließlich über ihre Sprache und ihre Dialekte. Er bringt seine radikale politische Sichtweise unverhohlen zum Ausdruck, wie sie auch den Intentionen der *Neuen Rheinischen Zeitung* entspricht.

Ob sich Engels hierbei an Heinrich Heines Reisebeschreibungen orientiert, wissen wir nicht. Doch spricht einiges dafür. Bereits in seiner frühen Jugend – mit achtzehn und neunzehn Jahren – hatte er aufmerksam Hei-

9 Vgl. Karl Marx an Friedrich Engels, Erste Hälfte November 1848, 29.11.1848. Karl Marx/Friedrich Engels. *Gesamtausgabe*. III. Abteilung: *Briefwechsel*. Bd. 2: Karl Marx/Friedrich Engels. *Briefwechsel Mai 1846 bis Dezember 1848*. Berlin: Dietz, 1979 (im Folgenden: MEGA² III/2). S. 164, 171; zur Datierung des Manuskripts vgl. François Melis. „Friedrich Engels' Wanderung durch Frankreich und die Schweiz. Neue Erkenntnisse und Hypothesen.“ MEGA-Studien 1995/1 (1995). S. 72, 82/83.

10 Ebd. S. 71/72, 85-92.

11 Siehe dazu Rolf Dlubek. „Zur politischen Tätigkeit von Friedrich Engels in der Schweiz Ende 1848 – Anfang 1849. Zwei unbekannte Briefe von Friedrich Engels“. *Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* 4 (1960): S. 742-786.

nes Arbeiten gelesen.¹² Er schätzt sie hoch ein¹³, ohne aber auf kritische Betrachtungen zu verzichten.¹⁴ In seiner vergleichenden Bewertung mit der jungdeutschen Literatur schließt er auch Stilanalysen ein.¹⁵ Er kennt Heines „Reisebilder“ aus den Jahren 1826 bis 1831, darunter sicher „Die Harzreise“.¹⁶ Auch wenn quellenmäßig nicht belegt, scheint dieser Reisebericht Vorbild für Engels' „Lombardische Streifzüge. I. Über die Alpen!“ zu sein. Die im Dezember 1841 unter dem Pseudonym Friedrich Oswald erscheinenden Reiseeindrücke für das Wochenblatt der Berliner Junghegelianer *Athenäum* – im Ergebnis der bereits genannten Geschäftsreise mit seinem Vater¹⁷ – verbindet er Landschafts- und Personenbeschreibungen mit Einschätzung über politisch bedeutsame Ereignisse in der Schweiz.¹⁸ Noch prägender und ausführlicher wird diese Gesamtsicht dann im Manuskript „Von Paris nach Bern“. Unverkennbar ist auch Engels' Anleihe an seinen Mitredakteur und Feuilletonisten Georg Weerth. Dessen „Ausdruck natürlicher, robuster Sinnlichkeit und Fleischeslust“ schätzt er hoch ein, weil er nach seiner Auffassung gegenüber Heine gesunder und unverfälschter sei.¹⁹ Diese Seite finden wir beispielsweise in der Engelsschen Niederschrift, in der er die Burgunder Mädchen mit den deutschen Bauerntöchter vergleicht.

-
- 12 Vgl. u.a. Friedrich Engels an Friedrich Graeber, 20.1.1839, 8.–9.4.1839. MEGA² III/1. S. 98, 109; Friedrich Engels. „Briefe aus dem Wuppertal. II.“ MEGA² I/3. S. 47. In seinem Artikel „Modernes Literaturleben“, *Mitternachtzeitung für gebildete Leser* vom 25.5.1840 schrieb er u.a.: „Heine war in Paris zu isolirt, um die elektrischen Funken seines Witzes in die Literatur des Tages springen zu lassen ...“. MEGA² I/3. S. 112.
- 13 Vgl. Friedrich Engels an Wilhelm Graeber, 8.10.1839. MEGA² III/1. S. 162.
- 14 So Engels' Einschätzung 1842 von Heine „Über Ludwig Börne“. Friedrich Engels. „Alexander Jung, Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen“. MEGA² I/3. S. 370.
- 15 Vgl. Friedrich Engels an Wilhelm Graeber, 8.10.1839. MEGA² III/1. S. 161; Friedrich Engels. „Modernes Literaturleben. II. Moderne Polemik“. MEGA² I/3. S. 104.
- 16 Vgl. Friedrich Engels. „Briefe aus dem Wuppertal. II.“ MEGA² I/3. S. 47.
- 17 Vgl. dazu Entstehung und Überlieferung in MEGA² I/3. S. 938-940.
- 18 Friedrich Oswald. „Lombardische Streifzüge. I. Über die Alpen“. Ebd. S. 244-255.
- 19 Vgl. Friedrich Engels: Georg Weerth. MEW 21. S. 8.

Zu Fuß von Paris nach Bern

„La belle France!“ Mit diesen Worten beginnt Engels seine Hommage auf das Land. Indem er es mit Spanien, Portugal, England und Deutschland vergleicht, bleibt er den Beweis nicht schuldig. Doch schildert er diese Länder in den düstersten Farben. In Blick auf sein Geburtsland meint er abwertend: „Und Deutschland? Im Norden eine platte Sandebene, vom europäischen Süden durch die granitne Wand der Alpen getrennt, weinarm, Land des Bieres, Schnapses und Roggenbrots, der versandeten Flüsse und Revolutionen!“²⁰; letzteres mit einer kritischen Anspielung auf die unvollendete deutsche Revolution. Dagegen schwärmt er in höchsten Tönen über das von ihm durchstreifte Land:

Aber Frankreich! An drei Meeren gelegen, von fünf großen Strömen in drei Richtungen durchzogen, im Norden fast deutsches und belgisches, im Süden fast italienisches Klima; im Norden der Weizen, im Süden der Mais und Reis; im Norden die Colza, im Süden die Olive; im Norden der Flachs, im Süden die Seide, und fast überall der Wein.²¹

Aus dem Rheinland stammend und deshalb kein Weinverächter, kommt er jetzt geradezu ins Schwärmen:

Und welcher Wein! Welche Verschiedenheit, vom Bordeaux bis zum Burgunder, vom Burgunder zum schweren St. Georges, Lünel und Frontignan des Südens, und von diesem zum sprudelnden Champagner! Welche Mannigfaltigkeit des Weißen und des Roten, vom Petit Mâcon oder Chablis zum Chamber-tin, zum Château Larose, zum Sauterne, zum Roussillonner, zum Ai Mousseux!²²

Die berausende Wirkung des edlen Tropfens beschreibt er in Metaphern:

Und wenn man bedenkt, daß jeder dieser Weine einen verschiedenen Rausch macht, daß man mit wenig Flaschen alle Zwischenstufen von der Musard-schen Quadrille bis zur „Marseillaise“, von der tollen Lust des Cancans bis zur wilden Glut des Revolutionsfiebers durchmachen und sich schließlich mit einer Flasche Champagner wieder in die heiterste Karnevalslaune von der Welt versetzen kann!²³

20 Engels. Von Paris nach Bern (wie Anm. 3). S. 463.

21 Ebd.

22 Ebd. S. 463/464.

23 Ebd. S. 464.

Dann kommt Engels auf die Metropole Frankreichs zu sprechen, die er als Emigrant im Vormärz und während der Februarrevolution von 1848 bestens kennt. Für ihn ist Paris eine Stadt, in der die europäische Zivilisation sich zur vollsten Blüte entfaltet, von der in gewissen Zeitabständen „die elektrischen Schläge ausgehen, unter denen eine ganze Welt erbebt“.²⁴ Als Herz und Hirn der Welt besitzt sie zugleich eine Bevölkerung, die die Leidenschaft des Genusses mit der Leidenschaft der geschichtlichen Aktion vereint, „deren Bewohner zu leben wissen wie der feinste Epikureer Athens und zu sterben wie der unerschrockenste Spartaner, Alcibiades und Leonidas in *einem*“.²⁵ Engels spricht hier wohl aus eigener Erfahrung: Neben seiner aktiven politischen und publizistischen Tätigkeit seit 1846 in der „Neuen Welt“, genießt er das Pariser Leben in vollen Zügen, dank finanzieller Zuwendungen seiner gut situierten Fabrikantenfamilie aus Wuppertal. An Marx in Brüssel schreibt er beispielsweise im März 1847:

Hätt ich 5000 fr. Renten, ich thät nichts als arbeiten und mich mit den Weibern amüsiren bis ich kaput wär. Wenn die Französinnen nicht wären, wär das Leben überhaupt nicht der Mühe wert. Mais tant qu'il y a des gisettes, va!²⁶

Doch gibt Engels zugleich eine historische Einschätzung dreier gesellschaftlicher Umbrüche in dieser Stadt:

Ich hatte Paris gekannt in den letzten beiden Jahren der Monarchie, als die Bourgeoisie im Vollgenuß ihrer Herrschaft schwelgte, als Handel und Industrie erträglich gingen, als die große und kleine bürgerliche Jugend noch Geld hatte zum Genießen und zum Verjubeln, und als selbst ein Teil der Arbeiter noch gut genug gestellt war, um mit an der allgemeinen Heiterkeit und Sorglosigkeit teilnehmen zu können.²⁷

Als dann Engels Mitte März 1848 aus Brüssel kommend wieder in Paris eintrifft – die französische Regierung hatte ihn 1847 aus politischen Gründen des Landes verwiesen –, erlebt er noch den „kurzen Rausch der republikanischen Flitterwoche“. In dreitägigen Kämpfen im Februar hat vor allem die arbeitende Bevölkerung die Bourbonenherrschaft hinweggefegt. Sie zwingt die provisorische Regierung, die Republik auszurufen sowie Zugeständnisse

24 Ebd.

25 Ebd.

26 Friedrich Engels an Karl Marx, 9.3.1847. MEGA² III/2. S. 88.

27 Engels. Von Paris nach Bern (wie Anm. 3). S. 465.

an die Arbeiter u.a. durch die Errichtung von Nationalwerkstätten zu machen. In ihnen finden sie für geringen Lohn Beschäftigung. Da jedoch die Regierung im Juni die Schließung dieser Werkstätten verfügt, erheben sich am 23. Juni etwa 40 000 bis 50 000 Männer und Frauen zum Aufstand. Der mit diktatorischen Vollmachten ausgestattete Kriegsminister Louis Eugène Cavaignac schlägt die Insurrektion nach drei Tagen blutig nieder. Engels resümiert:

Ich kam [...] im Oktober wieder. Zwischen dem Paris von damals und von jetzt lag der 15. Mai²⁸ und der 25. Juni, lag der furchtbarste Kampf, den die Welt je gesehen, lag ein Meer von Blut, lagen fünfzehntausend Leichen. Die Granaten Cavaignacs hatten die unüberwindliche Pariser Heiterkeit in die Luft gesprengt; die „Marseillaise“ und der „Chant du départ“²⁹ waren verstummt [...] – kurz es war wieder das Paris von 1847, aber ohne den Geist, ohne das Leben, ohne das Feuer und das Ferment, das die Arbeiter damals überall hineinbrachten. Paris war tot, und diese schöne Leiche war um so schauerlicher, je schöner sie war.³⁰

Nach den deprimierenden Eindrücken dieser Stadt empfindet Engels die Landschaft zur Loire hin um so anziehender. Es gelingt ihm, sie eindrucksvoll und anschaulich zu beschreiben. Zugleich macht er auf topographische Besonderheiten und geologische Formationen aufmerksam. Etwa 56 Kilometer südlich von Paris kommt er auf den Höhenzug zwischen Seine und Loire zu sprechen:

Diese Wasserscheide wird gebildet von einem breiten Bergrücken, der sich von Südosten nach Nordwesten entlangzieht. Zu beiden Seiten sind zahlreiche Taleinschnitte, von kleinen Bächen und Flüssen bewässert. [...] Die nach Osten zu gelegenen Talwände sind fast alle mit großen Massen jener Kalkfelsenblöcke bedeckt, welche die englischen Geologen Bolderstones nennen, und die man im sekundären und tertiären Hügelland häufig findet. Die gewaltigen blauen Blöcke, zwischen denen grünes Gebüsch und junge Bäume emporkwachsen, bilden gar keinen üblen Kontrast zu den Wiesen des Tals und den Weinbergen des gegenüberliegenden Abhangs.³¹

28 Am 15. Mai 1848 organisiert die radikale Linke eine unbewaffnete Demonstration zum Sturz der Nationalversammlung und der Regierung. Nationalgarde und Armee gelingt es, die Demonstranten auseinander zu jagen.

29 Populäres Marschlied aus der Französischen Revolution.

30 Engels. Von Paris nach Bern (wie Anm. 3). S. 465/466.

31 Ebd. S. 466/467

Aber Engels gibt auch ein differenziertes Bild von der Gegend um die Loire und macht sich zugleich über gar manchen deutschen „schwärmerische[n] Jüngling und manche zarte germanische Jungfrau“ lustig, die „in den schmelzenden Worten Helmine von Chezys und der geschmolzenen Weisen Carl Maria von Webers“ verträumt über den Strom singen:

Aber wer an der Loire Mandelbäume und sanfte liebliche Liebesromantik sucht, wie sie anno zwanzig in Dresden Mode war, der macht sich schreckliche Illusionen, wie sie eigentlich nur einem deutschen Erbblastrumpf in der dritten Generation erlaubt sind.

Von Châteauneuf über les Bordes nach Dampierre bekommt man diese romantische Loire fast gar nicht zu sehn. Die Straße geht in einer Entfernung von zwei bis drei Lieues³² vom Flusse über die Höhen, und nur selten sieht man in der Ferne das Wasser der Loire in der Sonne aufleuchten. Die Gegend ist reich an Wein, Getreide, Obst; nach dem Flusse zu sind üppige Weiden; der Anblick des waldlosen, nur von wellenförmigen Hügeln umgebenen Tal ist jedoch ziemlich einförmig.³³

Als aber Engels das Loiretal weiter durchwandert, ist er dennoch von ihm beeindruckt und stellt Bezüge zu Deutschland her: Es mache einen

höchst angenehmen Eindruck; man sieht der ganzen reichen Vegetation das milde Klima an, dem sie ihr Gedeihen verdankt. Selbst in den fruchtbarsten Gegenden Deutschlands habe ich nirgends einen Pflanzenwuchs gefunden, der sich mit dem auf der Strecke von Gien bis Briare vergleichen könnte.³⁴

Geradezu euphorisch wird dann Engels, als er in Burgund die Stadt Auxerre verlässt:

Der Weg führte zwischen lauter Weinbergen hindurch über einen ziemlich hohen Bergrücken. Aber für die Mühe des Steigens belohnte mich oben der prachtvollste Überblick. Vor mir die ganze hügelige Abdachung bis zur Yonne, dann das grüne, wiesenreiche und pappelbepflanzte Yonnetal mit seinen vielen Dörfern und Bauernhöfen; dahinter das steingraue Auxerre, an die jenseitige Bergwand gelehnt; überall Dörfer, und überall, soweit das Auge reichte, Reben, nichts als Reben, und der schimmerndste, warme Sonnenschein, nur in

32 Französisches Wegemaß zwischen 3,9 bis 5 km; die ancienne lieu de Paris entsprach etwa 3,3 km.

33 Engels. Von Paris nach Bern (wie Anm. 3). S. 468.

34 Ebd. S. 470.

der Ferne durch feinen Herbstduft gemildert, ausgegossen über diesen großen Kessel, in dem die Augustsonne einen der edelsten Weine kocht.³⁵

Engels zieht zugleich Parallelen zu den schönsten Gebieten anderer Länder, die er schon bereist hat:

Der Rhein und die Mosel haben schönere Felsengruppierungen, die Schweiz hat größere Kontraste, Italien ein volleres Kolorit, aber kein Land hat Gegenden von einem so harmonischen Ensemble wie Frankreich. Mit einer ungewöhnlichen Befriedigung schweift das Auge von dem breiten, üppigen Wiesental zu den bis auf den höchsten Gipfel ebenso üppig mit Reben bewachsenen Bergen [...]. Nirgends ein kahler Fleck, nirgends eine störende unwirtbare Stelle, nirgends ein rauher Fels, dessen Wände dem Pflanzenwuchs unzugänglich wären. Überall eine reiche Vegetation, ein schönes sattes Grün, das in eine herbstlich-bronzierte Schattierung übergeht, gehoben durch den Glanz einer Sonne, die noch im halben Oktober heiß genug brennt, um keine Beere am Weinstock unreif zu lassen.³⁶

So wundert es nicht, dass Engels in dieser malerischen Gegend auch die nachhaltigste Begegnung mit den einheimischen Weinbauern hat. Er, der mit seinen 28 Jahren im besten Mannesalter steht, gewinnt dem Leben die angenehmsten Seiten ab:

Jenseits Saint-Bris [...] war alles noch in der Weinlese begriffen, und eine burgundische Weinlese ist ganz anders lustig als selbst eine rheinländische. Auf jedem Schritt fand ich die heiterste Gesellschaft, die süßesten Trauben und die hübschesten Mädchen.³⁷

Und er bekennt an anderer Stelle seines Manuskripts:

Man wird mir also gern glauben, daß ich mehr mit den Winzern und Winzermäädchen Trauben essend, Wein trinkend, plaudernd und lachend im Grase lag als den Berg hinaufmarschierte, und daß ich in derselben Zeit wie diesen unbedeutenden Hügelrücken, den Blocksberg³⁸ oder gar die Jungfrau hätte besteigen können.³⁹

35 Ebd. S. 478.

36 Ebd.

37 Ebd. S. 479.

38 Möglicherweise reflektiert Engels auf die volkstümliche Bezeichnung des Brokens, wie auch Heine in seiner *Harzreise* mehrfach diesen Ausdruck verwendet.

39 Engels. Von Paris nach Bern (wie Anm. 3). S. 480.

Auch hier unterlässt Engels nicht, Analogien vorzunehmen, um für die Burgunder Mädchen eine Lanze zu brechen. Sie sind sehr subjektiv gefasst, die den Leser sicherlich zum Widerspruch herausgefordert hätten, auch wenn er ausdrücklich betont, dass die Geschmäcker verschieden seien:

[...] unsre deutschen Landsleute halten es meist mehr mit der Bauerntochter, und sie mögen nicht unrecht haben: allen Respekt vor dem Dragonertritt einer handfesten Viehmagd und besonders vor ihren Fäusten; alle Ehre dem grasgrün und feuerrot gewürfelten Kleide, das sich um ihre gewaltige Taille schlingt; alle Achtung vor der Tadellosigkeit der Ebene, die von ihrem Nacken bis zu ihren Fersen geht und ihr von hinten das Ansehn eines mit buntem Kattun überzogenen Brettes gibt! Aber die Geschmäcke sind verschieden, und darum möge der von mir differierende, obgleich darum nicht minder ehrenwerte Teil meiner Mitbürger mir verzeihen, wenn die reingewaschenen, glattgekämmten, schlankgewachsenen Burgunderinnen von Saint-Bris und Vermenton einen angenehmeren Eindruck auf mich machten als jene naturwüchsig schmutzigen, struppigen, molossischen Büffelkälber zwischen Seine und Loire, die einen wie vernagelt anstarren, wenn man eine Zigarette dreht, und mit Geheil davonlaufen, wenn man sie in gutem Französisch nach dem rechten Wege fragt.⁴⁰

Engels bleibt aber nicht bei dieser derben Beschreibung. Er ist sich bewusst, dass er sich mit der Niederschrift an einen politisch aufgeschlossenen Leserkreis wendet. Auch wenn er sich gegenwärtig weit ab vom revolutionären Geschehen weiß, gelingt es ihm, seine Eindrücke über die verschiedenen Bevölkerungsschichten mit interessanten aktuellen, historischen und sozialen Fragen zu verbinden.

Auf seiner Fußwanderung begegnen ihm in Dampierre, einem kleinen Dorf unweit der Loire, 300 bis 400 Arbeiter aus Paris und zwar, wie Engels sarkastisch schreibt, „Trümmer der ehemaligen Nationalwerkstätten“. Die Regierung ließ hier einen Damm gegen die Überschwemmungen errichten. Diese Pariser haben, so Engels weiter, ganz ihre alte Lustigkeit behalten. Sie betreiben ihre Arbeit, zehn Stunden täglich, unter Lachen und Scherzen, ergötzen sich in den Freistunden mit tollen Streichen und amüsieren sich abends mit den Bauernmädchen. Aber, so führt er weiter, seien sie durch ihre provinziale Isolierung gänzlich demoralisiert:

40 Ebd.

Von Beschäftigung mit den Interessen ihrer Klasse, mit den die Arbeiter so nahe berührenden politischen Tagesfragen keine Spur. Sie schienen gar keine Journale mehr zu lesen. Alle Politik beschränkte sich bei ihnen auf die Erteilung von Spitznamen; der eine, ein großer, starker Lummel, hieß Caussidière⁴¹, der andre, ein schlechter Arbeiter und arger Trunkenbold, hörte auf den Namen Guizot⁴², usw.⁴³

Die soziale Ursache hierfür sieht Engels in folgendem:

Die anstrengende Arbeit, die verhältnismäßig gute Lebenslage, und vor allem die Lostrennung von Paris und die Versetzung nach einem abgeschlossenen, stillen Winkel Frankreichs hatte ihren Gesichtskreis merkwürdig beschränkt. Sie standen schon im Begriff zu verbauern, und sie waren erst zwei Monate dort.⁴⁴

Doch kommt Engels vor allem mit der bäuerlichen Bevölkerung in Berührung. In seinen Ausführungen widmet er sich deshalb ausführlich ihrer spezifisch historischen Stellung in Frankreich, ihrer Lebenslage sowie ihren Sitten und Gewohnheiten. Da er eine Vorliebe für vergleichende Sprachen und Dialekte besitzt⁴⁵, finden wir auch hier sachkundige Bezüge. Bevor Engels beispielsweise die Loire verlässt, geht er auf die Bewohner der durchstreiften Gegend und ihre Lebensart ein. Was ihm zuerst auffällt, ist der eigentümliche Bau ihrer Häuser:

Es ist bezeichnend für die ganze Gegend bis zu der Loire und bis nach Burgund hinein, daß der Bauer den Eingang seines Hauses möglichst vor der Landstraße versteckt. Auf den Höhen ist jeder Bauernhof von einer Mauer umgeben; man tritt ein durch ein Tor und muß im Hofe selbst die meist nach hinten zu gelegne Haustür erst suchen.⁴⁶

41 Marc Caussidière, Sozialist, war von Februar bis Mai 1848 Polizeipräfekt von Paris und Abgeordneter der konstituierenden Nationalversammlung.

42 François Guizot, Historiker und Staatsmann, leitete von 1840-1848 die Innen- und Außenpolitik Frankreichs.

43 Engels, „Von Paris nach Bern“ (wie Anm. 3). S. 469/470.

44 Ebd. S. 470.

45 Zum Zeitpunkt seiner Niederschrift beherrscht Engels bereits acht Sprachen. In seinem weiteren Leben werden es dann insgesamt 18 sein, darunter Russisch und andere slavische Sprachen, wie Rumänisch und Bulgarisch, sowie Persisch.

46 Engels. Von Paris nach Bern (wie Anm. 3). S. 470.

Engels macht zugleich auf eine weitere Besonderheit der bäuerlichen Bauart auf dem Weg nach Süden aufmerksam. Annähernd 40 Kilometer von Paris entfernt, wo die meisten Bauern Kühe und Pferde besäßen, seien die Bauernhäuser ziemlich groß. An der Loire dagegen, wo viel Gartenkultur getrieben wird, werden die Häuser immer kleiner, „oft so klein, daß man nicht begreift, wie eine Bauernfamilie mit ihrem Gerät und ihren Vorräten darin Platz findet.“⁴⁷ Danach geht Engels auf die bäuerliche Lebensweise selbst ein:

Die Bauern dieser Gegend führen meist trotz ihrer Armut ein recht gutes Leben. Der Wein ist, wenigstens in den Tälern, meist eignes Produkt, gut und wohlfeil [...], das Brot überall, mit Ausnahme der höchsten Gipfel, gutes Weizenbrot, dazu vortrefflicher Käse und herrliches Obst, das man in Frankreich bekanntlich überall zum Brot ißt. Wie alle Landbewohner verzehren sie wenig Fleisch, dagegen viel Milch, vegetabilische Suppen und überhaupt vegetabilische Nahrung von ausgezeichnete[r] Qualität.⁴⁸

Engels vergleicht ihre Lebenslage mit der des norddeutschen Bauern, der, wenn er selbst bedeutend wohlhabender sei, nicht den dritten Teil so gut lebe, wie der französische zwischen Seine und Loire. Und er fügt hinzu, dass die französischen Bauern ein gutmütiges, gastfreies, heiteres Geschlecht und dem Fremden auf jede mögliche Weise gefällig und zuvorkommend seien; selbst im schlechtesten Patois noch echte, höfliche Franzosen.

Als der gebürtige Rheinländer in die Gegend von Tousy kommt, etwa 23 Kilometer von Auxerre entfernt, nimmt er zum ersten Mal den „eigentümlichen naiv-breiten Burgunder Dialekt“ wahr, „ein Idiom, das hier und im ganzen eigentlichen Burgund noch einen liebenswürdigen, angenehmen Charakter hat“.⁴⁹ Dagegen nähme dieser in den höheren Gegenden der Franche-Comté einen „schwerfälligen, plumpen, fast doktoralen Klang“ an. Er sei wie der „naive österreichische Dialekt, der sich allmählich in den groben oberbayrischen“ verwandeln würde. Offensichtlich hat Engels ein feines Gespür für den Klang der Sprache, wenn er fortfährt:

Das burgundische Idiom beton auf eine merkwürdig unfranzösische Weise stets die Silbe vor derjenigen, welche im guten Französisch den Hauptakzent hat, sie verwandelt das jambische Französisch in ein trochäisches und verdreht dadurch merkwürdig die feine Akzentuierung, die der gebildete Franzose

47 Ebd. S. 471.

48 Ebd.

49 Ebd. S. 475/476.

seiner Sprache zu geben weiß. Aber wie gesagt, im eigentlichen Burgund klingt es noch recht nett und im Munde eines hübschen Mädchens sogar reizend: Mais, mâ foi, monsieur, je vous demande ün peu ...⁵⁰

Wenn Engels immer wieder die zuvorkommenden Eigenschaften der bürgerlichen Bevölkerung hervorhebt, so spricht er auch ganz offen, ja sogar drastisch, deren engen geistig-politischen Horizont an: Trotz aller Privat-tugenden des französischen Bauern, trotz der entwickelteren Lebenslage, in der er sich gegenüber den ostrheinischen Bauern befinde, sei der Bauer in Frankreich, wie in Deutschland, „der Barbar mitten in der Zivilisation“⁵¹. Er benennt die Gründe dafür, die er sowohl in den sozialen Verhältnissen als auch in einer langen historischen Entwicklung sieht. Zum einen resultiere die gesellschaftliche Zurückgebliebenheit in der

Isolierung des Bauern auf ein abgelegenes Dorf mit einer wenig zahlreichen, nur mit den Generationen wechselnden Bevölkerung, die anstrengende, einförmige Arbeit, die ihn mehr als alle Leibeigenschaft an die Scholle bindet [...], die Stabilität und Einförmigkeit aller Lebensverhältnisse, die Beschränkung, in der die Familie das wichtigste, entscheidendste gesellschaftliche Verhältnis für ihn wird – alles das reduziert den Gesichtskreis des Bauern auf die engsten Grenzen, die in der modernen Gesellschaft überhaupt möglich sind. Die großen Bewegungen der Geschichte gehen an ihm vorüber, reißen ihn von Zeit zu Zeit mit sich fort, aber ohne daß er eine Ahnung hat von der Natur der bewegenden Kraft, von ihrer Entstehung, von ihrem Ziel.⁵²

Zum anderen begründet Engels die spezifische Interessenlage der französischen Bauern aus historischer Sicht:

In der ersten französischen Revolution traten die Bauern gerade solange revolutionär auf, als ihr allernächstes, handgreiflichstes Privatinteresse dies erforderte; solange, bis ihnen das Eigentumsrecht auf ihre bisher in feudalen Verhältnissen bebaute Scholle, die unwiederbringliche Abschaffung dieser Feudalverhältnisse und die Entfernung der fremden Armeen von ihrer Gegend gesichert war.⁵³

50 Ebd. S. 476.

51 Ebd. S. 471.

52 Ebd.

53 Ebd. S. 472.

Als Napoléon Bonaparte die neuen Besitzverhältnisse der Bauern befestigte und diese in dem Code civil sanktionierte, wurden die Bauern seine Hauptstütze. „Denn der französische Bauer“, so Engels nachdrücklich, „ist national bis zum Fanatismus; la France hat für ihn eine hohe Bedeutung, seit er ein Stück Frankreich erbeigentlich besitzt“.⁵⁴

Doch macht Engels zugleich auf die gravierenden Schattenseiten der kapitalistischen Entwicklung in der Agrarwirtschaft aufmerksam, wodurch die Bauern immer weniger die Früchte ihres Sieges genießen können. Vor allem nach der Julirevolution 1830, als das Finanzkapital sich zum wirtschaftlichen Machtfaktor in der französischen Gesellschaft durchgesetzt hat, tritt die Verarmung der Bauern durch die Last der Hypothekenschuld immer allgemeiner, immer drohender hervor:

Aber der Druck, den das große Kapital auf den Bauern ausübte, blieb für ihn ein bloßes Privatverhältnis zwischen ihm und seinem Gläubiger; er sah nicht und konnte nicht sehen, daß diese immer allgemeiner, immer mehr zur Regel werdenden Privatverhältnisse allmählich zu einem Klassenverhältnis zwischen der Klasse der großen Kapitalisten und der der kleinen Grundbesitzer sich entwickelten. [...] Sein eigener Code civil, seine moderne Bibel, wird zur Zuchtrute für ihn. Der Bauer kann in dem Hypothekarwucher kein Klassenverhältnis sehen, er kann seine Aufhebung nicht verlangen, ohne zugleich seinen eignen Besitz zu gefährden.⁵⁵

Worin der Bauer, so Engels weiter, allein Erleichterung sehen konnte, war die Verminderung der Steuern. Die Februarrevolution enttäuscht diesbezügliche Erwartungen. Nicht nur, dass die Stockungen in Handel und Industrie auf das Land zurückwirken. Die provisorische Regierung macht zudem einen unverzeihlichen Fehler, indem sie einen Zuschlag von 45 Centimen auf die Grundsteuer erlässt, die hauptsächlich den Bauern trifft. Somit wird er gegen die Revolution aufgebracht, und ein allgemeiner Schrei der fanatischen Wut gegen das revolutionäre Paris erhebt sich. Und

als die Bourgeoisie ihm das große Schlagwort gegen die Pariser Arbeiter zugeschleudert hatte: *ce sont les partageus*, es sind Leute, die alles Eigentum, allen Grund und Boden teilen wollen, da verdoppelte sich der Wutgeschrei, da kannte die Entrüstung der Bauern keine Grenzen mehr. Ich habe Hunderte von Bauern gesprochen, in den verschiedenen Gegenden Frankreichs, und bei

54 Ebd.

55 Ebd. S. 473.

allen herrschte dieser Fanatismus gegen Paris und namentlich gegen die Pariser Arbeiter. „Ich wollte dies verdammte Paris würde morgen am Tage in die Luft gesprengt“ – das war noch der mildeste Segenswunsch.⁵⁶

So sieht Engels dann auch voraus, dass bei den Präsidentschaftswahlen in Dezember 1848 Louis Napoléon den Sieg davon tragen werde. Denn die Bauern haben über sechs Millionen Stimmen, über zwei Drittel aller Stimmen bei den Wahlen in Frankreich. In Napoléon sehen sie den „großen Namen“, der Frankreich retten werde. Unter diesem Eindruck fasst Engels dann zusammen:

Man muß während vierzehn Tagen fast nur mit Bauern, Bauern der verschiedensten Gegenden, zusammengekommen sein, man muß Gelegenheit gehabt haben, überall dieselbe vernagelte Borniertheit, dieselbe totale Unkenntnis aller städtischen, industriellen und kommerziellen Verhältnisse, dieselbe Blindheit in der Politik, dasselbe Raten ins Blaue über alles, was jenseits des Dorfes liegt, dasselbe Anlegen des Maßstabs der Bauerverhältnisse an die gewaltigsten Verhältnisse der Geschichte wiederzufinden – man muß, mit einem Wort, die französischen Bauern gerade im Jahr 1848 kennengelernt haben, um den ganzen niederschlagenden Eindruck zu empfinden, den diese störrische Dummheit hervorbringt.⁵⁷

Schlussbetrachtung

Wir wissen nicht, welche Eindrücke Engels von Vermenton auf dem weiten Weg in die Alpen und von dort über Genf nach Bern niedergeschrieben hätte. Gewiss ist jedoch: Er gehörte zu den Menschen, die eng mit der Natur verbunden waren. Auch während seiner Emigrationszeit in England – durch die Niederlage der 48er Revolution dazu gezwungen – zählen Wandern, Reiten, andere Länder bereisen und Kontakte mit unterschiedlichen Bevölkerungsschichten⁵⁸ mit zu seinen liebsten Beschäftigungen, um sich somit von der anstrengenden Arbeit im Kontor seines väterlichen Unternehmens in Manchester und seiner vielseitigen theoretischen und publizistischen

56 Ebd.

57 Ebd. S. 475.

58 Vgl. *Friedrich Engels auf Reisen. Reiseskizzen aus einem halben Jahrhundert*. Zusammengestellt und eingel. von Renate Schack. ²Berlin: Dietz, 1985.

Tätigkeit zu entspannen. Unverkennbar hierbei ist auch seine Neigung zu sprachwissenschaftlichen Analysen.

Doch als zutiefst politisch denkender Mensch hinterfragt er zugleich gesellschaftliche Hintergründe. Seine prinzipielle Einschätzung über den politischen und sozialen Charakter der bäuerlichen Bevölkerung beruht darauf, dass er sowohl im Vormärz als auch am Vorabend und in der Revolution sich intensiv mit der Bauernfrage auseinandergesetzt hat. Da, wie in Europa insgesamt, die Bauernschaft in Frankreich und in Deutschland zahlenmäßig die stärkste Bevölkerungsschicht in der Gesellschaft bildete, stellte sich für ihn und für Marx die Frage, wie diese in den Emanzipationskampf der Arbeiter gegen Ausbeutung und Unterdrückung einbezogen werden konnte. Ihre theoretischen Erkenntnisse flossen beispielsweise März 1848 in den „Forderungen der Kommunistischen Partei in Deutschland“ ein, in denen allein vier von 17 der Bauernbefreiung gewidmet waren. Die Masse der kleinen, verarmten, entweder noch feudal oder schon kapitalistisch ausgebeuteten Bauern an die „Revolution zu fesseln“⁵⁹, war ihr strategisches Ziel. Deshalb übten sie scharfe Kritik an die erwähnte Entscheidung der französischen provisorischen Regierung. Und in vielen ihrer Artikel in der *Neuen Rheinischen Zeitung* forderten sie die unentgeltliche Abschaffung aller Feudallasten und die Rückzahlung der bereits gezahlten Ablösungsgelder. Immer wieder gelingt es ihm, durch sein umfassendes Weltbild, Bezüge zu historischen und kulturellen Traditionen der Völker und einzelner Gruppen herzustellen. Damit zeigt er sich uns von einer völlig anderen Seite, als wir ihn in der veröffentlichten Überlieferung kennen.

59 Vgl. Walter Schmidt, „Zur Entwicklung der Grundgedanken in der Bauernfrage bei Marx und Engels bis 1852“. *Friedrich Engels' Kampf und Vermächtnis*. Berlin, Dietz. 1961. S. 284.

Hans J. Hahn (Oxford)

Johanna Schopenhauers ‚Englandkunde‘

Zur Forschungslage

Publikationen zur Reiseliteratur der Aufklärung haben einen neuen Aufschwung erhalten und auch zu Schopenhauer sind in den letzten Jahren wichtige Beiträge erschienen. Die meisten Abhandlungen verweisen allerdings nur recht kursiv auf Schopenhauers Reisebericht, während die einschlägige Forschung zur Reiseliteratur Schopenhauer gar nicht erwähnt¹ oder sich mit abwertenden Klischees begnügt: Ihr Bericht sei sentenziös und vom *common sense* der Kaufmannsfrau geprägt, er hebe vor allem bürgerliche Tugenden hervor.²

Die feministische Forschung geht auf den Reisebericht zwar ein, behandelt ihn aber von ihrer Perspektive aus, wobei „das Geschlecht als kritische Kategorie“³ aufgefasst wird. Im Falle Schopenhauers aber ist die feministische Perspektive nur bedingt sinnvoll: Einmal wurde die Reise von ihrem Mann geplant, zum andern distanziert sich die Autorin von dem „philosophischen Blick und männlichen Mut“ Rahel Varnhagens und bezeichnet sich als „heitere, anspruchslose alte Frau, der man im geselligen Umgange die Schriftstellerin gar nicht anmerkt“.⁴ Bereits in der Vorrede betont sie, das Buch auf Anraten der Freunde ihres Weimarer Salons geschrieben zu haben. Ihre Beobachtungen wollten „nur unterhalten, aber keineswegs gründlich belehren“. Zwar widmet sie das Buch „den deutschen Frauen, denen es am

-
- 1 Cf. Ralph-Rainer Wuthenow. *Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung*. Frankfurt/M., 1980; Michael Maurer. *Aufklärung und Anglophilie in Deutschland*. Göttingen, Zürich, 1987.
 - 2 Michael Maurer. „Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten. Deutsche Englandreiseberichte des neunzehnten Jahrhunderts“. *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hg. Peter J. Brenner. Frankfurt/M., 1989. S. 412.
 - 3 Elke Frederiksen. „„Ich reise um zu leben“. Selbsterfahrung in der Erfahrung des Fremden. Zur Reiseliteratur von Frauen (Johanna Schopenhauer und Rahel Varnhagen zum Beispiel)“. *Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses*, 9 München, 1990. S. 211.
 - 4 Johanna Schopenhauer. *Im Wechsel der Zeiten, im Gedränge der Welt. Jugenderinnerungen, Tagebücher, Briefe*. Düsseldorf, Zürich, 2000. S. 30f.

leichtesten werden muss, meinen Sehpunkt zu treffen“, glaubt aber ihre Perspektive könne auch „den Männern einiges Interesse für sie einflößen“. ⁵ Diese Bemerkung sollte weder als feministischer Kampfruf, noch als Bescheidenheitsformel verstanden werden ⁶, sie ist vielmehr die selbstbewusste Aussage einer Frau, die weiß, dass ihre Sichtweise, unbeschwert vom aufgeklärten-nehumanistischen Bildungsgut, beiden Geschlechtern das bietet, was seit Horaz von einem guten Buch gefordert wird. Aus diesem Grund sollte man die Autorin auch nicht ohne weiteres als Repräsentantin des Bürgerturns abstempeln; ihr Buch konzentriert sich zwar auf „English middle-class domestic life“ ⁷, schließt aber auch zahlreiche andere Aspekte mit ein, inklusive politischer Kritik am englischen Kapitalismus, der mit „sinn- und herzlosester Bigoterie“ ⁸ dem kulturellen Leben schadet und englische Frauen zu einem Leben der Langeweile verurteilt.

Im Gegensatz zur feministischen Kritik polemisiert Ermut Jost gegen „die Unsinnigkeit der (feministischen) These“, dass literarische Erzeugnisse von Frauen ironie- und satirefrei seien. ⁹ Stark von Sternes *Sentimental Journey* beeinflusst, präsentierte Schopenhauer aber im Gegensatz zu Sophie von La Roche ein wesentlich nüchterneres, realistischeres Bild von England. Schopenhauers Buch aber kann nur sehr bedingt der Reiseliteratur der Spätaufklärung zugerechnet werden. Wie andere Autoren jener Generation (Wekhrin, Riesbeck, Rebmann, Forster) bemüht auch sie sich um einen Überblick über Handel, Gesellschaft und Politik, bringt daneben aber auch Berichte über Literatur und Kunst, oftmals in recht ironischem Ton gehalten, hiermit die Perspektive der Vormärzliteraten vorwegnehmend. Sie hat auch die Anglophilie der früheren Generation überwunden, vielleicht sogar unter

5 Johanna Schopenhauer. *Reise durch England und Schottland*, 3. Aufl. *Sämtliche Schriften*, Bd. 15 und 16. Leipzig, 1830/1. S. 6.

6 Monika Nenon. „Scheitler Irmgard, *Gattung und Geschlecht. Reisebeschreibungen deutscher Frauen 1780-1850*“. Tübingen, 1999. *The German Quarterly* 73/3 (2000). S. 313.

7 Katherine R. Goodman. „Johanna Schopenhauer (1766-1838), or Pride and Resignation“. Hg. Ruth-Ellen Boetcher Joeres/ Marianne Burkhard. *Out of Line = Ausgefallen: the Paradox of Marginality in the Writings of nineteenth-century German Women*. Amsterdam, 1989. S. 194.

8 Schopenhauer. *Erinnerungen von einer Reise in den Jahren 1803, 1804 und 1805*. Rudolstadt, 1818. S. 4.

9 Ermut Jost. *Landschaftsblick und Landschaftsbild. Wahrnehmungen und Ästhetik im Reisebericht 1780-1820*. Freiburg, 2005. S. 175.

dem Einfluss Weimars, wo man den Goethetourismus als „Engländerpest“ beschimpfte.¹⁰

Zwei recht unterschiedliche Monographien über Schopenhauer, die auch der Reisebeschreibung einen gebührenden Raum zuordnen, verdienen besondere Erwähnung. Carola Sterns Biographie ist zwar nicht streng wissenschaftlich angelegt, beeindruckt aber durch Sachkenntnis und eine Fülle an Informationen. Sie verweist auf die Bedeutung von Johannas Mann Heinrich Floris, einem von der Französischen Revolution begeisterten Republikaner, der das freie, demokratische England zu seiner Wahlheimat machen wollte.¹¹

Anke Gilleirs aus einer Doktorarbeit hervorgegangene Monographie betont die wissenschaftlich-kritische Seite der Schopenhauerforschung. Gilleir ist stark von Bourdieus reflexiver Soziologie beeinflusst.¹² Im Sinne von Bourdieus „déhistorisation“ soll die Historie im eigenen Raum der Lebensstile erfasst werden, wobei der gesellschaftlichen Differenzierung große Bedeutung zukommt.¹³ Bezogen auf Schopenhauers Reisebericht bedeutet dies, dass ihre bürgerlichen Interessen Teil einer Emanzipation der Reisenden selbst sind. Die darin enthaltenen Kunstbetrachtungen werden an die klassizistische Ästhetik Weimars geknüpft. Der Gewinn von Gilleirs Methodik erweist sich in der reichhaltigen Vielschichtigkeit ihrer Studie, auch wenn bisweilen der methodologische ‚Überbau‘ zu stark in den Vordergrund gerückt wird.

Die vorliegende Untersuchung der Schopenhauerschen Reise wird versuchen, sich dem „Sehpunkt“ der Autorin so genau wie möglich zu nähern. Sie wird ihre weitläufige Bildung, ihr Selbstbewusstsein und ihre Urbanität berücksichtigen.

10 Brief Karl von Holteis. *Damals in Weimar. Erinnerungen und Briefe von und an Johanna Schopenhauer*. Hg. H. H. Houben. 2. Aufl. Berlin, [1929]. S. 352.

11 Carola Stern. *Alles, was ich in der Welt verlange. Das Leben der Johanna Schopenhauer*. Reinbek bei Hamburg, 2005. S. 63, 95.

12 Anke Gilleir. *Johanna Schopenhauer und die Weimarer Klassik. Betrachtungen über die Selbstpositionierung weiblichen Schreibens*. Hildesheim, Zürich, New York, 2000. S. vf.

13 Pierre Bourdieu. *La domination masculine*. Paris, 1998. S. 90.

Schlösser, Parkanlagen und Landschaftsbeschreibungen

Bereits in den „Vorläufigen Bemerkungen“ verweist Schopenhauer auf die den „schönsten Landschaftsgemälden ähnlichen Parks“, welche Zweckmäßigkeit, Ordnung, Eleganz und Bequemlichkeit in sich vereinen (7).¹⁴ Die von der Kunst abgeleitete Sicht der Natur verrät eine von der Aufklärung und dem Neoklassizismus geprägte Perspektive. Im Unterschied zu deutschen Parks vereinigten englische „das Nützliche mit dem Schönen“ (8), indem sie die zur Landwirtschaft gehörigen Ländereien und Wirtschaftsgebäude eingliederten. Englische Gärtner seien „Landschaftsmaler im Großen“, ja, sie seien „die einzigen eigentlichen Künstler der Nation“ (13). Man erkennt ein von Alexander Pope abgeleitetes Naturverständnis¹⁵ und es ist daher nicht überraschend, dass sie liebliche Täler einer steilen Felsenschlucht vorzieht. Typisch hierfür ist die Beschreibung der Aussicht von Schloss Sterling:

Ein breites, fruchtbares Tal lag vor uns in aller Pracht der höchsten Kultur, der üppigsten Vegetation, mit einzelnen Wohnungen, Dörfern, stattlichen Bäumen wie besät. In den mannigfaltigsten Krümmungen mündet der Fluss Forth sich durch die lachende Gegend; bald geht er vorwärts, bald kehrt er auf lange Strecken zurück und schleicht dann wieder zögernd weiter, als sträube er sich, dies Paradies zu verlassen. (86f)

Ähnlichkeiten mit der oben beschriebenen Parklandschaft sind offensichtlich, der Gebrauch der Anthropomorphisierung antizipiert die von John Ruskin erwähnte ‚pathetic fallacy‘¹⁶ und zwar in der kritischen Art, in welcher dieser die sentimentalische Landschaftsschilderung der Romantiker geißelt. Felsenlandschaften dagegen scheinen einen eher abschreckenden Charakter zu haben wie etwa Loch Tay bei Killin. Unweit davon aber liegt ein Tal, „so grün, Bäume und Sträucher wachsen in so üppiger Fülle, wie wir es nimmer in diesem nördlichen Winkel der Welt erwarten konnten“ (96f). Sie

14 Falls nicht eigens erwähnt, werden alle Zitate folgender Ausgabe entnommen: Johanna Schopenhauer. *Reise durch England und Schottland*. Hg. Georg A. Narciß. Stuttgart, 1965. Seitennummern werden im Text in Klammern angegeben.

15 „True wit is nature to advantage dress'd“. Alexander Pope. *An Essay on Criticism* [1711]

16 „a fallacy caused by an excited state of the feelings, making us, for the time, more or less irrational“. J. Ruskin. „Of the Pathetic Fallacy“. *Modern Painters*, vol. 3, part 4. [1856]. § 5.

vergleicht dieses Tal mit einem Garten, üppigst kultiviert mit Kornfeldern und Kartoffeläckern, durch Steinmauern eingefasst, „als wollten sie es wie ein schönes Geheimnis den Augen der Welt verbergen“. Die Landschaft hebt zu singen an; ein auf dem Loch schwimmender Kahn begleitet die Gegend mit den „Mollakkorden eines schottischen Volksliedes durch die feierliche Stille der sinkenden Nacht“ (97). Derartige Schilderungen nehmen bereits den von den Romantikern bemühten *locus amoenis* vorweg. Auch Schopenhauer will nicht etwa visuelle Bilder evozieren, sondern Landschaftsreize erzeugen, indem sie synästhetische Sinneshäufungen in wohlige Empfindungen verwandelt.

Die im Hochland so oft empfundene „schauerlich wilde Einöde“ will ihrerseits Empfindungen assoziieren, etwa „den Charakter unbeschreiblich erhabener Größe“ (104f). Der Begriff des Erhabenen lässt sich hier allerdings weniger auf Schillers Definition zurückführen, bei dem sich das Erhabene vom Sinnlich-Natürlichen befreit¹⁷, er scheint eher an den Affekttheorien des Sturm und Drang anzuknüpfen, wo Wüsten und Hochgebirge dem großen, furchtbaren oder schreckhaft Erhabenen zugezählt werden.¹⁸ Es ist daher nicht verwunderlich, dass in Assoziation mit den nebelumwölkten Gebirgen Ossian erwähnt wird, ganz ähnlich wie in Goethes *Werther*.¹⁹ In Edinburgh hört Schopenhauer einige Ossianlieder, die sich „sanft klagend, durch Molltöne“ hinwinden (84). Beim Rauschen eines Wasserfalls in der Nähe eines Heldengrabes erlebt sie einen „Ossianische[n] Tag: graue Nebel hingen an den Spitzen der Berge, wogten zuweilen herab und durcheilten, gejagt vom Winde, wie Geestergestalten die Schluchten der Felsen“ (98).

Ähnlich dem Hochgebirge findet sie auch die mit Heidekraut bewachsene Ebene von Salisbury abstoßend und meint „selbst die Lüneburger Heide [sei] ein Paradies dagegen“ (155).²⁰ Zwar bewundert sie die „unförmige[n], riesengroße[n] Steine“ von Stonehenge, bedauert aber, dass „kein Vogel singt in dieser Einöde“ (156).

Schopenhauers Landschaftsbilder erklären, weshalb ein Großteil der ersten Englandschilderung den Parkanlagen und Schlössern des Hochadels

17 Friedrich Schiller. „Vom Erhabenen“ (1793). Hg. Benno von Wiese, *Schillers Werke, (Nationalausgabe)*, Bd. 20. Weimar, 1962. S. 173.

18 Cf. Albert Meier. *Dramaturgie der Bewunderung. Untersuchungen zur politisch klassizistischen Tragödie des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt/M., 1993.

19 Ludwig Plakolb erwähnt im Nachwort, die Ossianpassagen seien ein „Weimarer Bildungserlebnis“. Schopenhauer. *Reise durch England und Schottland*. S. 325.

20 Die Schönheit der Lüneburger Heide wurde erst von Droste-Hülshoff entdeckt.

gewidmet ist, obgleich sie doch eigentlich das bürgerliche Leben darstellen möchte. Ihre Beschreibung der diversen Schlösser ist daher auch recht kritisch, was Geschmack und Kunstsinn ihrer Bewohner angeht, während die Dienstwohnungen der Butler und Haushälterinnen mit Lob bedacht werden.

Handel und Industrie

Die unter Kritikern gängige Meinung will Schopenhauers Betrachtungen über Handel und Industrie den Interessen ihres Mannes zuschlagen.²¹ Die durch den Peak District eingeschlagene Reiseroute mit dem Besuch der Höhlen, der Bergwerke und Matlocks etwa hält sich eng an Thomas Hobbes berühmte Route entlang den „Seven Wonders of the Peak“.²² Wenn man sich überdies ihrer großbürgerlichen Herkunft erinnert und bedenkt, wie die britische Industrialisierung gerade auch zur Zeit der Kontinentalsperre bewundert wurde, wird man Schopenhauers Interesse an diesem Thema selbstverständlich finden. Bei einem Vergleich mit Schilderungen ihrer Zeitgenossen erkennt man leicht, um wie viel allgemeiner, journalistischer ihr Bericht ausfällt, da sie bereits die Begleiterscheinungen der Industrialisierung erkannte und sich auf Themen konzentrierte, die von weltweiter Bedeutung waren.²³

Auch Schopenhauer erwähnt zahlreiche Fabriken, unter anderem eine Münze, eine Dampfmaschinenfabrik, Glasschleiferei, Silberplattiererei, Brauereien, Porzellanfabriken etc. Der Reiz ihrer Darstellung aber besteht in der technischen Naivität, mit der sie das Räderwerk von Maschinen und Transmissionen schildert, gepaart mit scharfer Beobachtungsgabe für deren soziale und ökonomische Auswirkungen. In der Dampfmaschinenfabrik von Boulton und Watt findet sie den glänzendsten Beweis dessen, „was Industrie, Fleiß und anhaltendes Streben nach einem Ziele vermögen“ (27). Gleichzeitig erkennt sie aber auch Anzeichen des sich entwickelnden Proletariats. So bemerkt sie mit geradezu Hegelischer Scharfsicht die Umkehrung von Mensch und Maschine, „als wären alle diese Räder hier das eigentlich Lebendige und die darum beschäftigten Menschen die Maschinen“ (53).²⁴ „Arbeit,

21 Plakolb. Schopenhauer. *Reise durch England und Schottland*. S. 325.

22 Thomas Hobbes. *De Mirabilibus Pecci*, London, 1678.

23 Unter anderem Die Spinnereien von Arkwright, Cromford Mill, die Eisengießerei von Carron, Whitbreads Brauerei u.a.

24 Cf. G. W. F. Hegel. *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Hg. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel. Frankfurt/M., 1970. S. 352f.

Erwerb, Geldbegier [scheinen...] die einzige Idee zu sein [...], auf allen Gesichtern stehen Zahlen, nichts als Zahlen“ (51). Bei diesem Treiben ist auch die Kirche mit im Spiel, was verbunden mit industrieller Geschäftigkeit dem „Geist der Geselligkeit“ schadet: „Die Männer erholen sich in Tavernen bei der Bouteille von der ermüdenden Arbeit, die Frauen haben ihre Zirkel unter sich“ (52). In Leeds und Sheffield bemerkt sie den rußigen Schmutz und Rauch, der besonders die Armen belastet, „um die Reichen noch reicher zu machen“ (57). Sie erwähnt auch die sorglose Aufsicht über Kinder, verdrängt dieses Thema aber mit Beobachtungen über florierende Tuchmanufakturen. Die Autorin scheint sich in einer Zwickmühle zu befinden: Sie erkennt zwar die soziale Entfremdung des Menschen im aufkommenden Industriezeitalter, bewundert gleichzeitig aber die Urbanität, Willenskraft und Initiative des Mittelstandes. Sie ist von Matthew Boulton beeindruckt, der – von Alter und Krankheit gelähmt – einen Rollstuhl erfand, um seine Behinderung zu überwinden. In seinem bequemen Wohnhaus herrschen „überall Sauberkeit und Eleganz, nirgends Pracht, nirgends ein Streben, mit den prächtigen Villen der Großen des Landes zu wetteifern“ (29). Auch die Erzeugnisse der Industrie werden bewundert. Die eiserne Brücke von Sunderland gilt ihr als „Zauberwerk“, welches „Zierlichkeit und Stärke“ vereint (69). Bei der Besichtigung einer Kanonengießerei, wo die Öffnung des Laufs durch Wasserkraft herausgeschält wird, entfällt ihr die moralisierende Bemerkung, welche an Schillers *Glocke* oder Goethes *Zauberlehrling* erinnert:

Wie wenig vermag der Mensch mit seiner Stärke allein, und wie viel Erstaunenswertes bringt er hervor mit Hilfe der Elemente, die er zur Dienstbarkeit zwingt, die sich aber auch an dem ohnmächtigen Herrscher oft furchtbar rächen, wenn sie die Fesseln zerbrechen, die er schlaue ersann. (131)

Ihre Beobachtungen zum englischen Handel sind schon allein deshalb interessant, weil sie Vergleiche mit dem Handel in Danzig und Hamburg anregen. Wie bei den Landschaftsschilderungen bewundert sie auch hier die Kombination von Ordnung, Nutzen und Eleganz. In Glasgow fühlt sie sich wohl; schottische Gastfreundschaft verbindet sich „mit der Wohlhabenheit und allem vernünftigen Luxus, welchen der hier blühende Handel nur gewähren kann“ (110). Auch in Liverpool bewundert sie Reichtum und Luxus als Ergebnis von Handel und Betriebsamkeit, kritisiert aber das Fehlen am „allgemeinen Interesse im Gespräch“, da neben Bemerkungen über das Wetter nur Handel und Politik eine Rolle spielen (121). Bei den Damen bemängelt sie den Mangel an höherer Bildung, so dass „die Langeweile an ihren

wohlbesetzten Tischen auch hier gewöhnlich präsiert“ (122). In Bristol aber wendet sie sich schauernd vom Hafen ab, „denn hier war der Ort, von welchem aus die unmenschlichste Gewinnsucht Schiffe zum Sklavenhandel ausrüstete. [...] Blut und Seufzer von Millionen Menschen kleben an diesen Steinen“ (139).²⁵ Die westindischen Docks dagegen erwecken ihre uneingeschränkte Bewunderung als Tor in den fernen Osten (298-300).

Badeorte und Stadtbilder allgemein

Die Schilderung britischer Städte steht jener der Landschaften und Parks deutlich nach. Außer London verdienen nur Edinburgh, Glasgow, Liverpool und Bristol ihre Beachtung. Auch hier urteilt sie im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts. Sie verabscheut die Altstadt von Edinburgh wegen der Enge, dem Schmutz und der Armut, zählt aber den neuen Teil zu den schönsten Städten Europas. Sie bewundert die Regelmäßigkeit und Breite der wohlgepflasterten, mit Gehwegen versehenen Strassen, die mit Quadersteinen erbauten Häuser und die von eisernen Geländern eingefassten Parks. Kirchen spielen eine untergeordnete Rolle und werden meist nur von außen, als Teil des Stadtbildes beschrieben.

Die englischen Badeorte werden ausführlich beschrieben; der Betrieb dieser ‚Spas‘ – der Name wurde dem flandrischen Badeort entnommen und auf alle Badeorte ausgedehnt – wird oft mit beißender Ironie geschildert. Insbesondere erwähnt sie einen gewissen Snobismus, da jeder, „der keine eigene Villa besitzt, oder auf keiner eingeladen ist“ und dennoch nicht als ein Londoner „Nobody“ gelten möchte, sich von Juli bis Weihnachten an einen Badeort begibt (35). Wir erhalten eine Soziologie der Badeorte: Seebäder sind für die Oberklasse, Mineralbäder für den Mittelstand. Matlock, Cheltenham und Bath werden ausgiebig beschrieben, Brighton wird nur gestreift, da es als unelegant und etwas snobistisch eingestuft wird. Matlock gilt als „eines der schönsten Plätzchen Britanniens“, die Bäder dort sind „so bequem und reinlich eingerichtet, wie man es nur in diesem Lande erwarten kann“ (37). Cheltenham wird als elegant, aber langweilig beschrieben: „Der Geist geselliger Freude ist hier so wenig als sonst in England einheimisch, man treibt alles ernstlich, und so wird auch das Vergnügen zur Arbeit“ (143). Bälle, Konzerte und Theater sorgen für Unterhaltung; die zu den Quellen

25 Das britische Parlament untersagte 1807 den Sklavenhandel.

führende, von Ulmen eingesäumte Promenade wird als eine der schönsten Englands gerühmt, selbst wenn sie weniger elegant ist als jene von Pyrmont.²⁶

Bath, die „Königin aller englischen Badeorte“ (134) wird zwar nur von einigen wenigen Rheumaleidenden besucht, gilt aber als Ersatz für das Londoner Gesellschaftsleben. Menschen verbringen hier die Saison, die sich in der Vergangenheit in London zu sehr verausgabten und nun bei fast gleicher Geselligkeit „bedeutende Ersparnisse“ zu machen hoffen (150).²⁷ Wir erleben den Tagesablauf dieser aus „Mitgliedern der müßigen und eleganten Welt“ bestehenden Gesellschaft. Die Beschreibung der im Halbkreis angelegten, meist von John Nash erbauten Häuser erregt zwar ihre Bewunderung, ist aber mit Ironie gespickt: „Die ihn [den Royal Circus] umgebenden Häuser sind mit dorischen, jonischen, korinthischen und allen möglichen Säulen [...] verziert oder verunziert“, die Häuser selbst „einfach, im edelsten Stil erbaut. [...] Das herrliche Pflaster, die große Reinlichkeit der Straßen und nachts die wunderschöne Beleuchtung“ (152) kompensieren für die bergige Lage, bei der Kutschen nicht zu gebrauchen sind. Schopenhauer endet ihre Beschreibung mit detaillierten Auskünften über möblierte Wohnungen, den Badebetrieb und die Geschichte der Quellen.

London

Merkwürdigerweise erwähnt Schopenhauer London erst im dritten Teil ihres Buchs, dafür aber sehr ausführlich. Der Grund ist wohl in der Tatsache zu suchen, dass sich die Familie in London gut auskannte, eine Reihe von Bekannten hatte und Arthur dort eine Schule besuchte. London ist der Ort, wo dem Leser eine ausführliche, auch heute noch höchst lesenswerte Beschreibung der Mittelstandsgesellschaft gewährt wird. Ihre Auffassung, dass die „Lebensweise der Großen und Vornehmen“ nicht den Sitten der „Nation“ entspreche, deckt sich mit Ansichten französischer Revolutionäre²⁸, die auch von Herder aufgenommen wurden. Der Reisebericht mündet hier in eine Englandkunde und die Fabulierfreude der Autorin

26 Schopenhauer verbrachte den Sommer und Herbst 1787 in Pyrmont.

27 Gilleir. *Johanna Schopenhauer*. S. 31 ist mit ihrer Kritik zu streng, wenn sie glaubt, Schopenhauer beschreibe das gesellige Leben in Bath als „Sinnbild der totalen Nutzlosigkeit“.

28 Der von Rousseau beeinflusste Abbé Sieyès definierte die Nation als den dritten Stand.

macht diesen Teil besonders lesenswert. Er beginnt mit einem aufschlussreichen Überblick über das großstädtische Leben, seine Verkehrsmittel und Wohnungen. Die polizeilich überwachten, verlässlichen Fiaker und ihre gut gepflegten Pferde werden ebenso gepriesen wie die gute Straßenbeleuchtung und weiten Trottoirs. Es folgt eine Schilderung exklusiver Geschäfte, welche bereits das entstehende ‚Empire‘ ankündigen. Im Zentrum aber steht die Beschreibung des bürgerlichen Lebens in dieser Metropole. Im Gegensatz zu den Pariser Etagewohnungen besteht London „fast [nur] aus lauter kleinen Häusern“ (176), mit vergleichsweise engen Räumen, schmalen Treppen und Fenstern. Selbst die reichen Kaufmannshäuser in Hamburg und Leipzig nehmen sich imposant dagegen aus. Teppiche und Mahagonimöbel dagegen erregen Bewunderung: „Nichts in der Welt ist gemütlicher, als ein englisches Wohnzimmer“ (177). Es folgt die Beschreibung eines mittelständischen Tagesablaufs, beginnend mit dem behäbigen Frühstück, der sich anschließenden, ausgiebigen Zeitungslektüre und des Hausherrn Besuch im Kaffeehaus, wo Geschäfte abgeschlossen werden, während die Damen nach erfolgter Toilette Visiten abstatten oder „a Shopping“ gehen. In zahlreichen Läden lassen sie sich tausenderlei Waren zeigen, um zuguterletzt doch nichts einzukaufen. Das Mittagessen – gemeint ist wohl das ‚Dinner‘ – wird gegen halb Sieben eingenommen und kann sich bis Mitternacht hinziehen. Schopenhauer verabscheut englische Fleisch- und Fischgerichte, mokiert sich über die Zeremonie des Servierens, die Zubereitung von Gemüsen und Salaten und kann selbst dem ‚Pudding‘ keinen Geschmack abgewinnen. Absurde Trinkgewohnheiten und Toasts lassen bei Tisch keine Konversation aufkommen. Die Herren können sich wenigstens nach Tisch amüsieren, während die Damen sich auch dann noch mit langweiliger Konversation anöden. Der englische Sonntag wird auf geradezu boshafte Weise geschildert, selbst Fremde müssen sich dem Diktat der Kirche beugen (198).

Die Beobachtungen über Theater, Konzerte, und Ausstellungen scheinen zwar auf die Weimarer Leserschaft zugeschnitten²⁹, doch sollte man nicht übersehen, dass Schopenhauers Jugend in Danzig und Hamburg Zeugnis ablegt für ihren eigenen hohen Bildungsgrad. Besonders interessant ist ihre Kritik am englischen Mittelstand, vor allem an den Frauen. Erstaunlich modern aber ist ihre Ansicht, dass die verschiedenen Kunstauffassungen der Nationen deren Nationalcharakter bestimmen. Der Fremde nämlich beurteile alles nach Maßstab der eigenen Nation und erkenne erst später, „daß

29 Cf. Gilleier. *Johanna Schopenhauer*. S. 36, 40; Plakolb. *Schopenhauer. Reise*. S. 325.

das, was ihm zuerst widerwärtig, unnatürlich, übertrieben erschien, dennoch treu, wahr und bewundernswürdig ist“ (201).

Auf der englischen Bühne kultiviere man im Gegensatz zu Frankreich den Rollenschauspieler, und die englische Komödie sei der Spiegel „des häuslichen und geselligen Lebens [...] in den verschiedenen Ständen“ (203). Komödien und Possen seien am beliebtesten, wobei das Publikum, nicht immer zum Vorteil des Stückes, sich laut und andauernd beteilige. Bekannte Theater wie Drury Lane, Covent Garden und Haymarket werden beschrieben, berühmte Schauspieler erwähnt und zahlreiche Anekdoten zum Besten gegeben. Für Konzerte engagiere man zwar berühmte Virtuosen, doch sei die Nation „eigentlich nicht musikalisch“, da es ihr „nicht bloß an Talent, sondern auch an Gehör und Geschmack“ ermangle (228).

Das Königshaus mit seinen Palästen wird ausführlich beschrieben, ebenso wie die vornehmen Sonntagspromenaden im Hyde Park, ein Beweis für den Reichtum des oberen Mittelstandes, der alles verbirgt, „was uns daran erinnern könnte, daß es auch Leute in der Welt gibt, die nicht reich und vornehm sind“ (232). Der Geburtstag des beliebten Königs George III. gilt als Höhepunkt für die feine Welt Londons; er wird mit viel Pomp begangen. Schopenhauer rühmt des Königs Leutseligkeit, die er vor seiner „traurigen Krankheit“ bei Auftritten in Windsor Castle bewiesen habe, wo sich die Familie auf der Terrasse des Schlosses versammelte und sich unter die Untertanen mischte, erfreut den Zwängen der Hauptstadt entronnen zu sein (279). Es erstaunt, eine Republikanerin so warm über den König reden zu hören. Vielleicht wollte sie den Gegensatz zwischen dem englischen Königshaus und absolutistischen Fürstenhöfen Europas betonen, die sich in Deutschland mittlerweile allerdings auch geöffnet hatten, vielleicht spielt aber auch ihr eigener Patriotismus dabei eine Rolle. So erwähnt sie mehrmals Verbindungen zu Deutschland, die auf Initiative des Königshauses zurückgehen: Sie verweist auf Gemälde von Cranach³⁰ und Angelika Kauffmann³⁰, sowie auf ein Portrait Luthers mit Melancton. Besonders hebt sie die Beziehung des Königs zu dem Astronom Friedrich Wilhelm Henschel hervor, dem der König in Richmond Hill eine Sternwarte erbaute. Herkunft und Werdegang Henschels werden besprochen und von ihm und seiner Schwester heißt es: „übrigens aber waren sie Deutsche geblieben, und ihr ganzes Wesen trug unverkennbar den Stempel unserer Nation“ (293).

Schopenhauers Bemerkungen über die Londoner nationalen Institutionen sind oft recht kritisch. Zwar bewundert sie das *British Museum* und seine

30 Eine von nur zwei weiblichen Mitbegründern der Royal Academy.

Reichtümer; *St. Paul's Cathedral, Westminster Abbey* und der *Tower* aber werden kritischer gesehen, da sie nicht mehr in das moderne London passen. Sie liebt die mittelalterliche Architektur von *Westminster Abbey*, nicht aber die im klassizistischen Stil erbauten Zutaten. Im Palast von Westminster kritisiert sie die verwahrlosten Kunstschätze, mehr aber noch eine Rechtsprechung, bei welcher „die Entscheidung zwischen Recht und Unrecht [...] auf so leichtsinnige Weise“ betrieben werde (265). Zwar hält Schopenhauer sich mit politischen Urteilen zurück, ihre gesellschaftlichen und kulturellen Beobachtungen aber sind recht deutlich. Die Engländer werden als Männer von Welt beschrieben, als Besitzer einer Weltmacht und Vorreiter des industriellen Zeitalters, gleichzeitig aber gelten sie als Kulturbanausen, die selbst Kunstgegenstände nur nach ihrem Geldwert messen.³¹ Demgegenüber werden die Schotten als den Deutschen viel näherstehend beschrieben. Dies zeigt sich deutlich bei der Gegenüberstellung von Maria Stuart und Elisabeth I., wobei Schillers 1800 veröffentlichtes Drama sicher eine große Rolle gespielt hat. Maria Stuart verkörpert für Schopenhauer nicht nur die ‚schöne Seele‘ Weimars, sondern auch eine vorindustrielle, dem Puritanismus noch nicht anheim gefallene Gesellschaft, die allerdings nur noch sentimentalische Bedeutung hat.

Schopenhauers Bericht endet abrupt; ausgerechnet Tunbridge Wells wird als „Scheidepunkt“ (303) gewählt. Sie versagt sich etwaige abschließende Bemerkungen und erfüllt damit ihr Versprechen, dem Leser nur „vorläufige Bemerkungen“ über das Inselland zu servieren.

31 Schopenhauer. *Reise*. 3. Aufl. S. 117.

Elisa Müller-Adams (Sheffield/Trier)

„Das gigantische England und meine kleine Feder“¹

Gender und Nation in Englandreiseberichten von Fanny Lewald
und Emma Niendorf

„Die Erinnerung an England wird mir nie in Wolken untergehen. Das *Volk von Männern* wird sich die Atmosphäre leicht zu erhalten wissen, wenn auch Nebel den Kontinent bedeckt“², mit diesem Worten beschreibt Ida Gräfin Hahn-Hahn das Ende ihrer 1846 unternommenen Reise nach England, Schottland und Irland und fasst so noch einmal ihr Urteil über die bereiste Nation zusammen. Auch an anderer Stelle unternimmt die Gräfin in *Meine Reise in England* die Gleichsetzung von England mit Männlichkeit:

Alle Vorzüge, die mir an einem Mann gefallen, hat England: eiskalten Mut [...], unüberwindliche Beharrlichkeit; das Selbstbewußtsein, welches mit der Selbstbeherrschung Hand in Hand geht; [...]; Bedürfnis der Tatkräftigkeit und der persönlichen Freiheit, klarer Blick, feste Hand, ruhigen Schritt.³

Hahn-Hahns Charakterisierung Englands als ‚männlich‘ greift nicht nur einen verbreiteten Topos der zeitgenössischen Reiseberichte auf⁴, sondern illustriert auch in der Verschränkung von ‚Nationalcharakter‘ und ‚Geschlechtscharakter‘ die diskursiven Verbindungen der kulturellen Konstrukte ‚Nation‘ und ‚Gender‘.⁵ Reiseliteratur von Frauen ist dabei für die Frage nach der Beteiligung von Frauen am diskursiven Komplex ‚Nation und

1 Ida Gräfin Hahn-Hahn. *Meine Reise in England*. Herausgegeben von Bernd Goldmann. Mainz: v. Hase & Köhler, 1981, S. 7.

2 Hahn-Hahn. *Meine Reise in England* (wie Anm.1), S. 270f., Hervorhebungen im Original.

3 Hahn-Hahn. *Meine Reise in England* (wie Anm.1), S. 20.

4 Vgl. Tilman Fischer. *Reiseziel England. Ein Beitrag zur Poetik der Reisebeschreibung und zur Topik der Moderne (1830-1870)*. Berlin: Erich Schmidt, 2004. S. 448f.

5 Für eine Übersicht zu diesem Themenkomplex vgl.: Ute Planert. „Zwischen Partizipation und Restriktion. Frauenemanzipation und nationales Paradigma von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg.“ *Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg*. Hg. Dieter Langewiesche/Georg Schmidt. München: Oldenbourg, 2000. S. 387-428, hier: S. 388f.

Geschlecht‘ ein fruchtbares Forschungsfeld, da sie als Auseinandersetzung mit Konzepten vom ‚Eigenen‘ und ‚Fremden‘ Auskunft geben kann über Konstruktionen von nationaler Identität der Autorinnen.⁶ Neuere Ansätze der Frauenreiseforschung fordern dabei in Abgrenzung zum Emanzipationsdiskurs früherer Leseweisen, auch negative Aspekte des Reisens und nicht-progressive Texte miteinzubeziehen.⁷ Eine solche kulturkritische Perspektive versteht Reiseliteratur von Frauen nicht als per se proto-feministische Texte, sondern untersucht die vielfältigen Verknüpfungen von Gender, Race, Class und Nationalität.⁸ In diesem Beitrag sollen Aspekte des Zusammenhangs von Gender und Nation in Reisetexten von Frauen über England im Mittelpunkt stehen. Als Beispiele werden Fanny Lewalds *England und Schottland*⁹ (1851/52) und Emma Niendorfs *Aus London*¹⁰ (1855) daher daraufhin untersucht, inwieweit in diesen Texten Konzepte von nationaler Identität aus weiblicher Perspektive erkennbar sind. Dabei geht es vor allem um die Gesellschaftsentwürfe und die darin erkennbaren Bestimmungen der gesellschaftlichen Rolle des Weiblichen. Ein besonderes Augenmerk gilt daher der Frage, wie die Autorinnen den Ort der Frauen in der englischen Gesellschaft bestimmen und welche Rückschlüsse sich aus diesem Vergleich für die Konstruktion einer deutschen, weiblichen Identität ziehen lassen.

Frauen, die um Mitte des 19. Jahrhunderts nach England reisten, konnten auf eine Tradition von weiblichen Englandreisenden zurückblicken,

-
- 6 Vgl. Ulla Siebert. „Reise. Nation. Text. Repräsentationen von „Nationalität“ in Reisetexten deutscher Frauen, 1871 bis 1914.“ *Frauen und Nation*. Hg. „Von Frauen & Geschichte Baden-Württemberg“. Tübingen: Silberburg, 1996. S. 49-65 (= Frauenstudien Baden-Württemberg. Hg. Christel Köhle-Hezinger, Band 10).
 - 7 Vgl.: Natascha Ueckmann: *Frauen und Orientalismus. Reisetexte französischsprachiger Autorinnen des 19. und 20. Jahrhunderts*. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2002 (= Ergebnisse der Frauenforschung, Bd. 56), S. 10f.
 - 8 Vgl.: Ulla Siebert. „Frauenreiseforschung als Kulturkritik.“ „Und tät‘ das Reisen wählen!“ *Frauenreisen – Reisefrauen. Dokumentation des interdisziplinären Symposiums zur Frauenreiseforschung, Bremen 21.-24. Juni 1993*. Hg. Doris Jedamski/Hiltgund Jehle/Ulla Siebert. Zürich, Dortmund: eFeF, 1994. S. 148-173, hier: S. 150.
 - 9 Fanny Lewald. *England und Schottland*. 2 Bde. Braunschweig: Vieweg, 1851, 1852. Im Folgenden zitiert: ES, Band, Seite.
 - 10 Emma Niendorf. *Aus London. Dissolving Views*. Berlin: Franz Stage, 1855. Im Folgenden zitiert: AL, Seite.

die in der Englandbegeisterung des 18. Jahrhunderts wurzelte¹¹ und mit Sophie von La Roche auf die Anfänge weiblicher Romanschriftstellerei in Deutschland zurückgeht. Am Beginn des 19. Jahrhunderts führen z.B. die Reiseberichte von Johanna Schopenhauer und Emilie Berlepsch diese Tradition weiter¹², in der England nicht nur als gelobtes Land der Demokratie und Freiheit erscheint, sondern auch als Mutterland der Frauenemanzipation und die Engländerin als Ideal der unabhängigen und selbstbewussten Frau gilt.¹³ Auch in der Mitte des 19. Jahrhunderts stehen Englandreisen deutscher Frauen in einem engen Zusammenhang mit der Diskussion um Frauenrechte, weshalb vielleicht auch in den 1840ern und 1850ern die Beteiligung deutschsprachiger Frauen am Diskurs über England in Reiseschriften auffallend hoch ist.¹⁴

Was deutsche Englandtexte grundsätzlich charakterisiert, ist das Interesse an den politischen und sozialen Phänomenen, eine Tendenz, die durch den Politisierungsschub, den die Literatur im Vormärz erlebt, eine neue Qualität erfährt. Die Reiseberichte spiegeln damit die deutsche Diskussion wieder, in der England als Modell für politische und soziale Konflikte angesehen wurde.¹⁵ England als Nation, die in vielerlei Hinsicht Deutschland vorausgeht und als Mittelpunkt einer sich globalisierenden Welt erscheint, eignet sich in besonderer Weise als Vergleichspunkt und alternatives Gesellschaftsmodell: Englandreisen sind „Reisen in das Machtzentrum der Gegenwart, [...] in das Traum-oder Schreckbild einer neuen, kommenden Welt.“¹⁶ Dabei repräsentiert für die deutschen Besucher vor allem London als größte Stadt der Welt, Hauptstadt eines Kolonialreichs und Handelsmetropole diesen Modernierungsprozess.

Dass diese Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen System Englands den Blick auf Deutschland beinhaltet, stellt z.B. Lewald fest: „Es ist

11 Vgl. Michael Maurer. *Aufklärung und Anglophilie in Deutschland*. Göttingen, Zürich: Vandenhoeck&Ruprecht, 1987 (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd. 19).

12 Vgl.: Irmgard Scheitler. *Gattung und Geschlecht. Reisebeschreibung deutscher Frauen 1780-1850*. Tübingen: Max Niemeyer, 1999 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 67). S. 192f.

13 Vgl. z.B. Maurer. *Aufklärung und Anglophilie in Deutschland* (wie Anm. 10).

14 Vgl.: Hagen Schulz-Forberg. *London – Berlin. Authenticity, Modernity, and the Metropolis in Urban Travel Writing from 1851 to 1939*. Brüssel, Bern, Berlin u.a.: Peter Lang, 2006. S. 118.

15 Vgl. Fischer. *Reiseziel England* (wie Anm. 4). S. 385f.

16 Fischer. *Reiseziel England* (wie Anm. 4). S. 395.

hier für Deutsche in jedem Betrachte viel zu lernen“ (ES, I, 290), und merkt an, dass gerade ihre deutschen Leserinnen von einem vergleichenden Blick auf englische Verhältnisse profitieren könnten, insbesondere wenn man „den deutschen Frauen zeigte, in welchem Lichte sie den Augen der Engländerinnen erscheinen.“ (ES, I, 322).

Die Reiseberichte von Lewald und Niendorf entstehen in den 1850er Jahren, als der Umwandlungsprozess der Industrialisierung als abgeschlossen gilt¹⁷ und die Great Exhibition von 1851, dieses „mega-event of modernity“¹⁸, der Welt Englands Vormachtstellung in der technischen Entwicklung und als Handelsmacht demonstriert. Dem steht für die deutschen Reisenden die in der Frage der nationalen Einheit wie in der Industrialisierung sehr viel rückständigere Heimat gegenüber.¹⁹ Für Lewald und Niendorf geht es damit auch um die Erforschung des Modernisierungsprozesses, der in England schon vollzogen ist und dessen Folgen dort beobachtbar sind, der aber für Deutschland noch zu erwarten ist. Diese Funktion der Englandreisen als „Reisen zur Erkundung der Moderne“²⁰ formuliert Niendorf:

Der Aufenthalt hier muß uns nothwendig sehr ernst machen [...] weil hier die Wahrheit uns überall gewaltig, streng, unerbittlich entgegen tritt. [...]. Wer London nicht kennt, mag lückenhaft bleiben in seiner Auffassung vom Wogen der Zeit. Wir schauen hier den Strom der Geschichte, sein Rauschen schlägt an unser Ohr, deutlicher als sonst irgendwo. Denn hier wird Geschichte und Zukunft gemacht. Von hier kommen uns Gestaltungen. (AL, 373)

Lewald und Niendorf teilen nicht nur die zeitgenössische Vorstellung von England als Land der Moderne, sondern verwenden auch die in der deutschen Reiseliteratur über England gängigen Bilder und Beschreibungsmuster, mit denen diese Modernität erfasst und vermittelt werden soll – in der Beurteilung des Beobachteten allerdings unterscheiden sich die beiden Autorinnen deutlich.²¹ Dies ist sicher zum einen in den Unterschieden in

17 Vgl. Fischer. *Reiseziel England* (wie Anm. 4). S. 387ff.

18 Schulz-Forberg, *London-Berlin* (wie Anm. 14). S. 130. Vgl. auch: Fischer. *Reiseziel England* (wie Anm. 3). S. 392.

19 Vgl.: Patricia Howe. „This World of Diamonds and Mud‘ Women Travellers in Mid-Nineteenth Century London.“ *Exilanten und andere Deutsche in Fontanes London*. Hg. Peter Alter/Rudolph Muhs. Stuttgart: Akademischer Verlag Stuttgart, 1996. S.175-197, hier: S. 176.

20 Fischer. *Reiseziel England* (wie Anm. 4). S. 395.

21 Vgl. Fischer. *Reiseziel England* (wie Anm. 4). S. 455 und Howe. *Women Travelers in London* (wie Anm. 19). S. 190f.

Herkunft und politischen Auffassungen der Autorinnen begründet, zum anderen aber auch in der unterschiedlichen Motivation und Art der Reise: Fanny Lewald, die Revolutionärin, setzt sich das Ziel, ihre Ansichten „durch Anschauung anderer Zustände zu erweitern“ (ES, I, 238), besucht auf ihrer viermonatigen Reise England und Schottland, macht außer in London z.B. auch Station in Liverpool, Manchester, Glasgow und Edinburgh, und auch die Liste ihrer persönlichen Begegnungen ist beeindruckend, verkehrt sie nicht nur mit deutschen und europäischen Revolutionären im Exil, sondern auch mit der kulturellen Elite des Landes.²² Emma Niendorf (eigentl. Emma von Suckow), die zum Umkreis der schwäbischen Dichterschule gehört, zielt hingegen nicht auf eine Analyse der politischen und sozialen Verhältnisse, ihr geht es vielmehr um, wie es im Untertitel des Reisebuchs heißt, „dissolving views“ auf die Weltstadt London.²³

Lewald begründet ihr positives Englandbild damit, dass in England in vielen Lebensbereichen „der ausgebildete, verständigste Socialismus“ (ES, I, 465) herrscht.²⁴ Im ‚Selfgovernment‘, in dem für Lewald „das Heil der Zukunft, die moralische Kraft ruht, ‚den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln“ (ES, II, 649), sieht sie ihre Vorstellung von Demokratie und – da der herrschende Aristokratismus ein „berechtigtes [...], weil [...] selbstgewähltes“ (ES, I, 189f.) Prinzip ist – der Republik verwirklicht: „England wird nur von seinen Einwohnern beherrscht in freier Selbstregierung“ (ES, I, 501). Zwar stellt sich Lewald bei ihren Besuchen der Armenviertel und angesichts der Lebensbedingungen der Fabrikarbeiter die Frage: „Wie soll das enden?“ (ES, II, 492f.), insgesamt aber überwiegt ihre optimistische Einschätzung, dass „Verhältnisse [nicht] andauern können,

22 Vgl. Christina Ujma. „England und die Engländer in Fanny Lewalds Romanen und Reiseschriften“. *The Novel in Anglo-German Context. Cultural Cross-Currents and Affinities. Papers from the conference held at the University of Leeds from 15 to 17 September 1997*. Hg. Susanne Stark. Amsterdam: Rodopi, 2000, S. 145-156, hier: S. 155.

23 Vgl. Irmgard Scheitler. „Emma von Niendorf als Reiseschriftstellerin.“ *Sammelblatt des Historischen Verein Eichstätt* 84/191, S. 143-163.

24 Vgl. zu Lewalds Englandbild z.B.: Charlotte Jolles. „A Feminist Impression of Mid-Victorian Britain. Fanny Lewald's *England und Schottland. Reisetagebuch: Connections. Essays in Honour of Eda Sagra on the Occasion of her 60th Birthday*“. Hg. Peter Skrine. Stuttgart: Heinz, 1993, S. 137-147; Helga Schutte Watt. „Fanny Lewald und die deutsche Misere nach 1848 im Hinblick auf England“. *German Life and Letters* 46, Nr. 3 (1993): S. 220-235 und Ujma. England und die Engländer (wie Anm. 22).

welche dem Bildungsgrade und der Einsicht des Volkes widersprechen.“ (ES, I, 190f.):

Aber allmählich den Socialismus in alle Bereiche des Lebens einführen, das kann man, und ich bin überzeugt, das wird man ohne alle Revolutionen zuerst in England thun, wo so viel Derartiges theils im Keime, theils schon entfaltet vorhanden ist. (ES, II, 578)

1854 erlebt Niendorf London dagegen als Hauptstadt eines umfassenden, zeittypischen Kapitalismus und Materialismus: „Alles ist käuflich, was man sieht – Merkmal der Zeit“ (AL, 234), „alles ist eilend, athemlos, alles hetzt und wird gehetzt“ (AL, 60), die Engländer selbst erscheinen wie „eine Art von Maschinen“ (AL, 174). Auch im Kunstverständnis der Engländer zeigt sich die Seelenlosigkeit der neuen Zeit, wie Niendorf beim Besuch einer Kunstausstellung feststellt: „Englische Ichsucht, welche auf alles sich stem-pelt, auch auf die Kunst. Nichts als Eitelkeit.“ (AL, 105). Dem hält sie die „deutsche Träumerei und Poesie“ (AL, 248) entgegen, an anderer Stelle wird der deutsche „Idealismus“ als weibliches Prinzip gegen das englische „männliche Element“ (AL, 143) gesetzt. In den politischen und sozialen Verhält-nissen zeigt sich ebenfalls das Primat der Ökonomie: „Es findet hier viel-leicht die ärgste Sklaverei statt: in der Dienstbarkeit um Geld. [...] Freiheit? Geld ist der Tyrann.“ (AL, 42f.) Niendorf, die sich nach dem in London nur noch stellenweise zu findenden ‚merry old England‘ zurücksehnt, beschreibt London als „Stadt der Extreme“ (AL, 245), in der sich in der „stumme Pro- testation des Elends gegen den üppigen Luxus“ das „Gespenst des Socialis- mus“ (AL, 257) warnend zeigt. London, das neue „Babel“ (AL, 56), dessen Immensität Niendorfs „armes continentale Gehirn“ (AL, 56) kaum fassen kann, hat sogar ein „gemachtes Klima“ (AL, 55), was bei der deutschen Besu- cherin Ungehaben auslöst:

Es friert mich hier beständig, und doch ist es nicht kalt wie sonst: ein frem- des Frösteln, fein und eindringlich, kein Wind; ich möchte es ein künstliches Frieren nennen. Ist es doch auch kein Naturrythmus, worin wir hier leben; keine organische Luft, nicht die freie, sondern die eines unermesslichen Kel- lergewölbes. (AL, 54f.)

Niendorf kann grundsätzlich der „Monotonie und Platitude moderner Städte“ (AL, 39) wenig abgewinnen. Aber auch im Vergleich mit Paris, der anderern europäischen Metropole, die sie ein Jahr zuvor besucht hat, verliert London, ist es doch „eine noch viel künstlichere Welt“ (AL, 41): „In London

ist alles auf die Ausbreitung, Dehnung berechnet, also mehr mechanisch, stofflich. In Paris mehr geistige Steigerung, auf Emotionen gerichtet.“ (AL, 170) Niendorfs deutlicher Antiurbanismus und -modernismus ist nicht untypisch für deutsche Berichte über London²⁵, und auch bei Lewald zeigen sich „Verlorenheit, Verunsicherung [...] und Mißbehagen in dem Moloch Großstadt“²⁶, schließlich gilt spätestens seit Heine, dass man keine Poeten nach London schicken solle. In Lewalds Falls aber wird dies durch ihre Begeisterung für das englische Gesellschaftssystem und ihre Erlebnisse außerhalb Londons in gewissen Maße ausgeglichen.

In beiden Reiseberichten ist ein Prozess der „Selbstvergewisserung“²⁷ zu erkennen; wobei diese Konstruktion von Identität auch genderspezifisch ist – die Texte selbst übrigens thematisieren diese Perspektive. Deutlich wird der spezifisch weibliche Blick auf England etwa in Lewalds Äußerungen über die „Opfer der Prostitution“ (ES, I, 55), deren Elend „doch nur ein Weib in seiner ganzen Jammerfülle zu begreifen“ vermag (ES, I, 55) oder auch in dem Interesse beider Autorinnen zur Rolle der Frau in England. Lewald kommt – vor allem mit Blick auf die eigene gesellschaftliche Schicht – zu der grundsätzlichen Einschätzung: „Die Frauen hier sind viel emancipirter.“ (ES, I, 413) Fasziniert sind die deutschen Besucherinnen davon, in England Modelle für weibliche Herrscher zu finden, denn es schmeichelt „einer Frau, hier überall die Frau in Purpur vorgestellt zu finden“ (AL, 60), stellt Niendorf fest und merkt zu Königin Viktoria an, dass ihr diese zwar gefühlkalt erscheint, dass sie aber die Macht dieser Frau beeindruckt:

Dabei kann sich die Frau in England des angenehmen Gefühls nicht erwehren, daß es eben eine Frau ist, welche solche Idee der ewigen Weltordnung trägt. Daß vor dem Weibe hier, als Königin, als geistige Amazone, sich die Herren der Schöpfung willig neigen. (AL, 310)

Auch Lewald, die die Frauenrechte stärker thematisiert, setzt sich mit den historischen Herrscherinnen auseinander, so widmet sie Mary Stuart auf

25 Vgl. dazu ausführlich Fischer. *Reiseziel England* (wie Anm. 4).

26 Scheitler. *Gattung und Geschlecht* (wie Anm. 12). S. 31.

27 Wolfgang Albrecht. „Mobilität und Wahrnehmung. Über ein Reflexionsgefüge reisender Frauen (Johanna Schopenhauer und Fanny Lewald) in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.“ *Frauen: Mit Sprechen Mit Schreiben. Beiträge zur literatur- und sprachwissenschaftlichen Frauenforschung*. Hg. Marianne Henn und Britta Hufeisen. Stuttgart: Akademischer Verlag, 1997. S. 107-117, hier: S. 108.

der Grundlage von Henry Glassford Bells *Life of Queen Mary* eine fast 150 Seiten lange Biographie, „ein Zwitter zwischen einer feministischen Neuinterpretation [...] und einer Angleichung an das konventionelle bürgerliche Frauenbild.“²⁸ Wenn sie es auch schwierig findet, Elizabeth I mit der konventionellen Weiblichkeit in Einklang zu bringen, so stellt sie doch fest: „Sie war ein großes Weib in ihrer Zeit!“ (ES, I, 283), und weist damit auf eine Tradition weiblicher Herrschaft in England. Ambivalenzen zeigen sich in Lewalds Erklärungen für das englische Modell der Emanzipation, wenn sie einerseits gerade in der größeren Abgeschiedenheit der privaten von der öffentlichen Sphäre, den Grund für die größere Zufriedenheit der Engländerinnen sieht²⁹, an anderer Stelle aber sehr viel überzeugender argumentiert, die Engländerinnen seien emanzipierter, weil sie

viel mehr in das öffentliche Leben und in das Leben der Männer aufgenommen, als bei uns. Das erleichtert ihnen in den Mittelständen den Erwerb, macht ihnen die künstlerischen Laufbahnen zugänglicher, und durch alle Klassen das Dasein angenehmer. Sie sind geachteter, je selbständiger sie sind. (ES, I, 413)

Selbständigkeit ist dann der Begriff, mit dem Lewald die englischen Frauen charakterisiert und darin sind sie, so Lewald, den deutschen Frauen um vieles voraus: „Von jener künstlichen Unmündigkeit und absichtlich verlängerten Kindheit, in denen man bei uns die Frauen und die Kinder zu halten bestrebt ist, findet man hier keine Spur.“ (ES, I, 320f.) Der Schlüssel zur Selbständigkeit ist für Lewald Bildung. Sie bewundert Einrichtungen wie das Queen's College³⁰ angesichts dessen sie mehr Bildung für Mädchen in Deutschland fordert. Der ideale Ort für Frauen ist bei Lewald der Whittington Club: Als Institution zwischen Öffentlichkeit und Privatheit bietet er im „freien Verkehr [...] beider Geschlechter“ (ES, II, 122) den Frauen geistige Fortbildung und „weise der Frau die ihr gebührende Stellung neben dem Manne an“ (ES, II, 122). Lewalds Beurteilung der Frauenrechte in England in den 1850ern ist wohl zu positiv³¹, doch dies zeigt gerade, dass es weniger um eine realistische Schilderung geht als um einen alternativen Gesellschaftsentwurf – in diesem Fall um die Konstruktion eines Weiblichkeitsbildes, in dem sich

28 Tamara Felden. *Frauen Reisen. Zur literarischen Repräsentation weiblicher Geschlechterrollenerfahrung im 19. Jahrhundert*. New York, Berlin, Bern u.a.: Peter Lang 1993. S. 63.

29 Vgl. Howe. *Women Travellers in London* (wie Anm. 19). S. 188.

30 Vgl. Howe. *Women Travellers in London* (wie Anm. 19). S. 189f.

31 Vgl. Ujma. *England und die Engländer* (wie Anm. 22). S. 54.

Konventionalität und Emanzipation versöhnen. In England hat Lewald dieses Ideal verwirklicht gesehen:

Ich kann dir nicht genug wiederholen, wie es sich hier von selbst versteht, daß Frauen sich mit geistiger Arbeit beschäftigen; wie wenig man sie deshalb als ein Phänomen, als einen Gegenstand der Neugierde betrachtet! Es giebt kaum einen Bereich der Wissenschaft, in dem sie sich nicht versuchen, und wo sie irgend etwas Tüchtiges leisten, werden sie von den Männern ohne alle Rückhalt freudig als Mitstrebende aufgenommen. (ES, II, 6)

Geht es in den Reiseberichten grundsätzlich immer auch um weibliche Selbstinszenierung und Selbstvergewisserung, so erhält dieser Prozess durch die Verunsicherung durch den Modernisierungsprozess eine zusätzliche Relevanz. Wie bestimmen also die deutschen Reisenden den Ort der Frauen in dieser modernen Gesellschaft?

Wenn sich die Autorinnen auch für das häusliche Leben der Engländerinnen interessieren und Beschreibungen der Häuser und Interieurs einen breiten Raum einnehmen, scheint die Engländerin in den Reiseberichten vor allem auch durch ihre Bewegung in der Öffentlichkeit charakterisiert, wenn sie als Kundin am Konsum teilnimmt oder aber – und hier zeigt sich, dass die Freiheit der englischen Frauen den deutschen Besucherinnen tatsächlich als Bewegungsfreiheit erscheint – in den Straßen und Parks, wo ihre Gleichberechtigung und Unabhängigkeit augenfällig wird. Hier sind

die Frauen zu Fuß und zu Pferde immer mit den Männern beisammen. Eine Frau, die ohne Kutscher ein zweispänniges Cab führt[...] – junge Damen [...] die durch die Parks galopiren [...] – das sind Erscheinungen, denen man täglich begegnet. (ES, I, 320)

Die Bewegungsfreiheit und -freudigkeit der Engländerinnen wird zur Metapher für ihre gesellschaftliche Position und zum Unterscheidungsmerkmal gegenüber deutschen Frauen, wenn Lewald eine ihrer Gastgeberinnen zitiert: „Sie [die deutschen Frauen] können in den seltensten Fällen ordentlich gehen oder frei stehen [...]. Wir aber, wir können gehen und stehen, und sogar fahren und reiten.“ (ES, I, 321f.)

Die Art der Fortbewegung spielt in den Reiseberichten dementsprechend eine große Rolle. Lewald erwandert sich London und – wenn nötig – benutzt auch den Omnibus³², und wenn sie auch zunächst vor der „fortreißenden

32 Vgl. Albrecht. *Mobilität und Wahrnehmung* (wie Anm. 27). S. 109ff.

Kraft der Riesenstadt zurück schaudert“ (ES, I, 150), fühlt sich doch nach einiger Zeit auf Londons Straßen „behaglich“ (ES, I, 198), eine Wortwahl, die den Versuch zeigt, Häuslichkeit nach ‚draußen‘ zu transportieren. Sie wird zwar bei ihren Fußtouren auch mit ihren Ängsten konfrontiert, die sie allerdings als unbegründet entlarvt. Lewald berichtet von einer Wanderung zu einem „Modellodginghouse“, bei der sie sich angesichts der ärmlichen Gegend in einem Gefühl der Verlorenheit und des Ausgeliefertsein ihren sicheren Tod ausmalt. Erst als sie ihre Angst als „kindische Phantasien“ (ES, II, 85) und „Hochmut“ erkennt, kann sie sich fassen, lässt sich von einer Frau den Weg zeigen und erobert sich damit erfolgreich den öffentlichen Raum. Übernimmt die Erkundung der Stadt zu Fuß bei Lewald eine emanzipatorische Funktion³³, so gilt dies auch für das Reisen durchs Land per Eisenbahn. Wie kein anderes Verkehrsmittel steht die Eisenbahn für Modernität, das Reisen per Bahn macht die Reisenden selbst zum Teil des Modernisierungsprozesses.³⁴ War in Deutschland im Vormärz mit der Eisenbahn als Verkehrsmittel für Reisende aller sozialen Klassen zunächst die Hoffnung auf eine ins Politische reichende demokratische Wirkung verbunden, so erwies sich dies als nicht realistisch, die Einteilung der Waggons in Klassen erreichte eher das Gegenteil.³⁵ In England wird die Eisenbahn jedoch bei Lewald zum Raum und „Vehikel für Emanzipation von Frauen“³⁶, denn sie ermöglicht Frauen Mobilität, ohne gegen bürgerliche Weiblichkeitsnormen zu verstoßen. Lewald zeigt am Beispiel der Ladies Rooms auf englischen Bahnhöfen, die sie als „schicklich“ lobt, den Gegensatz zu deutschen Verhältnissen:

Aber daß unsere Eisenbahnhöfe den Engländerinnen barbarisch erscheinen, und daß sie sich über Unschicklichkeiten aller Art beklagen, dazu haben sie ein volles Recht [...]. Es ist ein charakteristischer Zug, daß man bei uns, im Gegensatze zu England, die Frauen von vielen Annehmlichkeiten des Lebens

33 Vgl.: Albrecht, *Mobilität und Wahrnehmung* (wie Anm. 27). S. 111.

34 Vgl. Fischer, *Reiseziel England* (wie Anm. 4). S. 396.

35 Vgl. Wulf Wülfing, „On Travel Literature by Women in the Nineteenth Century. Malwida von Meysenbug“. *German Women in the Eighteenth and Nineteenth Centuries. A Social and Literary History*. Hg. Ruth-Ellen Boetchers/ Mary Jo Maynes. Bloomington: Indiana University Press, 1986. S. 289-304, hier: S. 292f.

36 Beth Muellner, „Abweichen in Anstand. Malwida von Meysenbug fährt Eisenbahn“. *Jahrbuch der Malwida-von-Meyenbug-Gesellschaft* 7 (2000): S. 140-151, hier: S.148. Auch in Meysenbugs Eisenbahnerzählung *Eine Reise nach Ostende* fungiert „die Eisenbahn als Symbol für Entwicklungspotential von neuen weiblichen Rollen in der Gesellschaft.“ Ebd., S. 148.

ausschließt, während man sie für alle Unbequemlichkeiten desselben ohne Weiteres emancipirt. (ES, II, 154)

Dieses Konzept der „Schicklichkeit“ erscheint als zentraler Begriff in Lewalds Versuch Emanzipation und Konvention zusammenzubringen und damit den Begriff der Emanzipation, den in Deutschland der „Unverstand so weit heruntergebracht“ (ES, II, 113) hat, dass er gleichgesetzt wird mit Sittenlosigkeit, wieder zu rehabilitieren. Lewald sieht England, das stellenweise geradezu als Land der Frauen erscheint, aufgrund des tief verwurzelten Respekts und der Achtung für Frauen „uns auf dem Wege zu dem rechten Ziel weit, sehr weit voraus.“ (ES, II, 126) Noch ist man in Deutschland, so Lewald, von solchen Bedingungen weit entfernt. In der Beschreibung der Rolle der Frau in England, in der die Autorin Freiheit und Schicklichkeit, Emanzipation und Konvention im Einklang sieht, ist aber ein Zukunftsmodell für eine mögliche weibliche Identität in Deutschland erkennbar.

Dass hingegen Niendorf entsprechend ihrer antimodernen Haltung dies deutlich negativer beurteilt, kann nicht überraschen. Niendorfs im „atemlosen Styl“ (AL, 212) verfassten Schilderungen ihrer Fahrten mit dem Zug klingen eher bedrohlich als befreiend:

Um den Bahnhof[tobte] ein tödtliches Gedänge. Wie in eine Schlacht stürzte man sich hinein. Ich schloß im Drange des Augenblick einen Bund mit einigen heroischen Ladie's, in deren Gruppe ich schlüpfte [...]. Wie das wilde Heer braust Ein Zug um den Andern an uns vorüber. Wir rasen über die Dächer hin. (AL, 211f.)

Mit den „heroischen“ Engländerinnen hat, so scheint es, Niendorf kaum etwas gemeinsam, bewegt sie sich doch z.B. beim Besuch einer politischen Gesprächsrunde „nicht ohne einige, bei einer *deutschen* [meine Hervorhebung] Frau begreifliche Befangenheit“ (AL, 238). Konfrontiert mit Londons „Monstruität, mit seinem Glanz, seinem Elend, seiner Freiheit“ (AL, 245) deutet sich bei Niendorf der Rückzug in Häusliche an: „Wie sicher und ruhig sind im Innern diese englischen Häuser, wie laut und stürmend und ängstlich ist es dagegen außen auf den Straßen!“ (AL, 180) Entsprechend negativ ist auch ihre Bestimmung des Weiblichen in dieser modernen, englischen Gesellschaft. „Ein Aufenthalt in London fördert [...] die Mannheit des Geistes“ (AL, 374), für Weiblichkeit, oder zumindest für Niendorfs Weiblichkeitsbild, ist dies aber kein Ort, wie sie anlässlich eines Besuches im „Politechnicon“ anmerkt:

Das heutige Leben ist zu hart und scharf für eine Frau, für ein Herz, zerbricht, zerreibt es. Eine Frau vermag London nicht zu ertragen. Mich würde das alles krank machen, närrisch, wenn ich oft in diesem Hause sein müßte, wie sehr ich es auch bewundere. Ich war dem Weinen nah – war selbst eine Maschine, auf der man experimentirt. Ich hätte vielleicht überhaupt nicht auf diese Insel kommen sollen. (AL, 172f.)

Niendorfs Metaphernwahl ist in diesem Zusammenhang aufschlussreich: „London an sich [ist] eine Arbeit, eine Last zu tragen, ein Meer zu durchschwimmen“ (AL, 373), „als wäre der Ozean Stadt geworden“ (AL, 55), eine „schwellende Flut, Ein Brausen“ (AL 84), kein Wunder, dass die deutsche Besucherin sich „seekrank“ (AL, 56) fühlt. Das Bild von der stürmischen See erscheint bezeichnenderweise auch in einem Gedicht Niendorfs zur „Stellung der Frau zwischen Freiheit und Selbstbescheidung“³⁷: „war’s gut, das Weib [...] / zu reißen, aus dem gottgeweihten Haus / Zu tragen auf die wildbewegte Welle?“³⁸ Nicht im „Sturm der Zeit“, sondern im „engen Garten blüht das Glück der Frauen“ – ein solches Frauenbild lässt sich schwerlich mit Lewalds Bewunderung für die „ungemein selbständig[en]“ (ES, I, 320) Engländerinnen in Einklang bringen.

Im Vergleich mit deutschen Verhältnissen hat Niendorfs Londonbuch daher eher den Charakter einer Dystopie: London ist „ganz Gegenwart und besitzt Zukunft“ (AL, 374), aber ist „eine kleine Hölle“ (AL, 373). Der Schlusspassage ist Niendorfs Erleichterung anzumerken, wieder in das Eigene zurückkehren zu können: „Ich lebe wieder lieber, wenn ich erst aus London fort bin.“ (AL, 372)

In den hier besprochenen Reiseberichten reicht die Funktion Englands vom Modell für eine weibliche Identität, in der sich Konvention und Freiheit vereinigen lassen, bis zur Schreckensvision, einer von Technik und Geld regierten Welt, aus der sich die Frau nur in die Häuslichkeit retten kann. Was aber in den Texten erkennbar wird, sind die Bemühungen im Vergleich mit England und im Dialog mit der dort erlebten Fremde eine für die deutsche Heimat übertragbare weibliche Identität zu entwerfen und damit auch einen Beitrag zum Nationaldiskurs aus weiblicher Sicht zu leisten.

37 Scheitler. Emma von Niendorf (wie Anm. 23). S.158.

38 Emma von Niendorf. „Emanzipation“, zitiert nach Scheitler. Emma von Niendorf (wie Anm. 23). S.159.

Barbara Wagner (Baden-Baden)

Nach der Grand Tour

Reisende Briten im literarischen Fokus

The castled crag of Drachenfels
Frowns o'er the wide and winding Rhine,
Whose breast of waters broadly swells
Between the banks which bear the vine,
And hills all rich with blossom'd trees,
And fields which promise corn and wine,
And scatter'd cities crowning these,
Whose far white walls along them shine,
Have strew'd a scene which I should see
With double joy, wert *thou* with me.

(aus: Lord Byron. *Childe Haorold's Pilgrimage*, 3. Gesang¹)

Mit diesen wenigen Zeilen lockte Lord Byron nach Veröffentlichung der Dichtung über die Abenteuer Childe Harolds ab 1816 unzählige Engländer an den Rhein. Byrons Protagonist stößt während seiner Pilgerschaft durch Europa auf eine vermeintliche Unberührtheit der Flusslandschaft des Rheins, die jener sentimentalischen Sehnsucht entsprach, die bereits Lawrence Sterne mit seiner „Sentimental Journey through France and Italy“ 1768 entfachen konnte. Den Engländern gelang es, die Romantisierung eines Landschaftsstreifens zu evozieren², bevor dies die Einheimischen als Sehenswürdigkeit entdeckten. Erst mit den Reisenden aus England entstand ein – auch wirtschaftliches – Interesse daran, den Rhein als touristisches Ziel zu erschließen.

Nach Ende der napoleonischen Kriege und nach Aufhebung der Kontinentalsperre drängten die Briten auf das Festland. Sie nutzten dabei den Rhein als einen Wegabschnitt von besonderem Reiz, bevor sie nach Italien weiter reisten, indem sie an die Tradition der grand tour des 18. Jahrhunderts anknüpften. Durch die auf der britischen Insel weit vorangeschrittene industrielle Revolution zu Reichtum gekommen, konnte sich eine breitere

1 Johann Valentin Adrian. *Lord Byron's Sämmtliche Werke. Zweiter Theil.* Frankfurt/M.: Sauerländer 1830, S. 104.

2 Bettina Frindt. *Untersuchungen zum Motiv des Touristen in der Bildenden Kunst des 18. und 19. Jahrhunderts*, Aachen: Techn. Hochschule 1999, S. 114.



Englischer Reisender, um 1845 (StadtMuseum Bonn)

(Aus: Ingrid Bodsch (Hg.). „An den Rhein, an den Rhein...“ *Das malerische und romantische Rheinland in Dokumenten, Literatur und Musik. Karl Simrock (1802-1876) zum 200. Geburtstag gewidmet.* Ausstellungskatalog StadtMuseum Bonn, 26.5. – 1.9.2002, Bonn Edition Lempertz 2002, S. 23.)

Bevölkerungsschicht erlauben den Kontinent zu erkunden. Binnen weniger Jahre entwickelte sich der Tourismus zu einer gesellschaftlichen Konvention für die stetig wachsende Bürgerschicht.³ Dies kommentiert Thomas Hood folgendermaßen:

3 Winfried Löschburg, *Von Reiselust und Reiseleid. Eine Kulturgeschichte*, Frankfurt/M.: Insel 1977, S. 121.

Es war unmöglich, in Gesellschaft zu gehen, ohne Rheintouristen zu treffen, und nicht nur einzelne, sondern hunderte, tausende. Wer nicht in Aßmannshausen gewesen war, [...] der war in der Küche der Gesellschaft geblieben – aber den Rhein hinaufzufahren, bedeutete, aufzusteigen [...].⁴

Den vielen Reisenden kam eine wichtige technische Erneuerung zu Hilfe: die Dampfschiffahrt. Seit 1816 verkehrten auf dem Rhein die ersten Dampfer, mit denen sich Zeit und Kosten einsparen ließen. Vom Deck des Schiffes aus konnten die Touristen bequem die vielen Burgen und Ruinen entlang des Ufers zwischen Bonn und Mainz in Augenschein nehmen. Faltpläne und Reiseführer boten Informationsquellen, Sagen und Dichtungen ergänzten das Bild einer romantisch aufgeladenen Landschaft.

Engländer galten als ‚Touristen‘ schlechthin⁵, da „jeder zweite Reisende [...] aus England“⁶ kam. Sie initiierten neue Hotelbauten und Gasthäuser entlang des Rheinuferes, die oft Namen wie ‚Englischer Hof‘, ‚Savoy‘, ‚Bristol‘ oder ‚Carlton‘ genannt wurden.⁷ In den Häusern hießen Porträts und Büsten der Königin Victoria die Reisenden willkommen.

So viele reisende Engländer fielen unter Einheimischen und Mitreisenden unter anderem wegen des von ihnen betriebenen enormen Reiseaufwands auf⁸ und schienen einer Kommentierung wert:

Beschuldige mich nicht der Anglomanie, lieber Leser, wenn ich in diesem Buche sehr häufig von Engländern spreche; sie sind jetzt in Italien zu zahlreich, um sie übersehen zu können, sie durchziehen dieses Land in ganzen Schwärmen, lagern in allen Wirtshäusern, laufen überall umher, um alles zu sehen [...].⁹

Briefe, Reiseberichte, Erzählungen und Novellen erwähnen das bemerkenswerte Verhalten der Briten. Aus den zahlreichen Quellen habe ich

-
- 4 Zit. nach: Horst-Johs Tümmlers. *Rheinromantik. Romantik und Reisen am Rhein*, Köln: Greven 1968, S. 102.
 - 5 Hasso Spode. *Wie die Deutschen „Reiseweltmeister“ wurden. Eine Einführung in die Tourismusgeschichte*. Erfurt: Landeszentrale für Politische Bildung 2003, S. 7.
 - 6 Horst-Johs Tümmlers. *Rheinromantik* (wie Anm. 4), S. 99.
 - 7 Winfried Löschburg. *Reiselust* (wie Anm. 3), S. 121.
 - 8 Ulrike Schmidt. *Englische Reisende in Italien im 19. Jahrhundert. Kulturelle und sprachliche Begegnungen*, Dissertation Regensburg [Mikrofiche] 1990, S. 22.
 - 9 Heinrich Heine. „Reise von München nach Genua“. *Gesammelte Werke. Bd. 3 Reisebilder 1822-1830*. Berlin: Aufbau-Verlag 1954, S. 378f.

eine Auswahl getroffen, die einerseits den Zeitraum des Vormärz abdeckt und andererseits die verschiedenen Textarten berücksichtigt. Das besondere Augenmerk galt solchen Äußerungen, die sich auf die von den Briten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bevorzugten Reisegebiete Rhein und Italien konzentrieren. Auch der selbstreflexive Blick von Engländern auf ihre Landsleute wird in die Auseinandersetzung mit den Konventionen des Reisens einbezogen. Oft münden solche Schilderungen in Satiren und Karikaturen.

Zunächst sind die Konventionen zu betrachten, aus welchen hervorgeht, wie sich Reisende zu verhalten haben. Da bereits im 16. Jahrhundert der Reiestrom der Pilger und Wissenschaftler zunahm, entstanden im Kontext der humanistischen Erziehungsreform so genannte Apodemiken, ein Leitfadensystem zur Kunst des Reisens.¹⁰ Neben der Definition des Reisens an sich werden darin praktische Ratschläge erteilt, wie man sich den lokalen Gepflogenheiten anzupassen habe und was beim Essen und der Körperhygiene zu beachten sei. Auch Hinweise auf zu besuchende Sehenswürdigkeiten finden Eingang in die Anleitungen. Zweck dieser Ratschläge war die „Kontrolle über die Bewegungen“ der Untertanen zu gewinnen und dem Reisen den Anschein von „Abenteuertum“ zu nehmen, das als lasterhafter Müßiggang galt sofern kein Nutzen erkennbar war.¹¹

In der Folge entwickelten sich Reiseratgeber, die der Bildungsreise Vorschub leisteten und die unter Anleitung eines Tutors durchgeführte grand tour begründeten. Selbst im 19. Jahrhundert wurden weiterhin pädagogisch geprägte Anweisungen erteilt, die Verhaltenskodizes aufführen. Christian Ludwig Fecht veröffentlichte 1824 ein kleines Handbuch „Der Fußwanderer, oder: wie man reisen soll. In einer Fußwanderung aus dem Breisgau bis Zug veranschaulicht“. Er beschreibt die siebtägige Reise eines Vaters – namens Wachter – mit seinem Sohn, in welcher praktische Verhaltensmaßregeln mit eingeflochten werden:

Lieber Sohn, bleibe an meiner Seite. Zu geschweigen, daß du dich an der guten Lebensart versündigst, wenn du mich, den Mitwanderer, allein gehen lässest,

10 Justin Stagl. „Der wohl unterwiesene Passagier. Reisekunst und Gesellschaftsbeschreibung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert.“ *Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungs-forschung*. Hg. B. I. Krasnobaev / Gerd Robel / Herbert Zeman. Essen: Hobbings 1987, S. 353-384, hier S. 361.

11 Ebd., S. 369f.

oder zu einem angestregten Marsche nöthigst, so bezahlt sich auch eine anfänglich rasche Anstrengung mit baldiger Ermüdung.¹²

Bei diesen Anweisungen muss jedoch berücksichtigt werden, dass sie zwar praktische Ratschläge erteilen, dies aber auf fiktiver Ebene tun. Die Reisepraxis dürfte anders ausgesehen haben, da Vorschriften widersprüchlich sein konnten oder den tatsächlichen Begebenheiten nicht entsprachen.

Wenn demnach im Folgenden Äußerungen aus Reiseberichten oder literarischen Werken analysiert werden, ist stets zu beachten, dass diese einer selektiven Wahrnehmung, einer gesellschaftlichen Konvention oder einer Übernahme von Klischees entspringen. Bei den Reiseberichten und Erzählungen sind die „Ebenen der Reflexion über das Reisen, des Reisens selbst, des Sehens und schließlich des Beschreibens“ zu berücksichtigen.¹³

Die unmittelbarste Schilderung von Reiseverhalten der Engländer findet sich in Briefen und Berichten, die während der Tour entstanden, demnach zeitnah mit den gemachten Beobachtungen zu Papier gebracht wurden.

Ein Großteil der Anmerkungen zu reisenden Engländern und ihren Verhaltensweisen schlägt sich auf erzählerischer Ebene nieder. Wilhelm Waiblinger verfasste 1827 für die Dresdner Abendzeitung in vier aufeinander folgenden Ausgaben einen Essay über die unterschiedlichen Verhaltensweisen der Engländer und Deutschen in Rom. Nicht nur die Briten werden in dieser überspitzten Darstellung mit ihren Eigenheiten genauestens geschildert, auch die Deutschen in Rom müssen sich einer sehr ausführlichen Analyse unterziehen: „sonderbar wie der Brite, nur nicht so hoch angesehen, wie dieser, weil er nicht so viel Geld hat.“¹⁴ Nur ein Jahr später publizierte Waiblinger eine Novelle mit dem Titel „Die Briten in Rom“, in welcher er sämtliche vorherrschenden Klischees einfließen lässt. Eine Londoner Familie erlebt während eines einwöchigen Aufenthalts unglaubliche Abenteuer, die teilweise auf ihre naiv anmutende Verhaltensweise zurückzuführen ist. Die großbürgerliche Familie verschwendet sehr viel Geld, kommentiert dies immerzu mit einem großen Bedauern, ist jedoch nicht in der Lage, am

12 Christian Ludwig Fecht. *Der Fußwanderer oder: wie man reisen soll in einer Fußwanderung aus dem Breisgau bis Zug veranschaulicht*. Nachdruck der Ausgabe von 1824. Freiburg: Rombach 1979, S. 22.

13 Thomas Grosser. „Reisen und soziale Eliten. Kavalierstour – Patrizierreise – bürgerliche Bildungsreise“. *Neue Impulse der Reiseforschung*. Hg. Michael Maurer. Berlin: Akademie Verlag 1999, S. 135-176, hier S. 137.

14 Wilhelm Waiblinger. „Engländer und Deutsche in Rom“. *Werke und Briefe, Bd. 4: Reisebilder aus Italien*. Hg. Hans Königer. Stuttgart: Cotta 1988, S. 22.

eigenen Handeln etwas zu ändern. Die kulturelle Ignoranz – gekennzeichnet durch die permanente Lektüre von Reiseführern, wo die unmittelbare Betrachtung der Kunstgegenstände angebracht wäre¹⁵ und die damit einhergehende Unwissenheit – Kunstwerke werden wegen vertauschter Beschreibungen verwechselt¹⁶ – stehen im Gegensatz zum Anspruch, den die Nachfolger der Begründer von Bildungsreisen im 18. Jahrhundert erhoben hatten. Das Betrachtete wird als minderwertig abgetan, da es mit der eigenen Kultur, über deren Stellenwert kein Zweifel bestehen kann, nicht standhält. Der Sinn für Romantik verklärt den Blick für die Realität.¹⁷ Die Begegnung mit Einheimischen wird vermieden und falls dies dennoch geschieht, missmutig kommentiert:

Italienisches Volk! versetzte die Lady. O ich hätte es nie geglaubt, als ich nach Italien ging, daß ich mit Italienern in Berührung kommen werde! Lieber wär' ich in London geblieben...¹⁸

Die Ausführungen Wilhelm Waiblingers lassen sich in unterschiedliche Charakterisierungen einordnen, die auch in der Folgezeit die Schilderungen reisender Engländer bestimmen.

Zum einen wird der unermesslich erscheinende Reichtum, zugleich der Geiz der Engländer betont. Ihr vermeintliches Missgeschick, mit Geld umzugehen, ist eines der am häufigsten erwähnten Phänomene. Des Weiteren beschäftigen sich viele Autoren mit der befremdlichen Kulturaneignung der Briten, die als (vor-)gebildetes Volk auf bereits veröffentlichte und damit verifizierte Schilderungen vertraut und mit den Kunstwerken vor Ort wenig anzufangen weiß. Die Auseinandersetzung mit den Kunstdenkmälern findet – so die literarischen Anmerkungen – nur auf einer abstrahierten Ebene statt. Eine weitere Charakterisierung bildet die Abgeschottetheit der Reisenden, die wenig Kontakt zu Landsleuten und anderen Reisenden suchen, eine eigentümliche Arroganz an den Tag legen und deshalb auffallen.

15 Wilhelm Waiblinger. *Die Briten in Rom*. Berlin: Sammlung Zenodot 2007, S. 28.

16 Ebd. S. 49.

17 Henry, der 21-Jährige Sohn der Familie, befindet sich bereits seit einem Jahr in Rom, möchte eine Römerin heiraten, was von der Mutter zu verhindern versucht wird. Er plant daraufhin eine heimliche Hochzeit, die er alleine von der romantischen Seite her betrachtet, ohne die weiteren Folgen zu bedenken. Ebd. S. 65.

18 Ebd., S. 74.

Heinrich Heine hat in seiner „Reise von München nach Genua“ (1828) ähnliche Charakterisierungen vorgenommen und ironisch dargestellt. In der Publikation erwähnt er die angebliche Begegnung mit Engländern in einer Innsbrucker Kirche, bei der die Beobachteten Grabmäler studieren und dabei die falsche Reihenfolge wählen und somit von den Schilderungen des Reiseführers irregeleitet werden.¹⁹ In Mailand trifft er in einem Hotel auf drei Engländer, die er von einer Schilderung zur nächsten ironischer darstellt und am Ende den Leser um Nachsicht bittet, sich so häufig über diese auszulassen. Da die Briten überall anzutreffen sind, liegt die Fokussierung nahe:

[M]an kann sich keinen italienischen Zitronenbaum mehr denken ohne eine Engländerin, die daran riecht, und keine Galerie ohne ein Schock Engländer, die mit ihrem Guide in der Hand darin umherrennen und nachsehen, ob noch alles vorhanden, was in dem Buche als merkwürdig erwähnt ist.²⁰

Es gilt, folgt man der Betrachtung von außen, den Reiseführer mit den durch Sternchen als besonders sehenswert gekennzeichneten Denkmälern abzuwerten. In den weiteren Ausführungen gibt Heine die Charakterisierungen wieder, die oben im Zusammenhang mit Wilhelm Waiblinger bereits erwähnt sind.

Mit drei Jahren Abstand schildert Johanna Schopenhauer ihren „Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahr 1828“ (1831) und die Begegnung mit anderen Reisenden. Im Kapitel „Das Dampfschiff“ gibt sie zu Beginn der Ausführungen Ratschläge, nicht den Gewohnheiten der Engländer zu folgen, die sie als „leutescheu“ bezeichnet und vorwiegend die teureren Plätze in Dampfschiffen buchen sieht.²¹ Auch in ihrer Schilderung treten Engländer auf, die sich ganz auf die Beschreibungen der mitgebrachten Reiseführer verlassen und die übrigen Sehenswürdigkeiten ignorieren:

Komm hinunter zum Frühstück, die Scenerie vom Bingerloch bis Koblenz muß man sehen, das Andere ist alles der Mühe nicht werth, ließ ein junger Engländer in seiner Landessprache sich vernehmen, und zog seinen Reisegefährtin mit sich hinab in die Kajüte.²²

19 Heinrich Heine. *Reise von München* (wie Anm. 9), S. 378f.

20 Ebd., S. 420.

21 Johanna Schopenhauer. *Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahr 1828*, Essen: Hobbing 1987, S. 50.

22 Ebd., S. 56.

Es verwundert nicht weiter, dass der im Zitat erwähnte junge Engländer mit seinem Begleiter sämtliche Sehenswürdigkeiten nicht in Augenschein nehmen konnte, da sich sein Frühstück bis Koblenz hinzog: „Die Scenerie zwischen Bingen und Koblenz war richtig verfrühstückt und alles Uebrige unbesehens ihm des Anschauens nicht werth.“²³ Sie beobachtet weiterhin zahlreiche Briten dabei, Rheinpanoramen zu beschriften, um zu Hause vorweisen zu können, dass sie diesen Ort gesehen haben. Johanna Schopenhauer widmet ein weiteres Kapitel ihrer Reiseaufzeichnungen den „Reisenden unserer Zeit“ und hält dabei zwei besondere Gattungen in den näheren Ausführungen fest: reisende Engländerinnen und reisende Kinder:

Lästiger noch als die reisenden Kinder, sind vielleicht die reisenden englischen Familien, deren Anzahl, besonders in den Rheingegenden, an das Unglaubliche reicht, sodaß man kaum begreift, wer denn noch, außer dem Könige von England und seinem Hofstaat, dort zu Hause geblieben sein könnte.²⁴

In dieser ironischen Übertreibung fährt sie im Weiteren fort, um einen typischen Reisealltag einer englischen Familie zu schildern. Auch sie verwendet die reichlich vorhandenen Klischees und fügt sie zu einer Charakterstudie zusammen. Die Zurückgezogenheit selbst eigenen Landsleuten gegenüber begründet die Autorin mit der Standesetikette, die Reisende kaum noch voneinander unterscheidet, da sich alle das Reisen finanziell erlauben können – was freilich übertrieben ist. Es ist die offensichtliche Angst der Briten, mit zufällig während der Tour gemachten Bekanntschaften „bei ihrer Heimkehr compromittirt fühlen“²⁵ zu können:

Solch ein in der londoner vornehmen Welt unbekanntes Geschöpf könnte ja nach seiner Rückkehr in London sich erdreusten, mit der Ehre ihrer Bekanntschaft groß zu thun, vielleicht gar einen Versuch wagen, sie zu besuchen und ihre Visitenliste durch eine plebejen Namen entweihen; oder, was das Entsetzlichste wäre, in der Oper durch einen Gruß die momentane Bekanntschaft weltkundig machen!²⁶

Dieser distanzierte Blick auf die eigenen Landsleute unterwegs schlägt sich auch in der britischen Literatur nieder, die abschließend betrachtet werden

23 Ebd., S. 65.

24 Ebd., S. 103.

25 Ebd., S. 112f.

26 Ebd., S. 113.

soll. Die Selbstwahrnehmung fällt ebenso kritisch wie auch selbstironisch aus und verschont die Reisenden in ihrer Darstellung nicht. Über reisende Engländer und deren Bestreben, sich möglichst wenig mit ihresgleichen einzulassen, äußerte sich 1825 Henry Phipps, Marquis von Normanby, wie folgt:

Gewiß reisen Engländer nicht, um andere Engländer zu treffen; aber diese Antipathie, die einen vor den Landsleuten zurückschrecken läßt, bedarf noch genauerer Erklärung. Und das ist diese: Wir alle reisen aus Eitelkeit, um in diesem oder jenem Ort zu sein und gewesen zu sein; daher kommt die Eifersucht auf diejenigen, die das Erlebnis mit uns teilen und daher unsere Ehre schmälern.²⁷

Die Gefahr der prosaischen „Entweihung“ touristischer Ziele durch unstandesgemäße Besucher, mit denen man unter Umständen auch noch persönlich in Kontakt tritt, beeinträchtigt den Genuss von Erhabenheit und Überwältigung.²⁸ Henry Phipps führt eine Argumentation an, die von jener Johanna Schopenhauers abweicht. Beide Erklärungen münden in der leicht übertriebenen Charakterisierung, die das Standesbewusstsein und die damit einher gehende Eitelkeit mit sich bringen. Kein Reisender identifiziert sich gerne mit seinesgleichen, reklamiert für sich selbst die einzig angemessene Form kultureller Aneignung.

John Arbuthnot schuf im Jahr 1712 in einer Satire die Personifikation Großbritanniens in der Figur „John Bull“, eines Tuchhändlers, der berufsbedingt viel auf Reisen und deshalb überall anzutreffen ist.²⁹ Er trägt in den bildlichen und literarischen Darstellungen des 19. Jahrhunderts gerne Karo-Muster, „um einen nichtadligen Engländer zu kennzeichnen, der sich auf einer Reise durch Europa begibt.“³⁰ Dies greift die Literatur wie auch die

27 Zit. nach: Christoph Hennig. *Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999, S. 18.

28 So stellt dies James Buzard in seiner Untersuchung über den europäischen Tourismus des 19. Jahrhunderts dar. Reisende versuchten, sich von den bloßen Touristen zu unterscheiden, indem sie die höheren Weihen für sich selbst in Anspruch nahmen und den „Anderen“ unterstellten, nicht das angemessene Verhältnis zu den aufgesuchten Orten aufbringen zu können. Vgl. James Buzard. *The Beaten Track. European Tourism, Literature, and the Ways to „Culture“ 1800-1918*, Oxford: Clarendon Press 1993, S. 6 und 81.

29 Bettina Frindt. *Motiv des Touristen* (wie Anm. 2), S. 122.

30 Ebd., S. 122.

Karikatur auf und trägt somit zur Klischeebildung bei. Aus dem Handelsreisenden wird der Reisende schlechthin.

Eine ins Selbstironische übergehende Schilderung seiner Landsleute bietet Thomas Hood in seinem 1840 erstmals erschienenen Briefroman „Up the Rhine“. Er beschreibt die Reise zweier alternder Geschwister – Richard Orchard und seine verwitwete Schwester Catherine Wilmot – in Begleitung ihres Neffen Frank Somerville. Sämtliche Reisende – auch das Dienstmädchen Martha Penny – haben das Bedürfnis, sich Dritten gegenüber zu äußern. Insbesondere Frank Somerville registriert in seinen oft sehr langen Briefen die unterschiedlichen Charaktere von Reisenden. Schon bei der Überfahrt über den Kanal nach Rotterdam macht er die Bekanntschaft eines Engländers und eines Amerikaners, die er mit den wenig schmeichelhaften Namen „Pepper and Mustard“ umschreibt, was er auf „Dandie Dinmont's two celebrated dogs“³¹ zurückführt.³² Der rotgesichtige Engländer fühlt sich während des Reiseverlaufs entlang des Rheins vom gelb-bleichen Amerikaner verfolgt, da dieser den gleichen Zeitplan gewählt zu haben scheint. Diese Vorstellung ist nicht abwegig, steht jedoch in keinem persönlichen Zusammenhang der Reisenden, sondern liegt eher an den äußeren Bedingungen wie Routen und Zeitpläne der Dampfschiffe. Tante Catherine unterliegt in Belgien einem Kaufrausch und ersteht Leinenballen, die während der Weiterreise immer wieder versteuert werden müssen. In Holland hatte sie Pflanzenwurzeln gekauft, über deren Preis sie im Nachhinein erschüttert ist. Ihr Neffe muss den Kauf rückgängig machen.³³ Er verfügt neben den praktischen Fähigkeiten des Feilschens auch über eine sentimentalische Natur, die ihn zum Dichten hinreißt. Frank tritt damit in die Tradition Lord Byrons, ohne indes an dessen Können heranzureichen. Seine Gedichte sind in ihrer Struktur und in den Reimen einfach bis banal. Sie können als eine ironische Überspitzung betrachtet werden, die jener ähnelt, die Waiblinger in der Figur des Henry schildert.

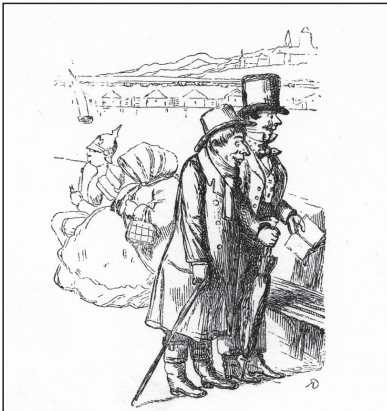
Thomas Hood teilt in seinem literarischen Werk nach beiden Seiten hin aus: Britische Reisende werden in ihren bereits aufgeführten Eigenheiten dargestellt. Aber auch deutsche Wirte und Dienstboten sind karikiert wiedergegeben.

31 Thomas Hood. *Up the Rhine!* London: A. H. Bailey & Co. 1840, S. 16.

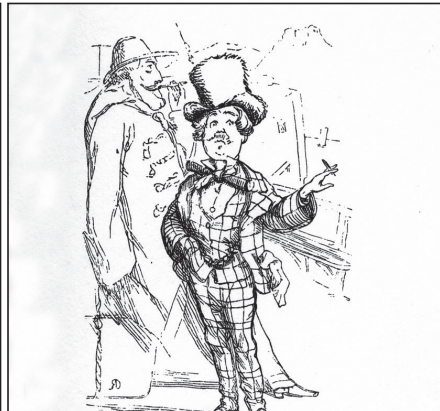
32 Tatsächlich handelt es sich bei der Bezeichnung „Dandie Dinmont“ um eine Terrierrasse und nicht – wie vermutet werden könnte – um einen Literaten.

33 Thomas Hood. *Up the Rhine!* (wie Anm. 31), S. 33ff.

In William Makepeace Thackerays 1850 publizierte Schrift „The Kick-leburys on the Rhine“ porträtiert der Autor die Rheinreise einer englischen Familie, die „ebenso snobistisch wie ignorant“ dargestellt wird.³⁴ Dies zeigt sich auch in den Karikaturen Richard Doyles, die 1855 im Band „The foreign tour of messrs Brown, Jones and Robinson“ veröffentlicht wurden. Die drei Herren Brown, Jones und Robinson unternehmen 1854 eine Europareise, deren Abenteuer in einer Bildgeschichte geschildert werden. Die Eigenheiten britischer Touristen kommen dabei ebenso zur bildlichen Darstellung wie die befremdliche Kultur der bereisten Länder. Auch die Begegnung mit Landsleuten wird aus gebotener Distanz zu Papier gebracht – in Skizzen, die Brown angeblich während seiner Reise anfertigte. In Doyles Publikation überwiegen die Darstellungen von Reisestrapazen mit der Postkutsche,



Britischer Bauer nebst Sohn in der Fremde. Beide trugen ein beständiges Grinsen und den starren Blick des Überraschtseins. Jones glaubte, sie hätten, mit dem Abschied von England jeglichen Schutzes entblößt, zugleich von ihren fünf Sinnen Abschied genommen.



Der Londoner Gent am Rhein
Er ist festgehalten in dem Augenblick, da er seiner Meinung Ausdruck verleiht, daß die ganze Sache hier ein Schwindel, ein Trick sei.

Aus: Richard Doyle. *Wie drei Herren angelsächsischer Herkunft anno 1854 durch Europa reisten. Die Auslandsreise der Herren Brown, Jones und Robinson. Bericht über ihre Eindrücke und Erlebnisse in Belgien, Deutschland, der Schweiz und Italien.* Köln: Greven 1970, S. 25.

34 Ingrid Bodsch. „William Makepeace Thackeray“. *„An den Rhein, an den Rhein...“ Das malerische und romantische Rheinland in Dokumenten, Literatur und Musik. Karl Simmrock (1802-1876) zum 200. Geburtstag gewidmet.* Hg. Ingrid Bodsch. Bonn: Edition Lempertz 2002, S. 105.

dem Zug, dem Dampfschiff oder gar Maultieren in den Alpen. Nur wenige Sehenswürdigkeiten sind in den Bildern festgehalten. Der Kölner Dom, mit Murrays „Red Book“ vor den Augen, den Blick für die Architektur versperrend, wird „gemacht“ und ist somit auf der Besuchsliste abgehakt.

Es waren wohl die durch Reisebeschreibungen, Reiseführer und Erzählungen verbreiteten Bilder, die Touristen des frühen 19. Jahrhunderts dazu verleiteten, die beschriebenen Orte selbst aufzusuchen, um „da“ gewesen zu sein. In der schwärmerischen Vorbereitungsphase der Reise wurde ausgeblendet, dass dies kein individuelles Erlebnis sein würde. Reisende aus unterschiedlichen Bevölkerungsschichten und verschiedenen Ländern verhinderten das uneingeschränkte Genießen des angepriesenen Orts allein durch ihre Anwesenheit und ihr befremdendes Verhalten. Die eigenen Beobachtungen vermengen sich in der Nacherzählung mit den Schilderungen Anderer. Deshalb verwundert es wenig, dass die schriftlich festgehaltenen Beobachtungen Ähnlichkeiten miteinander aufweisen und Wiederholungen von Erlebnissen auftreten. Die kollektive Erfahrung steht in unmittelbarem Zusammenhang mit den Reisekonventionen. Es besteht die gesellschaftliche Verpflichtung, bestimmte Orte besucht – aber nicht unbedingt auch gesehen – zu haben. Dies lässt viel Raum für die Beobachtung Anderer und deren Verhaltensweisen. Die romantische beeinflusste Sichtweise sollte in den Folgejahren gesellschaftlichen Normen weichen und darin den Massentourismus vorbereiten.

Margaret A. Rose

The *Flâneur* and the Revolutions of 1848

The flâneur has been depicted in several different ways in 19th as well as 20th and 21st century literature and criticism.¹ The focus of this brief paper will be on the roles given him in English writings from or around the time of the 1848 revolutions in France and Germany, in which the flâneur comes to represent not only a street idler, but also a critical traveller to, and observer of, the continental city and its revolutionary activities.

French dictionaries of the early 19th Century had already described *flâner*, the action of the *flâneur*, as “se promener en musant; perdre son temps à des bagatelles” (an idle walk, losing time spent on trifles) and *flânerie* as a “promenade sans but arrêté” (a walk without a fixed goal).² In addition to such definitions, sketches and plays of the time had presented the *flâneur* as a comic type. Albert Smith (1816-1860), the Victorian sketch writer and dramatist, who was to bring Dickens to the stage as well as being a friend of that author³, had already used the word *flâneur* in his “Sketches of Paris” of 1839, which he described as being inspired by Dickens’ *Sketches by Boz*⁴, and written a comic “Physiology of the London Idler” for *Punch* in 1842 in the wake of Louis Huart’s ironic *Physiologie du flâneur* of 1841.⁵ The *Idler in France* of 1841

-
- 1 A list of such works is given in Rose (ed.), *Flâneurs & Idlers. Louis Huart “Physiologie du flâneur” (1841) & Albert Smith “The Natural History of the Idler upon Town” (1848)*, Bielefeld 2007.
 - 2 See the *Complément du Dictionnaire de l’Académie française* of 1842, p. 481. The *Supplément au Dictionnaire de l’Académie française*, Paris 1836, p. 366 had earlier defined *flâner* as “se promener, marcher doucement; perdre son temps dans les rues. – Négliger ses travaux, les interrompre à chaque instant, pour babiller ou s’unir à des riens”.
 - 3 See also Michael Hollington’s paper, “‘Petrified unrest’: Dickens and Baudelaire on London and Paris 1855-6”, presented at the conference *Paris and London: Capitals of the 19th Century*, Oslo, 27th-29th March 2008 (publication forthcoming in a special edition of *Synergies*, ed. Dana Arnold/Tore Rem/Helle Waahlberg 2009).
 - 4 See Smith’s “Sketches of Paris” by “Knips” in the *Mirror of Literature, Amusement and Instruction*, London 1839, vol. 33, quoted in Rose 2007 (as in note 1), p. 326.
 - 5 The ironic character sketches of “the Gents” in Smith’s “Physiology of the London Idler” of 1842 (parts of which form the basis of Smith’s *Natural History of*

by Smith's acquaintance Lady Blessington (Marguerite Gardiner née Power [1789-1849])⁶ had also (as in her *The Idler in Italy* of 1839-40) used the word *idler* in its title, although in a sense promulgated earlier by Dr Johnson for writers rather than as the object of satire.⁷ Smith's friend Dickens was later also to provide a very brief sketch of Paris and a reference to some French "idlers" in the chapter "Going through France", of his *Pictures from Italy*.⁸

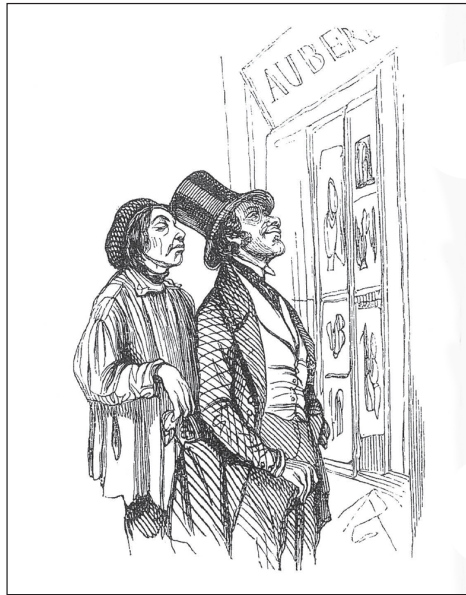
Further sketches involving the English idler were to follow. Albert Smith published a revised version of his "Physiology of the London Idler" in his *Natural History of the Idler upon Town* of March 1848, followed by a comic sketch in the journal *Bentley's Miscellany* of the second half of 1848 on escaping revolutionary Paris entitled "How I got away from Paris after the Rebellion in June".⁹ Smith had already described a comic 'Grand Tour' of France and Germany in his *The Adventures of Mr Ledbury and his friend Jack Johnson* of 1844¹⁰, but in "How I got away from Paris after the Rebellion" Smith focused on his own involvement in an actual political event of the time.¹¹ Here Smith presents himself above all as a peace-lover eager to escape the military suppression of the riots of June 24, of which he gives the following dramatic account:

The city was in a state of siege; every place of amusement was closed; people were shot dead at noonday in the public streets, from courts and windows [...].¹²

the Gent of 1847) may also owe something to Dickens' *Sketches of Young Gentlemen* of 1838, a work written in ironic response to "Quiz's" satiric *Sketches of Young Ladies* of 1837.

- 6 Smith was said to have known Lady Blessington; see Raymund Fitzsimons, *The Baron of Piccadilly. The travels and entertainments of Albert Smith. 1816-1860*, London 1967, p. 128f. She is also thought to have helped Dickens set up his tour to Italy (information thanks to Michael Hollington).
- 7 See Samuel Johnson, *The Idler* in 2 volumes, London 1761.
- 8 See Charles Dickens, *Pictures from Italy*, Leipzig 1846 (based on his journey to Italy of 1844), pp. 5-15.
- 9 See *Bentley's Miscellany*, London 1848, vol. 24, pp. 210-217.
- 10 Smith's "Mr. Ledbury Revisits Paris" was also published in *Bentley's Miscellany* in 1846, vol. 20, pp. 181-189 following Smith's "Popular Zoology" No. V of "Certain Tourists", pp. 76-82.
- 11 Smith in 1848 had also published *The Struggles and Adventures of Christopher Tadpole at Home and Abroad* as well as works such as *Why our Theatres are not supported, with a few words about the late riots at Drury Lane* and *The Social Parliament, Acts I & II*.
- 12 *Bentley's Miscellany*, London 1848, vol. 24, p. 210.

Attempting to obtain a passport to leave the city Smith is caught up in a mob of prisoners, whom he describes with some irony as “scowling, ill-looking hounds, and very like what some of the dirty foreigners who haunt the cheap hells and cook-shops about Leicester Square would be in caps and blouses”.¹³ A ‘blouse’ had already been shown stealing from the somewhat better-off, paletôt-clad idler in Huart’s *Physiologie du flâneur* of 1841¹⁴, on which Smith had based his “Physiology of the London Idler” for *Punch* of 1842, but here the foreign idlers of London are ironically made one with the criminals in blouses.¹⁵



Louis Huart, *Physiologie du flâneur*,
Paris 1841, p. 30

Developing the image of the ‘blouses’ further in his June 1848 article, Smith describes a scene at the passport office in which two to three hundred artisans angrily tell those trying to push in front to join the end of their queue, as if sending aristocrats to execution with the old revolutionary parole “*A la lanterne les aristocrates!*”:

13 Ibid., and see also Rose 2007, p. 33 on John Leech’s foreign Leicester Square idlers.

14 See Louis Huart, *Physiologie du flâneur*, Paris 1841, p. 30.

15 See also Rose 2007, p. 44, note 168. Dickens also mentions “blouses” in the description of Paris in his *Pictures from Italy* (as in note 8), p. 6.

“*Viola!*” [*sic*], they shouted; “the paletots are allowed to pass, whilst the blouses are kept waiting. Read the motto up there; ‘Liberté, Égalité, Fraternité!’ *A la queue les paletots!*”¹⁶

Given the illustration of the ‘blouse’ picking the pocket of the ‘paletôt’ in the *Physiologie du flâneur* published by Louis Huart in 1841, one might well suspect Smith of representing the events of the day through the images provided by such literary and visual works.¹⁷ Reference to *gamins* in blue blouses had also been made in another *Bentley’s Miscellany* article published under the title “Street Views in Paris from my Window, during the Late Insurrection. By I.K. Marvel”, in which the author takes on the role of the interested, but distanced observer¹⁸, and would again be used in other publications.¹⁹

The image of ‘blouses versus paletôts’ is to be found, moreover, in the ironic “Physiognomische Fragmente” of the *Düsseldorfer Monatshefte* that start with caricatures of the Four Temperaments²⁰ and end with sketches of the Frenchman and the *Schleswig-Holsteiner*.²¹ In the “physiognomy” of the French the Parisienne is ironically described as a *flâneur*, who smokes cigars and lives on the boulevards (“Die Pariserin [...] raucht Cigarren, und die Boulevards sind die Erdenetage ihres Himmelreichs”²²), while the Parisian is ironically described as having changed after the February Revolution to be apparently not so much interested in luxury as previously and to wear the

16 See *Bentley’s Miscellany*, London 1848, vol. 24, p. 211.

17 Smith later also describes his hard won passport as having disappeared from his pocket on his way to his train to Boulogne.

18 See *Bentley’s Miscellany*, London 1848, vol. 24, pp. 178-184; p. 184. An article entitled “The American in Paris. By I. Marvel [Donald G. Mitchell]” also appears in *Bentley’s Miscellany* of 1848, vol. 24, pp. 367-376.

19 See, for example, the articles by Simpson discussed later in this article.

20 See the *Düsseldorfer Monatshefte*. 1. und 2. Jahrgang (1847-1849). Unveränderter Nachdruck in einem Band, ed. Karl Riha/Gerhard Rudolph, Düsseldorf 1979, pp. 125ff.

21 See the *Düsseldorfer Monatshefte*, pp. 238-239 and see also the *Reiseberichte eines Tombuctuanschen Touristen über ein civilisirtes Land (Schluß)*, pp. 209-213, where various Düsseldorf physiognomies are shown in caricature.

22 *Ibid.*, p. 238. This is ironic, but several 19th Century French dictionary definitions of the *flâneur* include the *flâneuse* as the feminine form of the noun. See also on the *flâneuse*: *The invisible flâneuse: gender, public space and visual culture in nineteenth-century Paris*, edited by Aruna D’Souza and Tom McDonough, Manchester 2006 and Catherine Nesci, *Le flâneur et les flâneuses. Les femmes et la ville à l’époque romantique*, Grenoble 2007.

blouse of the republican rather than the uniform of the dandy.²³ Later, in his sketch entitled "Casino", in his *Gavarni in London; Sketches of Life and Character* of 1849, Albert Smith would refer ironically to how entertainments such as those at the Casino could be seen as alternatives to the revolutionary despoiling of palaces and the upsetting of thrones²⁴, while also appearing to suggest in the last of his sketches that the descriptions of the "stuck-ups" in the park given in his *Idler* of early 1848²⁵ might not now suit it, following the use of it by poorer and less grand visitors.²⁶

William Makepeace Thackeray (1811-1863) had, in contrast to Smith's apparent rush into print on the June 1848 troubles, delayed his 1848 Christmas Book *The Kickleburys on the Rhine* because of the outbreak of the revolutions of that year.²⁷ It was finally published in 1850 and contains a humorous illustration by Thackeray to the ironically named "Count de Reineck" and to Thackeray's suggestion that when the "wicked Red Republicans come and smoke under his very nose" that "it is the lusty young Germany, pulling the nose of the worn out old world".²⁸

From Germany itself Adolf Glaßbrenner's *Paris wie es wirklich ist* of 1843 had in the wake of Heine's *Lutezia* reports from Paris of 1841²⁹, but in Glaßbrenner's usual comic dialogue style, given several very brief satiric

-
- 23 See also Simpson on a satiric anti-Republican "Club Champenois", in which a dandy exchanges his fine clothes for a blouse, in "The Mirror of the French Republic; or, the Parisian Theatres. By The Flaneur", in *Bentley's Miscellany*, 1849, vol. 25, pp. 369-378; p. 372.
- 24 See *Gavarni in London; Sketches of Life and Character*, ed. Albert Smith, London 1849, p. 16 and see also Martina Lauster, *Sketches of the Nineteenth Century: European Journalism and its 'Physiologies'. 1830-50*, Basingstoke & New York 2007, pp. 247-248.
- 25 See Smith's *Natural History of the Idler*, op. cit., Chapter X (Rose 2007, pp. 285ff.).
- 26 See "The Parks" in Smith's *Gavarni in London*, pp. 113-115.
- 27 See S.S. Prawer, *Breeches and Metaphysics. Thackeray's German Discourse*, Oxford 1997, pp. 265 and 325 and see also on Thackeray and Germany, S.S. Prawer, *W.M. Thackeray's European sketch books: a study of literary and graphic portraiture*, Oxford 2000.
- 28 See Mr. M.A. Titmarsh [W.M. Thackeray], *The Kickleburys on the Rhine*, London 1850, p. 40, and see also Prawer 1997, p. 329f. and p. 348f. on Thackeray.
- 29 See also Rose, "Der Kunstkritiker als Flaneur. Heines Betrachtungen über die bildende Kunst in *Lutezia*", in *Zu Heinrich Heines Spätwerk Lutezia. Kunstcharakter und europäischer Kontext*, ed. Arnold Pistiak/Julia Rintz, Berlin 2007, pp. 117-147.

'physiognomic' sketches of the boulevards of Paris.³⁰ These were followed by a burlesque tale of the adventures of the son of a rich London beer merchant in Paris with the quintessentially British name of John Bull, who had pretended to be a "Mylord" and been incarcerated in the Paris madhouse thanks to his importunate chasing of a rich young French widow.³¹ Later still the figure of the Englishman abroad would continue to be a figure of fun in works including Wilhelm Busch's *Plisch und Plum* of 1882 with its caricature of the well-off "Mister Pief"³² and Jerome K. Jerome's *Three Men on the Bummel* of 1900 with its account of a living caricature of a dandified English "Milor" on a grand tour.³³

English *flâneurs* and *idlers* of the 1840s may in general have been more closely related to *paletôts* than to *blouses*, but were not necessarily the same as *swells* or *dandies*, or even *boulevardiers*, when this last word was used for the more dandified walker of the French boulevards. One other much overlooked English use of the *flâneur* figure from the 1840s, in which the *flâneur* takes on the role of reporter, can be found in accounts of the 1848 revolutions written by the journalist, novelist and dramatist John Palgrave Simpson (1807-1887). Simpson was a graduate of Corpus Christi College, Cambridge (BA 1824-1829 [this last year overlapping with Thackeray's brief

-
- 30 See Glaßbrenner's *Paris wie es wirklich ist*, Leipzig 1843; "Komische Boulevards- und Carnevals-Scenen", pp. 14-25. It is in a note to a carnival scene in the Boulevard St. Martin on its p. 18 that Glaßbrenner gives his description of the Parisian *flâneurs* as "Herumschlenkerer" [*sic.*] or *Herumschlenderer*, "die in einem schönen Nichtsthun umherschlendern und gaffen".
- 31 See "Lord John Bulls Abenteuer in Paris", in Glaßbrenner 1843, pp. 25-42. The work as a whole concludes p. 43 with the ironic announcement in a "Wichtige telegraphische Nachricht" that news has just been received that the devil Asmodeus has escaped from his bottle in Madrid and is said to have made his way to Paris.
- 32 See also Alexander Stillmark, "Wilhelm Busch – The Reductive Satirist", in *Das schwierige Jahrhundert* ed. J. Barkhoff/G. Carr/R. Paulin, Tübingen 2000, pp. 251-263; p. 255.
- 33 See Jerome K. Jerome's *Three Men on the Bummel*, Chapter 8. Jerome's description of the "Milor" ("Mr Jones") as wearing lavender gloves recalls older characterisations of the dandy such as that ironically given by Smith in his *Natural History of the Idler upon Town* of 1848, p. 109 (see also Rose 2007 [as in note 1] p. 203 and p. 61, note 231). *A Regency Visitor. The English Tour of Prince Pückler-Muskau described in his letters 1826-1828*, ed. E. M. Butler, London 1957, pp. 59ff. and 335ff. also contains references to the English dandy, and see also on the dandy Ellen Moers, *The Dandy. Brummell to Beerbohm*, London 1960.

time at Trinity College in 1829-1830] and MA 1834), who had given up the prospect of priesthood in the Church of England for a life of writing.³⁴

In addition to his journalistic work Simpson was to publish four novels and an abbreviated translation of the biography of Carl Maria Weber by the composer's son, and to have some success in late Victorian London with the staging of plays such as *Lady Dedlock's Secret*, a work based on Charles Dickens' *Bleak House*.³⁵

Prior to the latter productions Simpson had spent some years in the mid and late 1840s travelling in Europe³⁶ and had contributed articles to *Bentley's Miscellany* in 1846 and 1847³⁷ entitled "The Flâneur in Paris. From the Notebook of a Traveller"³⁸, in which the "The Flâneur" is presented as an oxymoronic "industrious idler" and "observing street-tramper" as well as both a pseudonym and persona of Simpson himself. In between the two literary events created by Smith and Thackeray, Simpson, moreover, had continued reporting on his travels as "The Flâneur", to provide both a critical "picture from the life" of revolutionary and post-revolutionary France and Germany and to establish a new role for the "peace-seeking Flâneur" as observer of such events. These reports are also to be found in articles published in *Bentley's Miscellany*, such as Simpson's "Scenes from the Last French Revolution. By the Flâneur in Paris" of 1848³⁹ and "A Revolutionary Ramble on the Rhine. By the Flâneur" of 1849.⁴⁰

34 See Charles Kent, "Simpson, John Palgrave (1807–1887)", revised by Donald Hawes, *Oxford Dictionary of National Biography*, Oxford University Press, Oxford 2004, vol. 50, pp. 703-705, illustrated with a portrait said to be of Simpson by Henry Wyndham Phillips that was purchased in 1848/49 by Prince Albert.

35 *Ibid.*, p. 704. The article also notes that Simpson and Herman Merivale's drama *All for Her* of 1875 is loosely based on both Dickens' *A Tale of Two Cities* and Thackeray's *Henry Esmond*.

36 Simpson's *Letters from the Danube* was published in two volumes in 1847.

37 *Bentley's Miscellany* has been described as first edited by Charles Dickens (Jan. 1837-Feb. 1839), W.H. Ainsworth (March 39-Dec. 41 & Dec. 54-Dec. 68), Richard Bentley (Jan. 42-Nov. 54), Albt. Smith (nd), Shirley Brooks and George Bentley.

38 In *Bentley's Miscellany*, London 1846-1847, in vol. 20 of 1846 (together with Albert Smith's "Certain Tourists" and "Mr. Ledbury revisits Paris"), on pp. 141-153, 275-281, 402-408, 465-471 and 599-607, and in vol. 21 of 1847, pp. 70-78 and 453-457, and vol. 22 of 1847, pp.13-19, 177-181, 328-335, and 429-433.

39 See *Bentley's Miscellany*, London 1848, vol. 23, pp. 422-430 and our note 55.

40 See *Bentley's Miscellany*, London 1849, vol. 26, pp. 582-591.

Simpson may also have been aware of Albert Smith's ironic references to the *flâneur*.⁴¹ Simpson's "The Flâneur in Paris. From the Note-book of a Traveller" of 1846 and 1847 had itself been prefaced by a definition of the "Flaneur"⁴² that is described with some irony as coming from the "*Dictionary of common usage, not of the French Academy*":

"FLANEUR. – A busy lounge; an industrious idler; an observing street-tramper; a peripatetic philosopher of the *pavé*; a wisdom-seeking wanderer about the world."⁴³

Beginning with the "Apology of the Flaneur" and "The Changing Physiognomy of Paris, according to Season and Weather", Simpson's sketches, or "scraps", recall the ironic mixture of physiognomy and social satire found in works such as Huart's *Physiologie du flâneur* of 1841, but are spoken from the mouth of a flâneur who is said to be both idle and industrious and interested in political as well as everyday events.⁴⁴

To Simpson the *Flaneur* or *Flâneur* (both forms are used) will also have the task of reading the physiognomies of other Parisians⁴⁵, although as this would be a never-ending task, he is excused too scientific or exhaustive an analysis.⁴⁶ Having observed the ubiquitous *grisette* and *trottoir* in his opening report on Paris, Simpson's Flâneur moves on in further "scraps" to consider the anatomy of the city and its cafés, its carnivals, balls and salons. All in all

41 Albert R. Smith had published in *Bentley's Miscellany* from the early 1840s on and had, as previously noted, already written about the *flâneur* in 1839. Simpson's Flaneur differs, however, from Smith's 1842 and 1848 Idlers in several ways, including an avowed (if ironically meant) lack of interest in modern inventions; compare Smith 1848, pp. 40f. and 48f. and Simpson's "A Revolutionary Ramble on the Rhine" in *Bentley's Miscellany*, London 1849, vol. 26, p. 583.

42 While Simpson's "Flaneur" does not observe any full-scale military battles, he might nonetheless be described as one of the first *Schlachtenbummler* or 'battle-field flâneurs' of his time.

43 See *Bentley's Miscellany*, vol. 20 of 1846, p. 141.

44 This work had also been described on Huart 1841, p. 120 as the *Physiologie du Flaneur*, with *Flaneur* capitalised and (as in the rest of the work) without accent, but the word is generally recorded in lower capitals in modern bibliographic usage.

45 See *Bentley's Miscellany*, vol. 20 of 1846, p. 141. The persona of the *flâneur* had already been taken over with irony by the author of the article on the "Le Flaneur" of *Paris, ou le Livre des Cent-et-un* of 1832, vol. 6, pp. 95-110.

46 See also Simpson's conclusion, in *Bentley's Miscellany*, vol. 22 of 1847, p. 433.

Simpson's Flâneur enjoys himself and his task as observer, but is not himself made the subject of satire or humour as in Huart's and Smith's ironic "Physiologies". In "SCRAP V" of 1846 Simpson writes further:

The *flâneur* [...] will attempt no more than to follow up his usual system, or, rather, want of all system, in wandering from one point of observation to another, without any guide-book regularity, without any idea of order or purpose, stopping here and there, on his capricious journey, to touch upon whatever objects may chance to fall under his eye.⁴⁷

Later, in "SCRAP VI" of 1847, the *Flâneur* will also involve himself in commenting on the politics of the day, if as (in traditional flaneurial style) a "comedy of manners".⁴⁸ Here the beginnings of the revolutionary movements of 1847 are also sketched as scenes in a theatrical piece in which tragedy mixes with comedy, with scenes taking place in reading rooms and clubs as well as on the boulevards, where "a chorus of ill-favored men, attired in *blouses*, singing the *Marseillaise*" is soon dispersed by the arrival "on stage" of the police.⁴⁹

Simpson's "Scenes from the Last French Revolution. By the Flâneur in Paris"⁵⁰ and "Republican Manners. By the Flâneur in Paris" of 1848⁵¹ carry his *Flâneur* persona over into revolutionary times, while still maintaining the personality of one who would rather not be too involved with that which he observes. In his "Scenes from the Last French Revolution. By the Flâneur in Paris" of 1848 Simpson begins by describing his account of the scenes of rioting and repression he has witnessed in Paris as "sketches of the *physiognomy*, as well moral as external, of the French capital during that week of convulsion, when the first act of a great drama of history was acted".⁵² Here rioters in the Champs Elysées demanding the removal of Guizot are described, as

47 See *Bentley's Miscellany*, vol. 20 of 1846, p. 600.

48 See *Bentley's Miscellany*, vol. 21 of 1847, p. 72 and see also the beginning of Simpson's "Republican Manners" of May 1848 in *Bentley's Miscellany*, vol. 23, pp. 542-550. Later, in his article "The Mirror of the French Republic; or, the Parisian Theatres. By The Flâneur" of January 1849, published in *Bentley's Miscellany*, 1849, vol. 25, pp. 369-378, Simpson as "The Flâneur" will also report on the Parisian theatres and speak of their satiric, growingly anti-republican depiction of the revolutionary clubs and their members.

49 See *Bentley's Miscellany*, vol. 21 of 1847, p. 77f.

50 See *Bentley's Miscellany*, vol. 23 of 1848, pp. 422-430.

51 See *Bentley's Miscellany*, vol. 23 of 1848, pp. 542-550.

52 See *Bentley's Miscellany*, vol. 23 of 1848, p. 422.

well as the arrival of troops and the construction – and then conflagration – of barricades by further republican sympathisers, together with the destruction of the apartments of the Duchess of Orleans and of other symbols of royal power.⁵³ While ending with the news that order had been restored in Paris by the provisional government, Simpson speaks also of “a gloomy and doubtful future” with which “the Flâneur has nothing to do”.⁵⁴

Many other English commentators of the time had maintained, despite their interest in the events taking place in Paris in early 1848 (and use of them for journalistic copy), a critical view of the French riots. (Simpson’s *Pictures from Revolutionary Paris* in two volumes of 1848-1849 also disapproves of what he sees to be the corruption that has infected French politics in general.⁵⁵) Mrs. Percy Sinnett⁵⁶ had written in her “Gossip from Paris” for *Bentley’s Miscellany* of 1848, some years before Karl Marx’s *18th Brumaire*, that the revolutionaries of that year had simply copied the costumes of the revolutionaries of the late 18th century:

We have plagiarised wholesale from our papas, dressed ourselves out in all their old trumpery, and borrowed alike Phrygian caps, trees of liberty, and financial ruin. This is the second representation of the piece of the Sovereign People, but we have not been able to afford new dresses and decorations.⁵⁷

Yet others had commented critically on the revolutionary events of 1848 and their aftermath for *Blackwood’s Magazine*, as, for instance, W.E. Aytoun in

53 Ibid., p. 428f.

54 Ibid., p. 430.

55 See Simpson’s *Pictures from revolutionary Paris: sketched during the first phasis of the revolution of 1848*, 2 vols., Edinburgh (W. Blackwood), 1849, parts of which were described as having already appeared in *Blackwood’s Magazine*, the *Times* and *Bentley’s Miscellany*.

56 Jane Sinnett née Fry (1805-1870), wife of Edward W. Percy Sinnett, also reviewed works by Johanna Schopenhauer and Gustav Freytag for the *Athenaeum*.

57 See Mrs. Sinnett in *Bentley’s Miscellany*, volume 23 of 1848, pp. 636-639; p. 636 and compare with the opening pages of Karl Marx’s *Der 18te Brumaire des Louis Bonaparte* of 1852 in the *Marx/Engels Gesamtausgabe* I/11, Berlin 1985, p. 96f.: “Hegel bemerkt irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Thatsachen und Personen sich so zu sagen zweimal ereignen. Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als große Tragödie, das andre Mal als lumpige Farce. [...]”.

his "How we got possession of the Tuileries" of 1848⁵⁸ and in the article "A Glimpse of Germany and its Parliament".⁵⁹

Simpson again takes up the mask of the "Flâneur" in speaking of the aftermath of the Revolutions in Germany in both his "Hans Michel; or, A Few Old German Proverbs applied to New German Politics. By The Flâneur"⁶⁰ and "A Revolutionary Ramble on the Rhine. By The Flâneur"⁶¹ of 1849. In this latter work, Simpson writes that "The Flâneur" now wishes to find some peace and quiet on the continent, to cure the level of restlessness to which his natural love for adventure has taken both himself and Europe in the past months. Passing quickly through Holland and Belgium the *Flâneur* seeks out the towns and spas of Germany for his cure, while also (in tune with his already self-contradictory mix of idleness and industry) finding more adventures to recount on what turns out to be a "revolutionary", rather than a quiet, ramble.

In Cologne, for example, the *Flâneur* finds waiters, who were last year complaining of the loss of their tips due to revolutionaries who had scared away tourists, "rhapsodising" about a new "United Germany" and a "millennium of *trinkgelder*". Artisans working on the completion of the Cathedral are further described as:

making their hammers and their chisels keep time to the revolutionary songs, which they murmur in their beards, forming unharmonious contrast with the awe-inspiring sound of the organ from within the sacred edifice.⁶²

Moving further along the Rhine the *Flâneur* rambles on to the spa town of Bad Ems, where, however, he finds more echoes of the revolution in the presence of both the Duke of Bordeaux with his Duchess and of a bearded Republican spy apparently suspicious of the royals' intentions. Anxious not to be "put down in his red book to be denounced to the future Red Republic

58 See *W.E. Aytoun. Stories and Verse* with an Introduction by W.L. Renwick, Edinburgh 1964, pp. 170-218.

59 See *Blackwood's Magazine*, vol. 64 of 1848, pp. 515-542 and see also Rosemary Ashton, *Little Germany. Exile & Asylum in Victorian England*, Oxford & New York 1986, p. 30 on Aytoun. Aytoun is critical of both the bloodshed and parliamentary politics of 1848 and also refers to the blouses of the Republicans as concealing weapons (see *Blackwood's Magazine*, vol. 64, p. 541).

60 See *Bentley's Miscellany*, London 1849, vol. 25, pp. 21-30.

61 See *Bentley's Miscellany*, London 1849, vol. 26, pp. 582-591.

62 *Ibid.*, p. 585.

of France” for having greeted “the heir of the Bourbons”, the *Flâneur* moves on to Frankfurt, where he has heard that a *fête* is being organized to celebrate the hundredth anniversary of the birth of Goethe.

Here, however, the *Flâneur* meets a revolutionary mob that displaces the choral societies that were to sing before Goethe’s house:

At night-fall a *cantata*, composed for the occasion, in honour of Goethe, is to be sung before the house in which the poet was born, by the choral societies of the town. The eager crowd is assembled. The fortunate house, in which the great man first saw the light, is illuminated; a circle of torch-bearers mark the spot where the choral music is to be sung. Then comes a thrusting, and a confusion – the musicians are driven away – their torches are extinguished – and, in their place, a band of *soidisant* patriots howl forth the *Hecker-Lied*, the adopted revolutionary song of democratic and republican Germany – and there is consternation in the town – and bands of military instantly sweep the streets – [...] and it is with difficulty that the alarmed town again finds its rest.⁶³

Driven to despair, the *Flâneur* continues his search for peace in yet another spa town, or *Kurort*, that of Baden-Baden, now pacified, but with its crowds of guests replaced by Prussian uniforms:

The taint of politics was again in every breath of air – the word “revolution” still echoed among the mountains. The case was hopeless. The *Flâneur* turned back his steps to a country, where, if there be no escape from politics, there is at least peace from revolutions. He had lost all trust in the immediate future quiet of Germany from the lesson of his “revolutionary ramble on the Rhine.”⁶⁴

Simpson’s peace-loving *Flâneur* is at the end of his ramble, and his reporting of the bloody riots of 1848, still more *flâneur* than revolutionary.⁶⁵

63 Ibid., p. 588f.

64 Ibid., p. 591.

65 See also Eckhardt Köhn, *Straßenrausch. Flanerie und kleine Form. Versuch zur Literaturgeschichte des Flaneurs von 1830-1933*, Berlin 1989, pp. 75ff. on descriptions of the flâneur given in mid 19th Century Germany and beyond, from that of the flâneur as an idle dandy (in works by Ernst Dronke and Georg Weerth as well as Karl Gutzkow) to that of the flâneur as reporter as found in the writings of Ludwig Rellstab. Köhn also discusses the problems facing revolutionary-minded writers such as Dronke and Weerth in taking on the role of the idle flâneur (while appearing to assume the persona of the wandering observer, Dronke also condemns idleness in his *Berlin* of 1846) and the development of that figure as well as that of the free-roaming *Bummler* by others.

Hans-Günter Klein (Berlin)

Fanny Hensel in Rom

Erlebnisse der Selbstfindung, des Aufbruchs und der Befreiung
aus gesellschaftlichen Fesseln

Italien – das war ein emotional hoch besetzter Jugendtraum Fanny Hensels. In ihrer Kindheit war von dem Land im Süden oft die Rede gewesen: Der Cousin der Mutter, Jacob Ludwig Salomon Bartholdy, lebte seit 1815 in Rom, Goethes Reise-Buch, auch wenn es 1816/17 noch nicht unter dem später so berühmt gewordenen Titel erschienen war, wurde in der Familie diskutiert, und in den Jahren 1817 und 1819 hatte der Vater den Plan einer Italien-Fahrt erwogen. Und der blieb in der Familie Gesprächsthema. Als man 1822 zu einer großen Reise in die Schweiz aufbrach, sollte es ursprünglich auch über die Alpen hinüber in den Süden gehen. Doch kehrte die Familie dann im Urserental um und setzte nicht den Weg über den Gotthard-Pass fort – die 17-Jährige erfüllte das mit großer Wehmut, der sie in einem oft zitierten Brief an die Freundin Marianne Mendelssohn beredten Ausdruck gab. Sie erwähnt darin „feste Vorsätze, die ich in meinem Innern fasste“¹, ohne die näher zu konkretisieren, deren Inhalt aber eindeutig ist und denen sie dann auch 17 Jahre lang treu blieb. In den folgenden Jahren wurde sie in ihren Wünschen immer wieder neu bestärkt: einmal durch Nachrichten aus dem Kreis der in Rom lebenden Verwandten (der Onkel Bartholdy und ihre Cousins Philipp und Johannes Veit), ebenso durch Wilhelm Hensel, der mit einem Stipendium 1823 nach Rom aufgebrochen war und dem sie sich heimlich verlobt fühlte, zum anderen dann auch durch ihre eigene kompositorische Tätigkeit, indem sie Verse entsprechenden Inhalts oder sogar in der italienischen Sprache vertonte. Ein neuer familiärer Reise-Plan, 1824, wurde nicht realisiert. Der nahm dann aber genauere Gestalt an, als Hensel 1828 aus Rom zurückgekehrt, in die Familie aufgenommen und Verlobung gefeiert worden war: Er galt als der genuine Cicerone. Doch sollte – nach heftigen und spannungsreichen Diskussionen – dann alles an der Reise-Unlust der Mutter scheitern. Der Bruder Felix fuhr 1830 allein in den Süden; eine Reise der ganzen Familie, so wie sie Fanny sich gewünscht hatte, sollte sich

1 Zit. nach: Sebastian Hensel. *Die Familie Mendelssohn. 1729-1847. Nach Briefen und Tagebüchern*. 2. Aufl. Berlin 1880, Bd. 1. S. 126.

zu ihrer bitteren Enttäuschung nicht mehr realisieren lassen.² Als sie dann endlich im Jahre 1839 die Fahrt nach Italien unternehmen konnte, bildete diese hoch-emotionalisierte Vorgeschichte gleichsam die Basis für eine besondere Aufgeschlossenheit Neuem gegenüber, für ihre Bereitschaft, sich für Fremdes und Unbekanntes zu öffnen.

Sie unternahm die Reise nun allein mit ihrem Mann und dem neun-jährigen Sohn Sebastian – und mitgenommen auf die Fahrt wurde auch die Köchin Jette. Planung und Verlauf wurden im Wesentlichen durch die beruflichen Interessen Wilhelm Hensels bestimmt. Für seine z.T. an historischen Vorbildern ausgerichtete Malerei war es wichtig, die Bilder der großen Maler der Vergangenheit zu sehen, aber auch mit Maler-,Kollegen‘ Kontakt zu suchen, nach Möglichkeit in Form von Atelierbesuchen; und natürlich wollte er selbst auch malen und – vielleicht noch wichtiger – möglichst viele Skizzen aus dem Alltagsleben anfertigen, die er für spätere Bilder würde verwenden können. Während er arbeitete, schrieb Fanny, für die dies eine Kunst- und Bildungsreise war, Briefe, führte Tagebuch, komponierte oder war ‚unterwegs‘ – allein, mit dem Sohn oder mit Freunden. Besichtigungen von Galerien und bei anderen Künstlern haben sie in der Regel gemeinsam unternommen. Obwohl sie bestrebt war, ihre Familie in all ihre Aktivitäten einzubeziehen, entwickelte sie doch in allem ein großes Maß von Eigenständigkeit.

Die Reise begann im August 1839, führte über das Stifiser Joch und Mailand zunächst nach Venedig und dann über Florenz nach Rom, das – wie damals üblich – als das ‚eigentliche‘ Ziel der Reise angesehen wurde und wo sie sich den Winter über ein halbes Jahr lang aufhielten. Danach besuchten sie noch Neapel und erreichten im September 1840 wieder Berlin.³

Auf der Fahrt bis zur Ankunft in Rom hatten die Hensels ihre Aufmerksamkeit ganz nach einem ‚touristischen‘ Programm organisiert; im Prinzip sollte nichts Wichtiges oder künstlerisch Bedeutendes ausgelassen werden. Sie benutzten dazu das bald berühmt gewordene Handbuch von Ernst För-

2 Zu den Einzelheiten dieser Vorgeschichte s. Hans-Günter Klein. „Italien – das ‚große Ereignis‘. Höhe- und Wendepunkt im Leben Fanny Hensels“. *Fanny Hensel, geb. Mendelssohn Bartholdy. Ein Frauenschicksal im 19. Jahrhundert*. Hg. Veronika Leggewie. Bell 2005 (Koblenzer Mendelssohn-Tage. Vortragsreihe, Bd. 4). S. 69-96.

3 Nähere Details zum Reiseverlauf bei Klein. Italien (wie Anm. 2), und ders. *Die Mendelssohns in Italien. Ausstellung Berlin 2002-2003. Katalog*. Wiesbaden 2002 (Staatsbibliothek zu Berlin. Ausstellungskataloge, N.F., Bd. 46). S. 58-89.

ter⁴ wie auch Goethes „Italienische Reise“.⁵ In Briefen ‚nach Hause‘ hat sie z.T. sehr ausführlich über ihre Aktivitäten berichtet.⁶ Und bei ihren Tagebuchnotizen⁷ kann man davon ausgehen, dass sie immer genau das Gesehene notiert hat – die Kürze der oft nur stichwortartigen Eintragungen vermittelt oft genug den Eindruck einer gewissen Atemlosigkeit.

Auch in den ersten Wochen in Rom haben sie diese Parforce-Tour durch die Stätten der Kunst fortgesetzt. Aber nun ergaben sich vielfältige Kontakte zu Bekannten, Freunden und hier lebenden Deutschen, bei denen sie eingeführt wurden. Fanny Hensel, die im Gegensatz zu ihrem Mann über ein stark ausgeprägtes kommunikatives Talent verfügte, hat die neuen Kontakte gesucht und gepflegt, dann aber auch sehr bewusst ‚ausgewählt‘ – nur wenige wurden in den engeren Kreis, der sich um sie bilden sollte, aufgenommen. Das Spektrum der weitläufigen Bekanntschaften war groß: preußische Diplomaten, Gelehrte, englische Lords und Ladies, Musiker und vor allem bildende Künstler. Viele Namen hat sie in ihrem Tagebuch erwähnt, über etliche mit z.T. witzigen Kommentaren auch ‚nach Hause‘ berichtet. Etwas ausführlicher erzählt sie von den Konzerten, die Ludwig Landsberg in seiner Musikalienhandlung am Corso veranstaltete. Der aus Breslau stammende Geiger hatte sich in Rom niedergelassen und bildete hier für Musikliebhaber so etwas wie ein kommerzielles deutsches Zentrum, über dessen Betrieb im Einzelnen nur wenig bekannt ist. Fanny Hensel spielte hier mindestens viermal in öffentlichem Rahmen.⁸ Auch in den Donnerstagskonzerten bei dem Maler Franz Catel trat sie auf. Sein Haus bildete vor allem einen Mittelpunkt für die deutschen Maler. Mit Eduard Magnus wie auch mit Wilhelm Scha-

4 Der Autor hatte ihnen ein Aushänger-Exemplar der ersten Ausgabe seines Buches geschenkt (Ernst Förster. *Handbuch für Reisende in Italien*. München 1841).

5 S. dazu Hans-Günter Klein. „Fanny Hensels italienische Reise – unter den Auspizien Goethes“. *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts*. Tübingen 2007. S. 215-223.

6 Fanny Hensel. *Briefe aus Venedig und Neapel an ihre Familie in Berlin 1839/40*. Hg. Hans-Günter Klein. Wiesbaden 2004, und dies. *Briefe aus Rom an ihre Familie in Berlin 1839/40*. Hg. Hans-Günter Klein. Wiesbaden 2002.

7 Fanny Hensel. *Tagebücher*. Hg. Hans-Günter Klein/Rudolf Elvers. Wiesbaden/Leipzig/Paris 2002.

8 S. dazu Hans-Günter Klein. „Fanny Hensels öffentliche Auftritte als Pianistin“. *Mendelssohn-Studien* 14 (2005): S. 292f. (Der erste Auftritt Fanny Hensels fand am 2. Dezember 1839 statt.)

dow, die beide aus Berlin stammten und oft in ihren Briefen an die Mutter erwähnt werden, haben die Hensels hier freundschaftlich verkehrt.

So bewegten sich ihre Kontakte weitgehend im Kreis von Deutschen und nicht-italienischen Ausländern. Dagegen war der Verkehr mit einheimischen Römern eher gering. Doch hatte Fanny Hensel, die sich lebhaft für politische Fragen interessierte, ein waches Auge für die sozialen Verhältnisse und die politische Situation des Landes. Solche Diskussionen scheinen im privaten Kreis oft geführt worden zu sein, doch ist aus schriftlichen Berichten von ihrer Hand im Einzelnen nicht viel darüber bekannt – sie war sich über die Praxis der Zensur sehr genau im Klaren, die den Briefverkehr kontrollierte und bei der Ausreise im Zweifelsfalle auch vor der Konfiszierung von Tagebüchern nicht zurückschreckte.

Ende Januar 1840 sollte Wilhelm Hensel an Magenkrämpfen so schwer erkranken, dass sie Tage der tiefsten Bedrückung und „in tödtlichen Sorgen“ erlebte.⁹ Zwar war die Krise nach einigen Tagen überwunden, doch benötigte ihr Mann noch etwa sechs Wochen bis zur vollständigen Genesung. Während dieser Zeit fühlte sie sich weitgehend an ihre Wohnung gebunden, hat abends kaum das Haus verlassen und ihre geselligen Kontakte weitgehend eingeschränkt.

Offensichtlich war Wilhelm Hensel in der ersten März-Hälfte so weit wieder gesundet, dass sie gemeinsam größere Ausflüge in die Umgebung machen konnten. Liest man ihren Bericht über eine solche Fahrt zur Grotte der Egeria am 15. März¹⁰, gewinnt man den Eindruck, dass eine psychische Last von ihr abgefallen war, sie sich gleichsam befreit fühlte und wieder offen wurde für Stadt und Menschen wie auch für das eigene Komponieren.

Bereits Ende Februar war ein Klavierstück entstanden (die erste Komposition in Rom überhaupt), am 13. März hatte sie eine Kavatine geschrieben und in den folgenden Wochen komponierte sie fünf große Klavierstücke, die zu den bedeutendsten ihrer Schöpfungen gehören.¹¹ Es setzte nun eine Phase einer früher nie erlebten Hochstimmung bei ihr ein, die sie auch künstlerisch weithin beflügeln sollte, sie aber auch zu Reflexionen über ihre eigenen Möglichkeiten und Grenzen führte.

Maßgeblichen Anteil an dieser Entwicklung hatten einige Stipendiaten der Académie de France in der Villa Medici, mit denen sie sich angefreundet

9 Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 99.

10 Brief vom 15./16.3.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 65f.

11 Zu den in Rom entstandenen Kompositionen s. Klein. *Italien* (wie Anm. 2). S. 95f.; Klein. *Mendelssohns in Italien* (wie Anm. 3). S. 58f.

hatte. Der Direktor, der Maler Jean-Auguste-Dominique Ingres, war ein begeisterter Geiger und hat Fanny Hensel oft zum Musizieren in die Villa eingeladen. Die musikliebenden jungen Künstler¹², kaum über 20 Jahre alt, bildeten ein ‚dankbares‘ Publikum, haben sie immer wieder zum Klavierspiel animiert und ihr Anerkennung, Bewunderung und Verehrung auch offen gezeigt – „ich bin in meiner frühen Jugend lange nicht so angeraspelt worden wie jetzt“, notiert sie in ihrem Tagebuch.¹³ Obwohl sie in Berlin mit ihren Sonntagsmusiken z.T. große Erfolge gehabt hatte, begegnete ihr hier in dem privaten Kreis, zu dem auch einige deutsche Künstler und eine norwegische Pianistin gehörten, etwas Neues: eine Atmosphäre, die sehr viel ungezwungener und lockerer war, herzlicher und ehrlicher und bei weitem nicht so stark bestimmt von den Usancen des gesellschaftlichen Umgangs. Diese Atmosphäre förderte auch ihre Kreativität in einem Ausmaß, wie sie das vorher offensichtlich nie erlebt hatte; „ich schreibe jetzt auch viel, nichts spornt mich so [an] als Anerkennung“, notiert sie am 23. April.¹⁴ Und wie stark sie sich beflügelt fühlte, lässt ihre Absicht erkennen, sich in Berlin „mit erneuter Wuth in die Sonntagsmusiken zu stürzen“.¹⁵ Es hat den Anschein, dass sie hier weit über ihre bisherigen Grenzen – oder was sie dafür hielt – hinaus gelangt ist: ein Selbstfindungsprozess, der ihr neue Möglichkeiten der Selbstverwirklichung eröffnete.

Zu diesem Hochgefühl trug auch die spezifische Atmosphäre der Stadt bei, so wie sie die erlebte und seit den warmen, sonnenreichen Frühlingstagen im März besonders stark erlebt hat. Bezeichnend ist, dass nun in ihren Briefen ‚nach Hause‘ eine bestimmte Vorstellung mehrfach wiederkehrt: „die Wahrheit des langsamen römischen Zaubers“¹⁶; „denn Rom ist wirklich ein langsames Gift, oder eine langsame Medizin, wie Du willst“¹⁷; „daß man sich in Rom in einem Zauberkreise befindet, ist eine alte Geschichte“.¹⁸ Ein Element dieses „Zaubers“ benennt sie einmal auch konkret, wenn sie von der „Transparenz“ der „Luft“ spricht.¹⁹

12 Dazu gehörten auch die beiden 1818 geborenen Komponisten Ange-Georges Bousquet und Charles Gounod.

13 Hensel. *Tagebücher* (wie Anm. 7). S. 130.

14 Ebd. S. 129.

15 Brief vom 25./26.3.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 69.

16 Ebd. S. 70.

17 Brief vom 30.3.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 72.

18 Brief vom 28.4.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 88.

19 Brief vom 15./16.3.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 65.

Es muss als charakteristisch für Fanny Hensel gelten, dass sie diesen „Zauber“ in einer gesteigerten Form erlebt: gesteigert durch die Gemeinsamkeit mit den jungen Künstlern auf den Ausflügen, an denen die meist beteiligt waren. Sie haben ihr offensichtlich auf diesen Unternehmungen auch ein erneutes Gefühl von Jugendlichkeit vermittelt und sie erleben lassen, wie man in spontanen Aktionen gesellschaftliche Fesseln abstreifen kann. Gemeinsame nächtliche Mondscheinspaziergänge, singend, „wie die betrunkenen Studenten“²⁰, wurden von ihr sehr wohl als unschicklich für eine 34-jährige deutsche ‚Frau Professor‘ eingestuft, und ihr brieflicher (durchaus lustvoller) Bericht wurde dann auch dementsprechend von der Schwester Rebecka getadelt (ironisch)²¹ – aber es wird doch deutlich, wie sie hier eine Grenze überschritten hat.

Eine freiere Lebensart der Römer hatte sie sehr bewusst wahrgenommen und die auch in zunehmendem Maße positiv bewertet. Schon im Karneval hatte sie erlebt, wie sehr sie sich einem lustigen Treiben hingeben konnte: „das tolle Zeug amüsirt mich weit über meine eigene Erwartung“²²; sie macht „rapide Fortschritte in der Tollheit“ und berichtet begeistert über ihre eigene Teilnahme. Offensichtlich war sie auch ein bisschen über sich selbst verwundert, wenn sie die Mutter fragt, ob die ihre Tochter noch wiedererkenne²³, widersprach doch die ungebremsste Ausgelassenheit und dieses so gar nicht ‚vernünftige‘ Treiben zu deutlich den Grundsätzen Berliner Anstands. Wie sehr sie davon angetan war, lässt ihr Wunsch erkennen, solche Umzüge in Berlin zu veranstalten: „die Leipziger Straße wäre ein einziges Local dazu, weit schöner als der Corso“.²⁴

Ein paar Wochen später registrierte sie wieder dieses heitere unkonventionelle Lebensgefühl der Römer; nach einem heftigen Schneefall Ende März berichtet sie über das lustige, ausgelassene Treiben der Menschen und ihre Art, „sich aus allem ein Fest [zu] machen“ – ihr überaus konservativer Mann ist „ordentlich beschämt“ darüber²⁵, und sie selbst nimmt zwar expres-

20 Brief vom 16.-18.5.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 98.

21 Brief vom 29.5.1840 von Rebecka Dirichlet in Berlin an Fanny Hensel (Staatsbibliothek zu Berlin, Musikabteilung mit Mendelssohn-Archiv, MA Depos. Berlin 500,19,84).

22 Brief vom 25.2.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 57. Hier auch (auf S. 59) das folgende Zitat.

23 Ebd. S. 59.

24 Brief vom 1.3.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 61.

25 Brief vom 25./26.3.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 68.

sis verbis nicht Stellung dazu, doch ist zu erkennen, dass sie dieses spontane Treiben positiv bewertet.

In anderer Weise wurde ihr diese andere Lebenseinstellung bewusst angesichts der Zurichtung der Landschaft in Tivoli mit „Gängen, Ruheplätzchen, Aussichten etc. nach Art deutscher Bäder“²⁶: Dies sei untypisch für Italien, „und ich fühle mich schon genug italiänisirt, dass mich dies wenig erbaut und ich die gewöhnliche italiänische Luderlichkeit vorziehe“²⁷ – ein solches Dictum hätte sie ein halbes Jahr zuvor nicht geäußert.

All diese Äußerungen berühren Grundsätzliches, das in Gesprächen Anfang April 1840 in exemplarischer Weise erkennbar wird.²⁸ Eine Reise in den Orient war ihres Mannes großer Wunsch, und der Maler Horace Vernet, der gerade von dort zurückgekommen war, bestätigte ihn darin ganz entschieden; und Vernet war äußerst verwundert darüber, dass Wilhelm Hensel jetzt, da er von Rom aus dies leicht hätte organisieren können, den Plan nicht in die Tat umsetzte. Die Hensels haben „auf’s Heftigste“ darüber diskutiert, es war ein „oft durchgesprochenes Thema“: sie plädierte dafür, er aber zauderte. Und sie glaubte schließlich, „seinen ernsten und würdigen Gegengründen weichen“ zu müssen, und unterwarf sich seinem Credo: „seine nächste Pflicht thun“. Sie verallgemeinert dann in ihren Tagebuchnotizen: „Dass man doch aus seiner Zeit, seiner Familie, seinem eigenen Selbst so schwer sich erhebt. Die Sache bewegt und ergreift mich auf’s Tiefste.“

Sie stößt an die Grenzen der gesellschaftlichen Vernunft, innerhalb derer sie erzogen ist und an die sie nun von ihrem Mann – in der Nachfolge ihres Vaters – erinnert wird und die von ihr dann ja auch akzeptiert werden. Peter Schleuning hat zu Recht darauf hingewiesen, dass hinter der Verallgemeinerung – und ebenso unter der verräterischen Formulierung „man“ – sie sich selbst verbirgt.²⁹ Wenn sie „auf’s Tiefste“ davon bewegt war, wird klar, dass sie sich eines Dilemmas sehr wohl bewusst war, dass sie für ihren Mann keinen Ausweg daraus wusste, dass sie aber auch für ihre eigene Existenz als Musikerin und Komponistin keinen größeren Raum für eine Selbstverwirklichung sah.

26 Brief vom 16.-18.5.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 96.

27 Hensel. *Tagebücher* (wie Anm. 7). S. 133.

28 Quelle des Folgenden (einschl. aller Zitate): Hensel. *Tagebücher* (wie Anm. 7). S. 123f.

29 Peter Schleuning. *Fanny Hensel, geb. Mendelssohn. Musikerin der Romantik*. Köln/Weimar/Wien 2007 (Europäische Komponistinnen, Bd. 6). S. 193.

Forderungen der ‚Vernunft‘ waren dann auch entscheidend für die Festsetzung des Abreisetags aus Rom. Obwohl ihre Bedürfnisse und inneren Vorstellungen – wie auch die ihres Mannes – auf eine bedeutende Verlängerung des Aufenthalts gerichtet waren, gönnten sie sich nur noch eine kurze Frist. Die Unterdrückung ihrer Wünsche preist sie als „Seelenstärke“.³⁰ Ihrer Schwester gegenüber hatte sie sich schon vorher gerühmt, sie blieben nicht „so ins Blaue“ in Rom³¹, obwohl sie doch gerade das so gern getan hätte; es bedarf eben besonderer Begründungen, die für die ‚pflichtbewussten‘ Daheimgebliebenen auch nachvollziehbar sind. So betont sie auch, dass auf einem fröhlichen Tagesausflug „keine müßige Minute“ herrschte, sondern „immer geistreiches Gespräch“³² – man darf das nach der detaillierten Beschreibung dieses Ausflugs entschieden bezweifeln, doch glaubte sie, ihrer Mutter gegenüber diese Versicherung schuldig zu sein, und vielleicht sagte sie das auch zu sich selbst.

Die Erlebnisse der letzten Wochen in Rom waren für sie wie auch für ihren Mann so stark, dass sie „zuletzt am liebsten v. Rom aus zu Hause gereist [wäre], um diesem größten Bilde durch keinen späteren Eindruck Nachtheil zuzufügen, wenn man es nur vor sich selbst hätte verantworten können, Neapel nicht zu sehn!“³³ Zwar absolvierten sie hier das übliche Besichtigungsprogramm, doch fand sie hier viel Muße zum Briefe-Schreiben, zum Komponieren – und zur Reflexion. Ihre Gedanken kreisten immer wieder um die römischen Erlebnisse und wohl auch um die Einstellung zu ihrem eigenen Leben und zu dem, was für sie selbst ‚wichtig‘ war.

Fanny Hensel hat in den Frühlingsmonaten 1840 in Rom eine emotional hochgestimmte Phase erlebt, wie die sich in ihrem Leben vorher nicht ereignet hatte und sich danach auch nicht wiederholen sollte. Unabhängig von diesem Hochgefühl bedeutete ‚Rom‘ ein Klärungsprozess ihrer eigenen Situation, wie er ganz offensichtlich nur an diesem Ort und zu dieser Zeit hat stattfinden können. In dem neuen sozialen Umfeld, das ihr hier begegnete, fand sie in einem sehr viel stärkerem Maße zu sich selbst, als sie sich dessen vorher wohl bewusst war. In ihren kommunikativen Fähigkeiten, in den Möglichkeiten ihrer Lebensgestaltung wie auch in ihrer Art, sich selbst und anderen ein ‚Fest‘ zu bereiten, hat sie neue Erfahrungen gemacht, die weit über die ihres bisherigen Lebens hinausgingen: Grenzüberschreitungen, die

30 Brief vom 21./25.5.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 105.

31 Brief vom 30.3.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 72.

32 Brief vom 21./25.5.1840: Hensel. *Briefe aus Rom* (wie Anm. 6). S. 103.

33 Brief vom 8./6.1840: Hensel. *Briefe aus Venedig* (wie Anm. 6). S. 65.

ihr zeigten, wie ein Aufbruch in neue Bahnen aussehen könnte. Die gelegentliche Missachtung eines standesgemäßen Verhaltens und die partielle Lösung von gesellschaftlichen Fesseln hat sie – wohl ganz anders als ihr Mann – durchaus als eine Art von Befreiung empfunden, doch blieb sie sich dabei eben dieser Grenzen auch bewusst. Im Übrigen sollten diese Erlebnisse nicht von Dauer sein: wieviel sie davon in ihren späteren Berliner Alltag ‚gerettet‘ hat, ist nicht eindeutig zu ermitteln – es wird aber wohl nicht allzu viel gewesen sein.

Darüber hinaus bedeutete ‚Rom‘ für Fanny Hensel als Komponistin eine gesteigerte Kreativität, wie die in dieser Form wohl einmalig in ihrem Leben gewesen sein dürfte. In Neapel wirkte davon noch einiges fort. Aber die Rückkehr dann in die Berliner Verhältnisse muss eine Art Schock für sie bedeutet haben. Nur zögerlich begann sie wieder zu komponieren. Doch hatten intensive Erinnerungen im Frühjahr 1841³⁴, also ein Jahr später, zur Folge, dass sie ein „Reise-Album“ mit 18 eigenen Kompositionen zusammenstellte, die Stationen und Erlebnisse der Italien-Fahrt zum Gegenstand hatten und zu denen ihr Mann Vignetten beisteuerte.³⁵ Diese Art von ‚Schaffensrausch‘ setzte sich unmittelbar fort in einem weiteren Zyklus, in den zwölf Klavierstücken „Das Jahr“. Doch kamen danach ihre musikalischen Aktivitäten zu einem gewissen Stillstand – es hat den Anschein, dass ihre ‚römischen‘ Energien verbraucht waren. Als sie 1845 eine zweite Reise nach Italien unternahm, fand die unter ganz anderen Prämissen statt, und auch die Wochen in Rom zeigten ihr, dass die Gefühle von Aufbruch und Befreiung, wie sie die fünf Jahre zuvor erlebt hatte, sich nicht wieder einstellten.

34 Auslösendes Moment war der Besuch von Bousquet, der in Rom zu ihrem engsten Kreis gehört hatte.

35 S. dazu Hans-Günter Klein. „*O glückliche, reiche, einzige Tage*“. *Fanny und Wilhelm Hensels italienische Reise. Mit einem Faksimile der 18 Bildseiten aus dem „Reise-Album 1839-1840“*. Wiesbaden 2006.

Karin S. Wozonig (Wien)

Betty Paolis Reise nach Venedig im Jahr 1846

Ich bin so leidend und auch geistig so gestört, daß ich das dringende Bedürfnis fühle, Etwas zu thun um meine Gesundheit wieder zu erlangen und mich wieder auf mich selbst zu besinnen. [...]. Ich möchte einen Ausflug nach Venedig machen und dann, will's Gott, daß ich dort die physische und geistige Stärkung finde, die ich hoffe, erquickt und erfrischt zurückkehren, um meinen Pflichten besser zu genügen, als mir's in meinem jetzigen krankhaften Zustand möglich wäre.¹

Betty Paoli, i.e. Barbara Elisabeth Glück (1814-1894), die berühmteste österreichische Lyrikerin ihrer Zeit und von 1843 bis 1848 Gesellschafterin der Fürstin Maria Anna Schwarzenberg in Wien, wendet sich mit diesen Worten an Friedrich Schwarzenberg, den Sohn ihrer Arbeitgeberin.² Das Arbeitsverhältnis war anfangs ein Glücksfall für Paoli, denn wohl war sie spätestens seit dem Erscheinen ihres ersten Gedichtbandes 1841 berühmt und in den Salons von Wien, z.B. dem von Otilie von Goethe, gern gesehener Gast, durch die Anstellung erweiterte sich jedoch ihr Aktionsradius. Denn die politisch und naturwissenschaftlich interessierte Fürstin hatte nicht nur einen Kreis von gebildeten Menschen um sich versammelt, sondern verfügte auch über ein ausgedehntes familiäres Netzwerk, durch das sich auch für Paoli die Türen der Wiener Palais des Hochadels öffneten.³ Der Beruf der Gesellschafterin bedeutete ständige Verfügbarkeit, Paoli bekam keinen geregelten Lohn und hatte keinen Anspruch auf Urlaub. Neben Liebeskummer und Weltschmerz trieb Paoli im Jahr 1846 also wohl auch ein Burn-out-Syndrom fort von Wien. Außerdem litt sie angeblich unter den Folgen starken Rauchens.⁴

-
- 1 Betty Paoli an Friedrich Schwarzenberg, 19. Mai 1846. Betty Paoli. *Gesammelte Aufsätze*. Eingeleitet und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Wien: Verlag des Literarischen Vereins, 1908. S. XXIX.
 - 2 Vgl. ebd. XXX.
 - 3 Vgl. Heinrich Landesmann an Moritz Hartmann am 27. Februar und 19. März 1846. *Briefe aus dem Vormärz. Eine Sammlung aus dem Nachlaß Moritz Hartmanns*. Hg. Otto Wittner. Prag: Calve, 1911. S. 394-399.
 - 4 Vgl. Anton Bettelheim. *Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter*. Berlin: Paetel, 1900. S. 24. Dass Paoli Zigarren geraucht hat, geht aus ihren Briefen hervor, die Krankheit ist allerdings nicht belegt.

Ihre körperlichen Beschwerden wird Paoli in Venedig und Florenz nicht los, aber von den geistigen Anregungen, die diese Städte ihr bieten, von dem Eindruck, den die Kunstschätze auf sie machen und von der Erfahrung eines selbstbestimmten Lebens, die sie Anfang 1847 von der Reise mitbringt, zehrte sie lange. Als sie fünfundzwanzig Jahre später wieder gegen Süden fährt, schreibt Paoli: „Schon einmal hat Italien mich mit sanften Armen über schweres Los hinweggehoben, wir wollen sehen, ob seine heilende Macht sich neuerdings an mir bewährt.“⁵

In Betty Paolis Briefen an Moritz Hartmann⁶ und an Friedrich Schwarzenberg⁷, die auch für die Weitergabe im Kreis der Schriftstellerkollegen, der Salongäste und im Familienkreis der Schwarzenbergs gedacht waren, herrschte 1846 die Klage über das Unglück, das sie fortgetrieben hatte, und der Jammer über die Beschwerlichkeiten der Reise vor. Ihre „italienische Campagne“ nennt sie die Fahrt, die, „was die Reize und Annehmlichkeiten betrifft, ungemaine Aehnlichkeit mit Napoleon’s Feldzug nach Rußland“ habe.⁸ Paoli vermied es, den Eindruck zu erwecken, es handle sich bei ihren Fahrten nach Venedig und Florenz um eine Vergnügensreise. Aber Paolis Umfeld war ihre Venedig-Begeisterung bekannt und so konnte es ihren Freunden und der Familie Schwarzenberg nicht entgehen, dass Paoli ganz egoistisch intellektuell und künstlerisch von ihrer Reise im Jahr 1846 zu profitieren hoffte. Bereits 1842 hatte sie Gelegenheit gehabt, Venedig zu sehen, vermutlich als Begleiterin der Gelehrten und Dichterin Rachel Marpurgo.⁹ Nach ihrer Rückkehr traf sie Moritz Hartmann und die beiden schwärmten gemeinsam von Venedig. „Dort will sie einmal eine glückliche Zeit durchleben wie ich [...]“, berichtet Hartmann an Alfred Meißner.¹⁰

5 Betty Paoli. „Reisestationen I“. *Neue Freie Presse*. 17. Dezember 1870. S. 2.

6 Vgl. *Briefe aus dem Vormärz* (wie Anm. 3), passim.

7 Vgl. *Gesammelte Aufsätze* (wie Anm. 1). S. XXXII-XL.

8 Ebd. S. XXXVII.

9 Vgl. Constant v. Wurzbach. *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*. Bd. 16. Wien: k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1867. S. 343f.; Emily Taitz/Sondra Henry/Cheryl Tallan. „Rachel Luzzatto Morpurgo. The first woman to write modern poetry in Hebrew.“ *The JPS guide to Jewish women. 600 b.c.e.–1900 c.e.* Philadelphia: Jewish Publication Society, 2003. (Andere Schreibweisen des Namens: Morpurgo, Malpurgo)

10 Vgl. *Briefe aus dem Vormärz* (wie Anm. 3). S. 197.

Das literarische Venedig

Schon Jahre bevor sie zum ersten Mal nach Venedig reisen konnte, war für Paoli aufgrund ihrer Lektüre das literarisch vermittelte Bild der Stadt – Venedig als „poetische Herausforderung“¹¹ – präsent. Lange vor ihrem Auf- und Ausbruch des Jahres 1846 ist Venedig, die untergegangene Republik im Wasser, der Dichterin als literarischer Sehnsuchtsort bekannt. Auch für Paoli gilt: „Die Phantasie von Dichtern und Künstlern des 19. Jahrhunderts musste von einem so merkwürdigen Gebilde unwiderstehlich angezogen werden.“¹² Paoli gehörte zu jenen, für die das politisch unbedeutend gewordene Venedig durch die Dichtungen Lord Byrons wieder Bedeutung bekam. Sein *Childe Herold*, der einen „programmatisch[en] Neubeginn der Venedig-Literatur nach dem Untergang der Republik“¹³ kennzeichnet, lieferte das Modell der Selbstkonstruktion des leidenden, poetischen Ich und des Dichters vor dem Hintergrund der Stadt mit der großen, verlorenen Vergangenheit. Der Verlust von Größe und Stabilität wird, wie die Paläste und Monumente, zur Kulisse für die Inszenierung der persönlichen (Liebes-) Verlustgeschichte des lyrischen Ichs – ein vielfach kopiertes und literarisch langlebiges Muster.

Byron war Paolis frühestes dichterisches Vorbild.¹⁴ Sie huldigte ihm durch zahlreiche Bezüge¹⁵ in ihrem Werk, so z.B. mit dem Motto im Abschnitt „Tagebuch“ ihres ersten Gedichtbands: „Ah! when by thee these lines are read/ Perchance in some succeeding year,/ Reflect on me as on the dead/ And think my heart is buried here.“¹⁶ Vor allem aber in der Bedeutung und Behandlung der Weltschmerzthematik in Paolis Werk wird der Einfluss Byrons (neben dem des „Weltschmerzdichters“ Lenau) deutlich. Auch die Venedig-Sonette von August von Platen waren Paoli bekannt, denn Platen

11 Angelika Corbineau-Hoffmann. *Paradoxie der Fiktion. Literarische Venedig-Bilder 1797-1984*. Berlin, NY: de Gruyter, 1993. S. 4.

12 Erik Forssmann. *Venedig in der Kunst und im Kunsturteil des 19. Jahrhunderts*. Stockholm: Studies in History of Art, 1971. S. 7.

13 Corbineau-Hoffmann (wie Anm. 16). S. 165-172.

14 Vgl. Betti [!] Paoli. „Reise-Memoiretten“. *Lloyd*. 10. November 1852. S. 2.

15 Vgl. Erwin A. Stürzl. „Betty Paoli: a Byronic Disciple?“ Erwin A. Stürzl. *Gaben der Zeit – Fruits of the Time*. Salzburg: Inst. f. Anglistik u. Amerikanistik der Univ. Salzburg, 1989. S. 107-122.

16 Betty Paoli. *Gedichte*. Pesth: Heckenast, 1841. [S. 158] Hierbei handelt es sich um eine leicht veränderte Version der zweiten Strophe von Byrons „Lines Written in an Album, at Malta“, 1809.

war für sie eine wichtige Autorität in formalen Belangen. Sie riet Marie Dubsky (verehelichte Marie von Ebner-Eschenbach) am Beginn deren schriftstellerischer Laufbahn:

Lesen Sie [...] unsere großen Dichter; unter den Neuere[n] namentlich Platen, dessen Poesie, als solche, Ihnen zwar nicht immer zusagen dürfte, dessen Form aber von so idealer Schönheit, daß Sie daraus den nachhaltigsten Nutzen schöpfen können.¹⁷

Für Betty Paoli, deren erste Gedichte 1832 erschienen, war eine Reise nach Venedig durchaus auch eine Reise an die Wurzeln ihrer poetischen Identität.

Kunsthistorisches Interesse

Über den Ort der literarischen Inspiration hinaus war Italien auch als Kunstspeicher interessant, das heißt: als ein Ort, an dem Gemälde und Skulpturen vergleichend studiert werden konnte und an dem Paoli ihrem ausgeprägten kunsthistorischen Interesse nachgehen konnte. Paolis Interesse für die bildende Kunst ging über die für Frauen ihrer Zeit und ihres Standes vorgesehene oberflächliche Beschäftigung hinaus. Sie dilettierte nicht im Zeichnen und Malen, sondern strebte nach fundiertem Wissen und kritischer Kompetenz auf diesem Gebiet. Sie suchte den Kontakt zu Malern und Kunstkritikern ihrer Zeit, um von ihnen zu lernen. In den 1850er Jahren schrieb Paoli Kunstreferate für die Tageszeitung *Lloyd*, in denen sie die monatlichen Kunstausstellungen in Wien besprach. 1865 verfasste sie das Werk *Wien's Gemälde-Gallerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung*¹⁸, ein ausführlich und geschliffen formulierter Führer durch die Gemäldegalerie im Belvedere, die Eszterhazy'sche und die Liechtensteinsche Kunstsammlung.¹⁹ Venedig und Florenz boten für Paoli (wie für viele Kunstinteressierte ihrer Zeit) durch die dort versammelten Werke die Möglichkeit, Kunsttheorie und -geschichte eingehend zu studieren.

17 Betty Paoli an Marie Dubsky am 31. Juli 1847. Helene Bettelheim-Gabillon (wie Anm. 13). S. 238.

18 Betty Paoli. *Wien's Gemälde-Gallerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung*. Wien: Gerold, 1865.

19 Vgl. Joachim Penzel. *Der Betrachter ist im Text: Konversations- und Lesekultur in deutschen Gemäldegalerien zwischen 1700 und 1914*, Berlin: LIT, 2007. S. 232-234.

In einem Feuilleton über Heinrich Stieglitz, den Dichter, der durch den Selbstmord seiner Frau – ein Opfer für Stieglitz' Schaffenskraft – bekannt geworden war, schreibt Paoli im Jahr 1852:

Es war im Jahre 1846, als ich Wien verließ und dem Süden zueilte. [...] Mein Freund Schwab hatte mir ein Schreiben an Stieglitz mitgegeben, ich versäumte es ihm zuzusenden; statt die neue, ungewisse Bekanntschaft anzuknüpfen, zog ich es vor, die alte, teure mit Titian, Gian Bellin und Giorgione zu erneuern.²⁰

Stieglitz und Paoli begegneten sich dann durch die Vermittlung von Freunden, mit denen Paoli „auf dem Markusplatz vor dem Café Florian, dem gewöhnlichen Sammelplatz der Fremden“²¹ saß, doch noch.

Politische Positionen

Die Begegnung mit Stieglitz verarbeitet Paoli 1852 in einem Feuilleton, das durch die Nachricht angestoßen wurde, der Nachlass des Schriftstellers solle erscheinen. Das Feuilleton verfasste Paoli für die Zeitung *Lloyd*, die als Sprachrohr des Ministerpräsidenten und Außenministers Fürst Felix Schwarzenberg galt, und dieser Text zeigt, dass sich Betty Paolis politische Haltung und ihre Position zur italienischen Unabhängigkeits- und Einigungsbewegung durch die Revolution von 1848 verändert hatte. Ihr Urteil über den italienischen Freiheitskampf fällt 1852 scharf aus und deckt sich nicht mit ihrer politischen Position im Vormärz. In ihrem literarischen Werk verfolgte Paoli ein ästhetisches Programm, das politische Lyrik nicht zuließ. Moritz Hartmann, mit dem Paoli in engem Kontakt stand, trat in der Paulskirche als großdeutscher Linker auf, der ästhetischen Position Paolis konnte er nichts abgewinnen: „Betti Paoli gehört zu einer Clique der reinen Ästhetik, politische Poesie ist den Leuten eine Gräuel [...]“²² Einem romantischen Autonomiekonzept verpflichtet, verwahrte sich Paoli zeitlebens gegen Tendenzlyrik und Agitation mit literarischen Mitteln. Über die Dichtung

20 Betty Paoli. „Heinrich Stieglitz“. *Lloyd*, 17. Juni 1852. S. 1f. Wiederabdruck in Betty Paoli. *Gesammelte Aufsätze*. (wie Anm. 1) S. 161-175, S. 162f.

21 ebd. S. 163.

22 Moritz Hartmann an Alfred Meißner im Mai 1843. *Briefe aus dem Vormärz* (wie Anm. 3). S. 207.

schreibt sie: „Es wäre ihrer, die ihr eigener höchster Zweck ist, unwürdig, irgend einem Parteizweck zu dienen.“²³

Auf Reisen mit der Fürstin nützte Paoli die Gelegenheit, auch in anderen Städten an dem halböffentlichen Austausch im Salon teilzunehmen, so z.B. 1844 in Berlin bei Bettina von Arnim und Karl August Varnhagen. Ludmilla Assing, später Chronistin des Risorgimento, soll über Paolis Erscheinen im Salon Varnhagens gesagt haben: „Sie trat unter uns wie eine Muse.“²⁴

Auch das Reiseziel Florenz übte auf die Schriftstellerin nicht nur wegen der Galerien eine große Attraktion aus. Die Stadt war für die anregende intellektuelle Atmosphäre in den Salons, in denen der politische Diskurs gepflogen wurde, berühmt.²⁵ Paoli besuchte diese Stadt vorrangig der Kunst wegen, hatte aber als Gast des Arztes Taussig, eines Bekannten des Fürsten Schwarzenberg, auch Gelegenheit zur Teilnahme an politischen Diskussionen über die nationale Befreiung und Einigung. Für viele Deutsche war der Kampf um die italienische Einheit ein Symbol für den Zustand der deutschen Staaten und ein Erfolg des Risorgimento eine Verheißung eines deutschen Staates unter preußischer Führung.²⁶ Italien werde so lange von deutschen Dichtern, Künstlern und Gelehrten besucht,

so lange [...] es auch von Nutzen für uns sein wird, zu sehen, was bei allen Geschenken der Natur, allen überschwänglichen Gaben des Himmels, aus einem Volke wird, wenn es verlernt hat, ein Volk zu sein, und wie wenig die ästhetische Befreiung allein genügt [...]²⁷,

schreibt der Publizist Robert Prutz 1846, das Beispiel der südlichen Nachbarn als Argument für die deutsche Nation verwendend.

23 Betty Paoli, „Deutsche Briefe“ IV. *Die Presse*. 4. Oktober 1848. S. 2.

24 *Gesammelte Aufsätze* (wie Anm. 1). S. XII.

25 Vgl. Rotraut Fischer/Christina Ujma: „Fluchtpunkt Florenz – Deutsch-Florentiner in der Zeit des Risorgimento zwischen Epigonalität und Utopie“. *Marburger Forum* 7 (2006), Heft 3. [www.philosophia-online.de/mafo/heft2006-3/RF_Fl.htm – 21.1.2009]

26 Vgl. Christina Ujma. *Fanny Lewalds urbanes Arkadien. Studien zu Stadt, Kunst und Politik in ihren italienischen Reiseberichten aus Vormärz, Nachmärz und Gründerzeit*. Bielefeld: Aisthesis 2007, S. 206-208.

27 Robert Prutz. „Ueber Reisen und Reiseliteratur der Deutschen“. Robert Prutz. *Kleine Schriften zur Politik und Literatur*. Erster Band. Merseburg: Lous Garcke, 1847. S. 232-257, hier S. 246f.

Die überzeugte Österreicherin Paoli beobachtete nationalistische Tendenzen, die sich in ihrem engsten Umfeld im Panslavismus manifestierten, hingegen skeptisch. Ihre Vorstellung eines Staates ist der aufklärerischen Idee der kulturellen Gemeinschaft näher als der romantischen Vorstellung der Nationenbildung. Ihre Ablehnung des Metternich-Regimes richtete sich hauptsächlich gegen die Einschränkung der Rede- und Pressefreiheit, gegen die Schikanen der Zensur, unter denen auch ihre Freunde Hartmann, Meißner und Lorm zu leiden hatten. Wie für viele bürgerliche Intellektuelle ihrer Zeit stellte die Revolution von 1848, die sie in Wien erlebte, eine große politische Enttäuschung dar. Nach anfänglicher Begeisterung für die Revolution beobachtete Paoli entsetzt die gewalttätigen Ausschreitungen. An Adalbert Stifter schreibt sie:

Erinnern Sie sich noch, wie ich am Morgen des 15. März zu Ihnen kam und wie wir uns der neugewonnenen Freiheit freuten? Ich werde es nie vergessen, denn dieser Tag gehörte zu den seltenen, an denen wir das Ideal zur Wirklichkeit verkörpert sehen; jetzt aber ist die Zeit gekommen, wo uns die Caricatur dieses heiligen Ideals in blutiger Scheußlichkeit entgegentritt. [...] Auf Allem, was jetzt geschieht, liegt der Fluch der Entsittlichung; das Geschlecht, das unter diesen Stürmen heranwächst, wird ihn, wie eine fortreißende Pest, erben und weitertragen.²⁸

Paoli war der Auffassung, dass „das Volk“ noch nicht reif für eine demokratische Verfassung sei – wenngleich diese unvermeidbar sei, was die Bemühungen der Volksbildung besonders wichtig mache.²⁹ Durch die Revolution wurde Paoli zu einer ihrer seltenen lyrischen Arbeiten mit politischem Bezug angeregt: In ihrem Gedicht „Einigung“, publiziert im Mai 1848, ruft sie zu gemeinsamer Anstrengung zur Überwindung der Gräben in der Gesellschaft und zur Schaffung einer menschlichen Gemeinschaft auf.³⁰

28 Betty Paoli an Adalbert Stifter am 18. Oktober 1848. Eugen von Andrassy. „Briefe an Stifter“. *Oesterreichische Rundschau. Monatschrift für das gesammte geistige Leben der Gegenwart* 1 (1883). S. 610-624, S. 613.

29 Vgl. „Briefe Betty Paolis an Leopold Kompert. Mitgeteilt von Stefan Hock“. *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* XVIII (1908) 177-209, hier S. 182f. Vgl. auch Karin S. Wozonig. „Philanthropy and Fear. The Austrian Bourgeoisie and the social question.“ Hg. Ilja van den Broek/Christianne Smit/Dirk Jan Wolfram. *Commitment and Imagination. Changes in the perception of the social question*. Groningen, in Druck.

30 Betty Paoli: „Einigung“. *Donauzeitung*. 2. Mai 1848. Wiederabdruck in: Betty Paoli. *Neue Gedichte*. Zweite vermehrte Auflage. Pesth: Wigand 1856. S. 42f.

Nationale Einigungsbestrebungen im Sinne eines romantischen Nationalismus gewannen durch die Revolutionsereignisse für sie an Bedrohlichkeit und Paoli wurde zu einer Verteidigerin der Hegemonie der Österreicher im Habsburgerreich bzw. in einem Deutschen Bund. Dieser Position und ihren Vorbehalten entsprechend äußerte Paoli die Meinung, dass den italienischen Provinzen nichts Besseres passieren könnte, als unter habsburgischer Herrschaft zu stehen.³¹

In ihrem Feuilleton von 1852 über Heinrich Stieglitz beschreibt Betty Paoli den Schriftsteller als einen zerrütteten, verwirrten Charakter, verrückt aber harmlos. Dass er sich selbst eine Ähnlichkeit mit Byron, nicht nur im Äußeren sondern auch im Talent, zuschrieb und seine Werke für eine zweite Auflage korrigierte, obwohl das Interesse an seinen Gedichten völlig erlahmt war, sind in Paolis Schilderungen seiner Persönlichkeit nur zwei Hinweise auf Stieglitz' Orientierungslosigkeit. Endgültig bewiesen werde sein labiler Zustand, so Paolis *retrospektives* Urteil, durch seine Teilnahme am italienischen Freiheitskampf.

Ich habe ihn nicht wieder gesehen, ja selbst nicht weiter von ihm gehört, bis im Jahre 1848 die Zeitungen die Nachricht brachten, er habe sich der italienischen Revolutionspartei angeschlossen [...] Er, der für Deutschland schwärmte und neben der deutschen Nation kaum eine andere gelten lassen, stand nun in den Reihen ihrer Feinde. In seiner Kurzsichtigkeit begriff er nicht, daß jede Österreich geschlagene Wunde als bitteres Mißgeschick das Herz Deutschlands selbst durchzucken muß.³²

Im Jahr 1871 schreibt Paoli – sozusagen mit zusammengebissenen Zähnen und ganz im Ton der politischen Berichterstattung des Publikationsorts, der großbürgerlich-liberalen *Neuen Freien Presse*:

Wol habe ich die Abtretung Venetiens nach zwei glänzenden Siegen, die unsere Waffen erfochten hatten, als eine schmerzliche Demüthigung empfunden; dies hindert mich jedoch nicht, einzusehen, daß die Venetianer vollkommen in ihrem Rechte waren, wenn sie, der italienische Stamm, mit zum Königreiche Italien gehören wollten.³³

31 Vgl. Betty Paoli. „Deutsche Briefe II“. *Die Presse*. 29. August 1848. S. 1f.

32 *Gesammelte Aufsätze* (wie Anm. 1). S. 173.

33 Betty Paoli. „Reisestationen II“. *Neue Freie Presse*. 3. Jänner 1871. S. 1-4, hier S. 2. Paoli bezieht sich auf die entscheidenden Schlachten des Krieges in Italien,

Dies konstatiert sie, um dann fortzufahren: Die Venezianer seien wie Kinder, die mit der neuen Freiheit nicht umzugehen wüssten. Venedig habe durch die nationale Befreiung nicht die erhoffte Blüte wie zur Zeit der Republik erlebt, im Gegenteil: „Seine Canäle versanden, seine Paläste zerfallen, seine Kunstschatze werden nach England und Rußland entführt [...] Wie lange noch, und die Welt wird um ein herrliches Kleinod ärmer sein!“³⁴

Damit bestätigt Paoli, dass für sie wie für viele andere Schriftsteller(innen) die glorreiche Vergangenheit, der verblasste Glanz und die Untergangsstimmung bis weit in die zweite Jahrhunderthälfte hinein wichtige Kriterien des venezianischen Stadt-Imagos darstellen. Die Gegenwart Venedigs ist nicht nur im Vormärz, sondern noch lange nach 1866 für viele nur eine Fläche oder ein „Zauberspiegel“, auf der sich die große Vergangenheit abzeichnet. Ohne jemals in die deutsch-nationale Xenophobie des deutsch-liberalen Bürgertums zu verfallen³⁵, bediente Betty Paoli in ihren Reisefeuilletons nach 1848 doch nationale Stereotype, die die kulturelle und politische Überlegenheit Österreichs unterstreichen sollten.

Literarische Spuren des Reisens

Eine besondere Stellung in ihrer lyrischen Produktion nimmt Paolis Gedichtband *Romancero*³⁶ ein.³⁷ Schon in *Nach dem Gewitter*³⁸ sind einige erzählende Gedichte, italienische, spanische, orientalische und irische Stoffe behandelnd, enthalten. Im *Romancero* wendet sich Paoli ausschließlich der epischen Form zu. Der *Romancero* erschien 1845 und ist Bettina von Arnim gewidmet, was schon bei Erscheinen des Buchs als Reverenz an Arnims

die Schlacht bei Custoza am 24. Juni 1866 und die Seeschlacht von Lissa am 20. Juli 1866.

34 Ebd. S. 4.

35 Hildegard Kernmayer. *Judentum im Wiener Feuilleton (1848-1903). Exemplarische Untersuchungen zum literarästhetischen und politischen Diskurs der Moderne*. Tübingen: Niemeyer 1998. S. 172.

36 Betty Paoli. *Romancero*. Leipzig: Wiegand, 1845. Gelegentlich findet man in Biographien von Betty Paoli den Hinweis, der Titel sei von Heines *Romanzero* übernommen, der erschien aber erst 1851.

37 Vgl. Rose Ferrel. „Betty Paoli“. Hg. Donald G. Daviau. *Major Figures of Nineteenth-Century Austrian Literature*. Riverside, 1998. S. 387-409, hier S. 403-408.

38 Betty Paoli. *Nach dem Gewitter*. Pesth: Heckenast, 1843.

Werk *Das Buch gehört dem König* (1843) und der darin enthaltenen Kritik am Feudalismus bzw. dem Plädoyer für die Demokratie gewertet wurde.³⁹

Der Schauplatz aller Gedichte des *Romancero* ist Italien, die Ballade „Die Beichte des Mönchs“ trägt den Untertitel „Nach einer italienischen Sage“ und ist ein Beispiel der in der Zeit beliebten Nachdichtungen. Thema der Ballade „Stabat mater“ ist die Entstehung des Werks dieses Titels des Komponisten Pergolesi. Eine weitere Ballade aus dem Gedichtband *Romancero* ist „Maria Pellico“⁴⁰, in deren Mittelpunkt der innere Kampf der Schwester des Freiheitskämpfers Silvio Pellico steht, der für seine Beteiligung am italienischen Freiheitskampf zu fünfzehn Jahren Kerker verurteilt wurde. Die zu Beginn der Ballade ausgedrückte Zuversicht, dass der Freiheitskampf erfolgreich sein würde („Du lebst! Nicht ehern sind des Kerkers Wände,/ Der Menschheit Geist nicht ewig eingezwängt,/ Ein Tag kommt, der die Fesseln deiner Hände/ Und alle Burgen der Despoten sprengt!“⁴¹) wird zur Vorlage für den inneren Konflikt Maria Pellicos, für die Schilderung ihrer Jugend, in der sie unter Anleitung ihres großen Bruders Natur-, Menschen- und Freiheitsliebe lernte, für ihren Konflikt mit ihrer Familie, als sie beschließt, aus Gram über Silvio Pellicos Schicksal ins Kloster zu gehen usw. Für Paolis Zeitgenossen war die Diskrepanz zwischen politischer Vorlage und romantischer Ausführung offensichtlich, da allein die Nennung des Namens von Silvio Pellico eine Positionierung gegenüber dem Risorgimento implizierte, eine Ambivalenz, die in der Forschung weiter besteht. Rita Svandrlik spricht davon, „Maria Pellico“ sei „romantisch-idealistisch“, die „Rhetorik gegenüber Tyrannen, Armut und Unterdrückung“ „abstrakt“ und dass es sich um eine „oberflächliche und den wirklichen Problemen ausweichende Auffassung“ handelt, die für die „hohle agitatorische Dichtung des ‚Vormärz‘“ charakteristisch sei.⁴² Darüber hinaus stammt die Anregung zum Stoff der Ballade aus einer Episode, die Silvio Pellico im 82. Kapitel von *Le mie prigioni* schildert, in jenem Werk also, das die Brutalität der Österreicher gegenüber

39 Vgl. [Anonym]. „Oesterreichische Lyrik: Betty Paoli“. *Oesterreichische Blätter für Literatur und Kunst*. 23. August 845 II. Jg. Nr 101, S. 785-790, hier S. 788.

40 Betty Paoli. *Romancero* (wie Anm. 50). S. 49-101.

41 Betty Paoli. *Romancero* (wie Anm. 50). S. 50f.

42 Vgl. Rita Svandrlik. „Die bekannte Fremde: Österreichische Schriftstellerinnen in Italien“. Uta Treder (Hg.). *Die Liebesreise oder Der Mythos des süßen Wahns. Ausländerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts*. Bremen: Zeichen und Spuren 1999 (Schreiben 33). S. 39-54, hier S. 52. Die Ballade ist nicht Silvio Pellico „gewidmet“ (Svandrlik S. 43).

den italienischen Freiheitskämpfern drastisch darstellt und das den politisch interessierten zeitgenössischen Lesern bekannt ist.

Es ist auf die politischen Implikationen des *Romancero* zurückzuführen, dass Betty Paoli im 1846 anonym erschienen, fiktiven *Actenmässigen Bericht über die erste Versammlung deutscher Schriftstellerinnen...*⁴³ zu jenen gehört, die nach einer flammenden Rede von Ida Frick, die mit den Worten endet: „Freiheit, Gleichheit! Gleichheit, Freiheit walte unter uns. Wer meine Ansicht theilt, gebe es durch Aufheben der rechten Hand zu erkennen.“⁴⁴ die Hand hebt. So wie „die hochachtbare Bettina“, Helmina von Chezy, Louise Otto und Kathinka Zitz-Halein wird vom anonymen Verfasser des *Berichts* auch Paoli als revolutionär gesinnt eingestuft.

In einzelnen verstreut publizierten Gedichten Paolis finden sich weitere Venedig- und Italienbezüge, die jedoch unpolitisch bleiben. Im zwölfstrophigen, liedhaften Gedicht „Auf einer nächtlichen Fahrt“⁴⁵ gilt der Liebes-schmerz eines Gegenübers dem lyrischen Ich als „verhüllter Kummer“ und „schönes Leiden“, ein Zeichen für den vergänglichen Liebesfrühling, auf den das lyrische Ich wehmütig zurückblickt. Die Eingangsstrophe des Gedichts legt Venedig als Schauplatz des Gesprächs, konkret: eine Gondel im Mond-schein, und damit bereits das literarische Stereotyp der Vergänglichkeit, ausgedrückt in der Geschichte der Stadt, fest:

Auf einer nächtlichen Fahrt

Glanzumflossen liegt Venedig
Sanft vom Mondesstrahl umgaukelt,
Während die Lagune gnädig
Unsre Gondel wiegt und schaukelt.

Einige Italien-Gedichte Paolis rufen das kulturelle Erbe, die bildende Kunst und die Künstler auf und sind so Produkte der kunsthistorischen und -theoretischen Bildung, die Paoli auf ihren Reisen erlangt. Sowohl die Monumente der Vergangenheit, als auch die überzeitliche Kunst, in spätromantischer

43 *Actenmässiger Bericht über die erste Versammlung deutscher Schriftstellerinnen, gehalten zu Weimar am 5., 6. und 7. October 1846. Herausgegeben von den Secretairinnen.* Eine Weihnachtsgabe für Freunde und Freundinnen der schönen Literatur. Leipzig, Wolfgang Gerhard, 1846. (Reprint Berlin Braecklein 2001).

44 Ebd. S. 26

45 Betty Paoli. „Auf einer nächtlichen Fahrt“. Betty Paoli. *Neue Gedichte.* S. 3-5.

Tradition zur Religion stilisiert, werden darin besungen. So z.B. in „Feier“⁴⁶ und „Vor einem Bilde Giotto's“⁴⁷. Eindrucksvoll zeigt sich Paolis Hinwendung zur künstlerischen Vergangenheit in dem Gedicht „Eine Begegnung in Venedig“⁴⁸. Es trägt den Untertitel „An Rottmann in München“ und beschreibt einen Gang zu den Kunstwerken, Bildern und Gebäuden Venedigs, die das lyrische Ich, „ungeweihter Fremdling“, mit dem „Priester“, dem „Auserwählten“, also dem Künstler, wie Weihestätten besucht und sie dabei zu verstehen lernt.

In einer Serie von „Reise-Memoiretten“⁴⁹, entstanden im November 1852 als Auftragsarbeit für den *Lloyd* und als Vorbereitung für eine feste Anstellung Paolis bei dieser Zeitung konnte sie die kunstkritischen Kenntnisse anwenden, die sie durch das Studium in Venedig und Florenz, aber auch im Ateliers von Ary Scheffer in Paris⁵⁰ und Wilhelm Kaulbach in München⁵¹ erworben hatte. Vieles an Paolis sechsmonatigem Aufenthalt in Venedig und Florenz im Jahr 1846 war typisch für die vormärzliche Bildungsreise, die kleine Italiientour. Auch für die Schriftstellerin war es die Reise an einen Sehnsuchtsort, an einen Ort der klassischen Bildung durch Anschauung. Auch für Paoli war es, wie für so viele in der Nachfolge der Goetheschen Italienreise, eine Möglichkeit, sich ihres Selbstverständnisses als Künstlerin zu vergewissern. Und wie für ihre literarischen Vorbilder Byron und Platen führte auch für Paoli „die Begegnung mit Venedig zu einer Konfrontation mit dem eigenen Ich“⁵², einer Konfrontation, die sich in ihrem literarischen Werk widerspiegelt.

46 Betty Paoli. *Neue Gedichte*. S. 106.

47 Ebd. S. 241f.

48 Ebd. S. 184-187.

49 Vgl. Karin S. Wozonig. „So streifet mein Begehren, hin durch die weite Welt...“ Betty Paoli auf Reisen“. *Austriaca* 62 (2006) S. 113-123.

50 Vgl. Betty Paoli. „Pariser Eindrücke II. Ary Scheffer“. *Lloyd*. 5. und 6. Dezember 1850.

51 Vgl. Betty Paoli. „An Wilhelm Kaulbach“. Betty Paoli. *Nach dem Gewitter*. S. 125.

52 Corbineau-Hoffmann. *Paradoxie der Fiktion. Literarische Venedig-Bilder 1797-1984*. S. 195.

Lars Lambrecht (Hamburg)

Karl Nauwerck in Sizilien

Eine Edition zweier früher sozialkritischer Bildungsreiseberichte

Mit Goethes Reise sind Karl Nauwercks Bildungsberichte nicht zu vergleichen. Gleichwohl lohnen sich die Dokumentation und eine erste Kommentierung. Denn dieser Text ist ein typisches Dokument der Übergangszeit von den Reiseberichten der ‚Klassik‘ zu denen des modernen Tourismus. Für diesen Übergang steht Karl Nauwercks Lebenszeit (1810-1891)¹ wie seine Reiselust selbst. Er war der uneheliche Sohn des Malers, Dichters und Geheimen Kammersekretärs der Mecklenburgisch-Strelitzschen Regierung Ludwig Nauwercks (1772-1855), der für Goethe eine der frühesten Illustrationen des *Faust I* angefertigt und mit ihm in Briefkontakt gestanden hatte. Nach seiner Abgeordnetentätigkeit in der Paulskirche sowie im Stuttgarter Rumpfparlament und anschließender Emigration 1849 in die Schweiz erlebte er fast vom ersten Tag seines Exils an zunächst in Bönigen am Briener See² die Entwicklung von Bildungswanderungen in die Alpen samt geologischer und mineralogischer Studien (u.a. zusammen mit dem Zoologen Carl Vogt) bis hin zu den ersten großen Hotelbauten in Interlaken, Zürich und andernorts und dem organisierten Tourismus. Wie es sein Tagebuch ausweist, muß Nauwerck überhaupt ein begeisterter Reisender gewesen sein, zeichnete er doch nach Buchhalterart jedes Jahr die Summe der Meilen auf, die er zurückgelegt hatte – eine Statistik, deren Auswertung zudem noch den Entfernungsgewinn angeben würde, den die Entwicklung von der Postkutschenzeit, an deren Ausgang Nauwerck noch selber teilgenommen hatte, zur Fortbewegung mit den Eisenbahnen brachte.³ Und dann ist da noch

- 1 Zur bisher vollständigsten biographischen Notiz vgl. Lars Lambrecht: *Ein „unbekannter“ und „vergessener“ Radikaldemokrat*. In: Helmut Bleiber/Walter Schmidt/Susanne Schütz (Hrsg.). *Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49*. Berlin: Fides Verlags- und Veranstaltungsgesellschaft, 2003; S. 431-462.
- 2 Nicht weit entfernt in Brienz hatten zuvor im Gasthof zum „Weißen Kreuz“ Goethe, Byron und Uhland bei ihren Italienreisen übernachtet.
- 3 Das Karl-Nauwerck-Familien-Archiv, im Folgenden KNFA, beinhaltet den fast vollständigen literarischen Nachlaß von Karl Nauwerck und einer Reihe seiner Familieangehörigen. Es befindet sich in Privatbesitz und wird vom Verf. archivarisches gewartet; vgl. Lars Lambrecht, *Von vielen Unbekannten eine: Karl*

das auffällige soziale Engagement, das für derartige Bildungsreisen und ihre Berichte nicht gerade die Regel ist.

Die vorliegenden Dokumente *Palermos Bettler* und *Wahnsinn aus Catania* sind sozialkritische literarische Genrebilder. Sie hatte Nauwerck nach der Rückkehr von seiner Italienreise ins väterliche Haus in Neustrelitz (31. März 1835) angefertigt. Diese Reise, die er am 17. Juli 1834 angetreten hatte, war offenbar der ‚Lohn‘ für seine Promotion in Halle am 5. Juli 1834.⁴ Vermutlich beabsichtigte er eine Veröffentlichung der Skizzen. Erhalten blieben sie in seiner *Großen Aphorismensammlung* in seinem Nachlaß, die er unter dem Titel *Allerlei. Eigenes und Fremdes* ganz offensichtlich zu einer – dann allerdings nicht realisierten – Publikation vorbereitet und seiner Frau Julie gewidmet hatte. Darin hatte er alle jene Sentenzen aus seinem publizierten und nichtveröffentlichtem Lebenswerk, seinen Briefen, verlorenen Tagebüchern und anderen von ihm für wichtig gehaltenen Äußerungen zusammengetragen, unter anderem eben auch diverse frühe Schreibversuche.

Beide Texte beweisen im Unterschied zur modischen antiklassischen Kritik an der angeblichen Italienschwärmerei ein ‚echtes‘ soziales Engagement.⁵ Nauwerck geißelt die elenden gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen die Armen, Mühseligen, die untersten Schichten im zerfallenden spätfeudalen System des italienischen Südens und Siziliens leben müssen. Wenn der spätere Abgeordnete sich in der Paulskirche nach französischem Vorbild für ein ‚Recht auf Arbeit‘ einsetzt, dann könnte man das dem inzwischen Fortschreiten der industriellen Verhältnisse zuschreiben, wie sie sich schon kurz vor der 1848er Revolution etwa bei den Weberaufständen gezeigt hatten. Die vorliegenden Texte belegen allerdings Nauwercks früheres Eintreten für die Schwachen. Das kann mit eigenen Erfahrungen von Diskriminierung

Nauwerck. Ein Forschungs(zwischen)bericht. In: Ders. (Hg.), *Philosophie, Literatur und Politik vor den Revolutionen von 1848. Zur Herausbildung der demokratischen Bewegungen in Europa.* Frankfurt/M./Bern/New York: Peter Lang Verlag, 1996, S. 367-381. – Für das Tagebuch: KNFA, Sign. 1.31; vielleicht kann man auch sein Aufbewahren seiner Reisepässe im KNFA als Indiz für seine Reiselust nehmen.

4 KNFA wie Anm. 3, S. 4.

5 Hiermit entspricht Nauwerck gänzlich dem sog. ‚Paradigmenwechsel‘ bei den Italienbildern Anfang des 19. Jh., wie er beschrieben worden ist z.B. von Gunter E. Grimm, Ursula Breymayer, Walter Erhart: „*Ein Gefühl von freierem Leben*“. *Deutsche Dichter in Italien*, Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1990, 12f. und insbes. S. 15ff., 125ff., 156ff. (für die Phase von der Metternich-Zeit bis zum Kaiserreich und zu Heine).

zusammenhängen, da er als uneheliches Kind in Ratzeburg bei seinen Großeltern, einer Maurermeisterfamilie, aufgewachsen war und z.B. der Besuch des Gymnasiums ihm nur durch ein ‚Armenstipendium‘ ermöglicht worden war. Zudem muß Nauwerck unter einer allerdings medizinisch nicht klar indizierten Sprechbehinderung gelitten haben, die ihm zur Paulskirchenzeit als Exponent der ‚entschiedenen Linken‘ die übelsten Karikaturen und schmähhlichsten Nachredereien der liberalkonservativen Kollegen und Journalistik einhandelte.

Wie im Falle der Begründung seines sozialen Engagements könnten auch zur Deutung seiner Sizilienskizzen und seines Italienbildes sicher zuerst Nauwercks eigene Äußerungen über seine Motivation hilfreich sein. Aber solche autobiographische Zeugnisse gibt es so gut wie nicht. Vielleicht ergäbe ferner ein Vergleich mit Berichten anderer Italienreisender dieser Zeit, so z.B. mit Gutzkows Reisebericht 1832/33, ein wirklichkeitsgetreues Bild seiner Sizilienbeobachtungen. Doch kann hier wegen des beschränkten Raumes allein auf Gustav Alexander Wilhelm Nicolai (1795-1852)⁶ eingegangen werden, der ein gerade auch hinsichtlich der Schilderung der sozialökonomischen Verhältnisse kritisches Buch *Italien wie es wirklich ist* veröffentlichte und 1845 zwei Briefe an Nauwerck schrieb, in denen er ihm um eine finanzielle Unterstützung bat und sich dann für die gewährte Summe bedankte.⁷ Seine Kritik richtete sich gegen die „überspannte Verehrung“ Italiens durch Engländer und Romantiker; er eröffnete sie mit der Frage: „Hat schon wieder Jemand die Anmaßung, uns mit seiner individuellen Ansicht über das bis zum Ekel gepriesene Wunderland zu quälen?“ Demgegenüber war ihm Italien ein Land, in dem „das Meiste [...] verfaulte Herrlichkeit“ sei⁸. Nauwerck, der im Alter seinen literarischen Nachlaß ordnete und auf den

6 Zu diesem merkwürdigen Zeitgenossen vgl. seine Selbstdarstellung in seinem unveröffentlichten Brief v. 02.06.1845 an Nauwerck (KNFA 122, 178) sowie Günter Karhof/Willi Köhne: *Mythos Italien. Reiseerinnerungen von Italienreisenden aus 250 Jahren*. Bochum: GrünVerlag, 2008; Stefan Oswald: *Italienbilder. Beiträge zur Wandlung der deutschen Italienauffassungen 1770-1840*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter [GRM-Beiheft 6], 1985; auch Thorsten Fitzon: *Reisen in das befremdliche Pompeji. Antiklassizistische Antikenenwahrnehmung deutscher Italienreisender 1750-1870*, Berlin u.a.: de Gruyter, 2004.

7 Wie Anm. 6: KNFA 1.22, 178 u. 179.

8 In der Reihenfolge der Zitate in Gustav Nicolai: *Italien wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen*. 2. verm. u. verb. Aufl., 2 Bde, Leipzig: Otto Wigand'sche Verlags-Expedition, 1835, Bd. 1, S. 5f, 3, 5.

erhaltenen Briefen die Namen der nicht selten unleserlichen Absenderunterschriften vermerkte, notierte zu Nikolais Bittbrief ironisierend: „3 große Männer zogen über die Alpen: Hannibal, Napoleon u. Nicolai“.

Was schließlich die hier anzuzeigenden Sizilienschilderungen als relativ besonders erscheinen läßt, sind drei Charakteristika, die sich für einen Vergleich⁹ mit der weiteren nachklassischen Reiseliteratur konstatieren lassen: Sizilien, Santa Lucia, Catania.

Sizilien ist von den deutschen Reisenden vergleichsweise selten aufgesucht worden, wobei die prominentesten Reisenden sicher Goethe und Seume waren. Gewöhnlicherweise waren Neapel und Sorrent die südlichsten Orte der Reise, wie man es z.B. dem *Italienischen Bilderbuch* der Fanny Lewald entnehmen kann.¹⁰ Dabei war insbesondere Süditalien – das Königreich beider Sizilien – keineswegs nur ‚kultur‘historisch hinsichtlich seines Stellenwerts für Antike, Christentum und Renaissance sowie seines ‚bunten Volkslebens‘ von Interesse. Auch in politischer Hinsicht war diese Region seit den Erhebungen der 1820er und den mittelitalienischen Revolutionsbewegungen Anfang der 1830er Jahre interessant. Diese waren Folgen der bourbonischen Mißwirtschaft, des Verfalls der Landwirtschaft, der schlechten Handelsgesetze und ihrer Profitinteressen am Export zulasten der Investitionen in heimische Industrien mit für das Mezzogiorno bis heute katastrophalen sozialen Folgen.¹¹

Palermo war von Seume schon ausgiebig beschrieben worden. Seume war auch hinsichtlich seines sozialen Engagements sicherlich einer der bedeutendsten Vorläufer für die kritische Sicht der Italienreisenden des späteren 19. Jahrhunderts¹². Mit Nauwercks Schilderungen vom Fest der *Santa Lucia* sowie von *Catania* liegen wirkliche Raritäten der Reise- und

9 Die freundlichen Hinweise für diesen Vergleich habe ich Frau Dr. Ch. Ujma zu verdanken.

10 Vgl. Christina Ujam: *Fanny Lewalds urbanes Arkadien. Studien zu Stadt, Kunst und Politik in ihrem italienischen Reiseberichten aus Vormärz, Nachmärz und Gründerzeit*, Bielefeld: Aisthesis-Verlag, 2007; vgl. dazu auch Gunter E. Grimm, Ursula Brey Mayer, Walter Erhart (wie Anm. 5), S. 3ff.

11 Vgl. Wolfgang Altgeld: *Das politische Italienbild der Deutschen zwischen Aufklärung und europäischer Revolution von 1848*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1984, S. 1f., 51ff., bes. 132ff. und 181ff. Interessante Dokumente dieser politischen Situation finden sich mit den Reisepässen und Visa des Königreichs beider Sizilien auch im KNFA.

12 Vgl. in dieser Hinsicht zu Seume Gunter E. Grimm, Ursula Brey Mayer, Walter Erhart (wie Anm. 5), bes. S. 106ff.

Festforschungsliteratur vor. Besonders reizvoll wäre ein Vergleich mit Seume, der Catania bei seinem *Spaziergang nach Syrakus* (1802) auf dem Rückweg besucht und die Stadt trotz seiner Kritik an der Regierung und den grundbesitzenden Mönchen wegen ihrer Küche, kulturellen Reichtümer und Bildungseinrichtungen besonders gewürdigt hatte. Im Gegensatz dazu findet sich bei dem ehemaligen Theologiestudenten Nauwerck hier bereits seine zeitlebens geübte harsche Klage gegen jedwede religiöse Institution, von den Priestern angefangen über die Kirchen, Synagogen und Moscheen bis hin zu ihren herrschenden Dogmen und Riten.

Nicht auszuschließen ist, daß sich die Einstellung Nauwercks während der Italienreise durch seine sozialen Erfahrungen auf Sizilien von zunächst primär bildungsbürgerlichen Ambitionen bis zu seiner explizit politischen Solidarität mit dem *italienischen* Unabhängigkeitskampf 1848 entwickelte. Ganz in diesem Sinn brachte Nauwerck bereits am 23. Mai 1848 in der Paulskirche einen Antrag ein für die *Achtung fremder Nationalfreiheit, insbesondere der italienischen*. Später meldete er sich zu Wort zu den *österreichisch-slavischen und italienischen Angelegenheiten* und anlässlich des *österreichisch-italienischen Krieges*. Er wandte sich auch gegen den Reichsminister des Äußern, der behauptet hatte, daß die italienische Friedensfrage eine europäische geworden sei, so daß sie in die Kompetenz der Großmächte fallen könne. Und er verlangte schließlich das Recht der italienischen Nation auf Unabhängigkeit.¹³ Es ist diesem Engagement zu danken, daß Nauwerck die Ehrendoktorwürde der Akademie von Rovereto verliehen wurde, die vermutlich einzige, zudem internationale Anerkennung, die er neben seinem Stolz auf seine Frankfurter Abgeordnetentätigkeit genoß.

Indem ich der Akademie meinen lebhaften Dank darbringe, muß ich um Verzeihung bitten, daß es nicht in den Lauten Ihrer schönen Sprache geschieht. Ich fürchtete, derselben allzu harte Beleidigungen zuzufügen, da bereits vierzehn Jahre verflossen sind, seit ich Italien von Trento bis Girgenti durchzog und mir einige Kenntniß des Italienischen erwarb.¹⁴

13 Vgl. Altgeld (wie Anm. 11), S. 277, 323, 325, 328f. zu Nauwercks politischem Italienengagement, allerdings ohne nähere biographische Angaben und politische Beurteilung.

14 KNFA Grosse Aphorismensammlung 6/Bl. 775/Nr.4051/p.1510.

*Palermos Bettler.*¹⁵

1835. Sieben Tage war ich in Palermo; und das ist für gewisse Leute nichts geringes. Müßte ich ein Jahr dort leben, so stürbe ich wahrscheinlich an der Gallensucht. Keine Stadt sah ich bis jetzt, wo mein Inneres so grell und widerlich berührt wäre, wo ich mich täglich einige Dutzend Male vor Ärger so grün und gelb färbte, als in Palermo. Kein Beispiel ist schlagender, wie die Natur oft unter Menschenhänden verzerrt wird, wie menschliche Verkehrtheit aus Menschen Thiere macht. Ganz Sizilien ist hievon ein Muster; aber die Hauptstadt schreitet der Insel siegreich voran. Die Spitze des Sizilianischen Jammers ist in Palermo zu finden, vorzüglich, weil hier die Kontraste zwischen Reichthum und Armuth, Luxus und Elend am schärfsten hervortritt. Es ist schwer, anderswo abscheulichere, schmutzigere, ekelhaftere Bettler zu finden, als in der glänzenden Residenz eines Zweiges der Neapolitanischen Herrscherfamilie und einer großen Anzahl des Sizilianischen Adels. Wer nicht einen Palermitanischen Bettler gesehen hat, kann sich keinen genügenden begriff von dessen Aufzug machen. Scheusale, mit Lumpen halb oder viertel bedeckt, bilden einen beträchtlichen Theil der Straßen- | bevölkerung. Aber welche Lumpen! Die Lumpen eines deutschen Bettlers sind Gallakleider gegen die eines Palermitanischen. Überall schauen große Blößen heraus, mit Jahrlangem Schmutz bedeckt, diese Lumpen würde ein anständiger deutscher Bettler nicht anzurühren wagen, und ein solcher Lumpensammler keinen Heller dafür zahlen. Ja man sieht selbst im Winter junge Menschen völlig nackt [# umherlaufen,] und zitternd vor Kälte umherlaufen, mit kaum bedeckter Blöße und schmutzig wie grunzenden Vettern, die sich am liebsten im Kothe wälzen. Man erkennt in ihnen keine Menschen: es ist Vieh mit menschenähnlicher Gestalt. Durch dieses Haar fährt nie ein Kamm, und wollte man dieses Instrument anwenden, so müßte wohl eine kleine Dampfmaschine es hindurchziehen. Diese Gesichter und Hände machen jährlich vielleicht einmal Bekanntschaft mit Wasser, aber täglich mit Schmutz. Der Mist ist ihre Speise und der Pfuhl ihr Waschbecken. Von Leinenwäsche ist fast keine Rede: sie ist ja entbehrlich. Sieht man dergleichen an einem dieser Elemente, so ist es graue oder schwarze Wäsche, die vielleicht einmal auf einige Stunden weiß war und seitdem ihr schwarzes Dasein fortgeführt hat. Wie in Neapel, sieht man auch in Palermo häufig gewisse Jagden, am liebsten Treibjagden, öffentlich anstellen, niemals ohne zahlreiches Wild | zu erlegen.

15 Nr. 3558, p. 1315-1321 der Großen Aphorismensammlung im KNFA, am Rande durchgestrichen „Neustrelitz Frühling 1835“.

1 In beiden Hauptstädten des Königsreichs beider Sizilien thut man wohl, sich vor Berührungen auf der Straße streng zu hüten, will man nicht Gefahr laufen, sich unangenehm zu bereichern. Man muß hier eine neue Kunst erlernen, in den volkreichen Straßen beständig so zu steuern, daß man allen Klippen
5 ausweicht, an denen die Reinlichkeitsliebe scheitern könnte. Dieser Zweig der Steuermannskunst ist jedem Gentleman in Neapel für die Gegend zwischen dem Largo di Castello und dem Molo dringend zu empfehlen. Dort sind Stellen, wo sich physischer und moralischer Schmutz so eingenistet hat, daß man sie nur mit äußerster Vorsicht passiren kann. Meisterhaft eingesaut
10 von dem täglichen Treiben der ekelhaftesten Menschenklasse sind namentlich die Wände des Postgebäudes und des Teatro del fondo mit ihren nahsten Umgebungen; einen viertelstündigen Aufenthalt daselbst könnte man als Gratisvomitiv verschreiben. So auch in Palermo, nur noch entsetzlicher. Die am wenigsten verwöhnten Sinne können hier zu Falle kommen; einem
15 Holländer ist zu rathen, stärkende Essenz bei sich zu führen. In der prächtigen Toledostraße (dem Corso von Palermo) sieht man täglich | die scheußlichsten Szenen von schmutzigem, bitterem Elend: was bei dem üppigen Reichthum, den Toledo birgt, weniger unbegreiflich, als begreiflich ist. Alle diese Scheusale, die auf den Menschentitel kaum Anspruch machen dürfen, sind aber so viele schreiende Ankläger der Staatsregierung und städtischen
20 Verwaltung. Halbmenschen in Lumpen und Schmutz gekleidet, beweisen, daß ihre Oberen ebenfalls Halbmenschen sind, nur in Seide, statt in Lumpen. Jene tragen den Schmutz äußerlich und meistens auch innerlich: diese tragen ihn bloß innerlich, und sind sie nicht darum die Hauptschuldigen?
25 Mag es wahr sein, was man vielen Bettlern Palermos zur Last legt, daß sie durch gränzenlose Faulheit ihr Wohlergehen daselbst unmöglich machen, ja daß sie absichtlich ein so empörendes Äußeres zur Schau tragen, weil sie durch weniger jämmerlichen Aufzug kein Mittelid erregen und keine Almosen erobern würden. Doch welcher Vernünftige wird deßhalb die Oberen für
30 entschuldigt und tadellos halten? Mit ernstem Willen wäre es diesen Herren eine Kleinigkeit, die Faullenzer zum Arbeiten zu | zwingen. Wenige strenge Maßregeln würden zum vorläufig möglichen Ziele führen, wenn auch nicht auf der Stelle, doch durch Gewöhnung einer Jahre. Bei scharfer Strafe müßte Betteln und Geben verboten und das ganze arbeitsfähige Gesindel bei
35 öffentlichen Arbeiten, besonders Straßenbau (der in Sizilien wenig weiter gediehen ist, als bei Karaiben oder Botokuden) beschäftigt werden. Doch ehe es dahin kommt, müßte wohl erst ein Gott der öffentlichen [# Gewalt] Verwaltung gebieten, weniger träg und schläfrig zu sein, und ein eben so starkes Gedächtniß für ihre Pflichten, als für ihre Rechte zu haben. Wenigstens

hat man sonst in diesem Lande erlebt, daß die öffentliche Gewalt wohl ener- 1
gisch zu sein versteht: Kerker und Todesstrafe zu dekretiren, ging ihr damals
so leicht ab, als dem Schulknaben die Deklamation einer Mordgeschichte.
Natürlich gegen die wichtigen Dinge jener Zeit ist die Lage der Bettler eine
Bettelei. 5

Auf einem meiner Spaziergänge in Palermo, die mir in der Regel mehr Ver-
druß als Freude spendeten, erblickte ich ein weitläufiges, schönes Gebäude.
Es war das Albergo dei poveri (Armenhaus.) Schon ließ ich die Hälfte meines
Grolles fahren und freute mich über den tröstenden Anblick des nützlich- 10
sten Gebäudes der Stadt. Allein die Idylle dieser wohlthätigen Empfindung
wurde mir bald entrissen: das schöne Hôtel ist zwar sehr bewohnbar, aber
| keineswegs bewohnt. Um gerecht zu sein, und einen vernünftigen Grund
auszugrübeln, warf ich mich in eine philosophische Betrachtung über leere
Armenhäuser. Ein leeres Armenhaus setzt einen sehr guten oder [# einen] 15
sehr schlechten Stand der öffentlichen Angelegenheiten voraus. Im Mond
mag es keine Bettler mehr und daher leere Armenhäuser geben; leider aber
liegt Palermo nicht im Mond, sondern auf Sizilien, und die Leerheit seines
Albergo dei poveri rührt gewiß aus verdammenswürdigen Gründen her. Ich
bin nicht Schuld, daß mir die Galle so leicht wächst; sie steht in zu enger Ver- 20
bindung mit der Verschrobenheit menschlicher Einrichtungen. Man höre:
„In Palermo werden keine Armen gehalten, weil es an Mitteln fehlt.“ Ein ein-
facher Grund: ein Staatshirn begreift ihn. Sehr bequem: man hält sich keine
offiziellen Armen; nur Schade, daß die Horden der nichtoffiziellen dadurch
nicht verschwinden. - Man hat keine Mittel in Palermo, um Hunger, Nackt- 25
heit, Elend und Siechthum einer zahlreichen Menschenklasse zu verbannen
oder nur zu mildern, um die Straßen von den Belagerungsheeren zu säubern,
welche von früh bis spät die Einwohner und vorzüglich die Fremden verfol-
gen und quälen. Komus, hilf mir lachen, aber auf Sardonisch! Es giebt Ver-
brechen gegen die Menschennatur, über welche man mit gleichem Rechte
| zürnt, weint und lacht. Es ist ja begreiflich, daß man in Palermo zu arm 30
ist, einen Haufen Armer zu beköstigen. Die paradiesisch fruchtbare Gegend
gehört ja Baronen und Mönchen, die vor allen Dingen leben müssen, wenn
der Staat nicht zu Grunde gehen soll. - Ich kann nicht mehr lachen.

Es mangelt an Mitteln in Palermo? Man kann sie nicht finden in Palermo,
wo große Summen für fluchwürdige, die Nation ruinirende Zwecke verschleudert werden, wo im Namen Gottes und der Religion alljährlich viele 35
Tausende darauf gehen für heidnische Festlichkeiten und pomphafte Alfan-
zereien, welche dem Wahnsinn und Aberglauben fröhnen? Man kann sie
nicht finden in Palermo, dessen zahllose Kirchen und Klöster von Marmor,

1 Gold, Silber und Juwelen strotzen? Nicht in Palermo, wo auf dem Monte
 Pellegrino eine Kapelle der heiligen Rosalie steht, deren mit Kleinodien
 gespicktes Gewand allein hinreichen würde, Jahrelang alles menschliche
 Vieh von Palermo zu füttern?! – Genug!

5 -----

*Wahnsinn aus Katania.*¹⁶

Welche Religion in Sizilien herrsche, scheint ausgemacht. Viele Reisebe-
 10 schreiber, die Einwohner, der Neapolitanische Staatskalender sagen, es sei
 die *päpstliche*. Wer mir eine glänzende Lüge nachweist, dem verspreche ich,
 mich zur Strafe zu der Sizilianisch=christlichen Kirche zu bekehren. Leicht
 begreift man die Größe dieses Opfers, sobald man jene Kirche etwas näher
 15 ins Auge faßt. Der heidnische Götzendienst ist eine viel vollkommeneren
 Religion, als der Gottesdienst der Sizilianer: denn jener giebt sich für das,
 was er ist, dieser lügt, daß er einen Gott anbetet. Der Götzendiener sagt: „ich
 bete meine Götter an“, habe er nun zwei oder drei oder hundert, beuge er
 sich vor unsichtbaren Göttern, oder vor Sonne, Mond und Sterne, oder vor
 20 Schlangen, Ochsen und Mistkäfern, oder vor Götzenbilder und Holzklöt-
 zen. Der Götzendienst ist also wenigstens ehrlich bei seinem Irrthum; er
 giebt sein Blei als Blei. Dahingegen der Sizilianische Christ betet auch eine
 Menge Götter und Götzen an, und nennt das Monotheismus; giebt also Blei
 für Gold aus, und verachtet außerdem noch, aufgeblasen von Hochmuth,
 25 alle Andersgläubigen, selbst Christen. Dies ist ungeschlachte [?] Dummheit
 bei dem gemeinen Sizilianer, der eben nicht tiefer denkt, als sein Maulesel,
 aber biblische Arglist bei der Klasse, welche sich | eine tiefere Erkenntniß in
 Religion und Theologie beimißt. Die Geistlichkeit wenigstens sollte nicht
 dulden, daß der Gottesdienst in Sizilien an erbärmlicher Leerheit weiter
 30 unter der Vielgötterei der Heiden stehe, indem er den christlichen Namen
 missbraucht. Allein die *Geistlichen* können nicht vom Winde leben; deß-
 halb sind sie es ihrer Selbsterhaltung schuldig, das *Volk* mit so viel mit so
 viel Lügenwind zu speisen, als möglich. Aber der Staat! Welchen Namen
 verdient sein Benehmen mitten in dem köpfeverrückenden Treiben dieser
 35 römisch=katholischen Kirche? Die öffentliche Macht in Sizilien hebt nicht
 die Hand auf, einen Lichtstrahl in di diese Nacht zu schleudern, obwohl sie
 selbst nicht mehr in ihr gefangen ist. Sie muß sich wohl gut dabei stehen,

16 Nr. 4087, p. 1560-1567 der Großen Aphorismensammlung im KNFA; am
 Rande später mit Bleistift: 1835.

wie die Geistlichkeit auch: Sie sehen scharf genug in der Nacht, da sie Diebslaternen zu ihrem Privatgebrauche haben. Die Blinden bedürfen nicht des Lichtes zum Leben; also wozu ihnen den Staar stechen? Es wäre ja außerdem tyrannisch, die Sizilianer in ihrer Glaubensfreiheit zu stören. 1

Mögen die Narren ihre Possen treiben und die Kinder bei ihrem Spielzeug bleiben! Das würde Niemandem schaden, als ihnen selbst. Allein daß die Narrheit und Spielerei namenloses Elend geringer Klassen der Gesellschaft in ihrem Gefolge hat, daß der gottesdienstliche Wahnsinn ungestört auf seiner verderblichen | Bahn fortschreitet, so daß das Volk unter den Joche der Barbarei und der bittersten Dürftigkeit schmachtet: dieses Unwesen zu steuern ist die Pflicht einer gerechten Regierung, ja selbst des Kaisers von Japan. 5 10

Als ich im Laufe Dezembers 183^{*17} in Katania verweilte, glaubte ich nicht unter Christen, sondern unter Heiden und zwar unter exaltirten Heiden zu leben. Jeder Tag war mit Äußerungen der Abgötterei bezeichnet. Das Läuten der Glocken und das Abbrennen von Feuerwerken vergönnten den Ohren kaum zehn Minuten Ruhe; das bacchantische Getümmel der Prozessionen erfüllte fast täglich die Herzen der Bevölkerung Freudegefühlen. Doch am Tag der Santa Lucia stieg der Unsinn auf seinen Gipfelpunkt. Der Platz vor der Kathedrale war schon stundenlang vorher mit Gläubigen fast aller Klassen zu Fuß und zu Wagen angefüllt; alle Glocken arbeiteten, als wollten sie sich zu Tode läuten und eine die andere an Frömmigkeit überholen, Trommeln und andere lärmende Instrumente erschalten, der Heiligen zu Ehren und der Christen zur Nachricht, Raketen stiegen auf, als Zeichen des Jubel- feuers, welches in den Herzen loderte. Auf der obersten Stufe der Treppe, die in die Kathedrale führt, hatte ich Platz genommen, in einer Schaar von festbegeisterten Weibern, die mir übel hätten mitspielen können, wäre ihnen meine Erzketzerei bekannt | gewesen. So ziemlich war meine Geduld im Harren erschöpft: als endlich die unabsehbare Prozession sich von fern in der strada Ferdinanda entwickelte. Welcher Anblick! Dieser Verein der buntesten Farben, der sonderbarsten Kostüme und der bizarrsten Gruppen erweckten tausendmal eher die Idee eines erztolten Faschingsumzugs, als die einer kirchlichen Feier. Die Prozession rückte dann im Schneckenschritt mit häufigen Pausen durch die dichtgedrängte Masse der Zuschauer über den Platz, wo sie ihre volle Narrheit entfaltete. Als Vorläufer der heiligen Jungfrau erschien ein Monstrum, für welches nicht leicht ein Name zu finden ist. Es war ein offenes Behältniß von kolossaler Größe, in Form einer Chinesischen Prunkgondel, mit Rädern versehen. In demselben saß und stand eine 15 20 25 30 35

17 Das Sternchen überschrieb Nauwerck später mit Bleistift mit einer 4, also 1834.

1 ansehnliche Zahl von Knaben und Mädchen, in den wunderlichsten Kostü-
men, als Engel und Erzengel mit allerlei Attributen ausgestattet; die Gewänder
waren von den feinsten Atlasstoffen, und die Flügel in rosa, lila, blüthen-
weiß und anderen sentimentalischen Farben. Eins dieser geschlechtslosen Wesen
5 führte als Erzengel Gabriel den Kommandostab, und gab allerlei Signale zur
Ausführung der zahlreichen Ceremonien, Evolutionen und Feuerwerk. Das
Volk erwies der künstlichen Engelschaar eine Ehrfurcht, | wie nur wirkliche
Engel sie verlangen können (etwa so, wie unsere Geheimräthe mit ähnlichen
Respekt behandelt werden, als die wirklichen Geheimräthe.) Männer, zum
10 Theil Greise, versahen den Dienst als Pferde vor dem ungeheuren Wagen-
schiff, und schienen keine geringe Meinung von ihrem Verdienst zu hegen.
Fahnen und Standarten jeglicher Farbe und Form waren durch den ganzen
Zug gestreut, welcher aus verschiedenen Korporationen bestand, aus Magis-
tratspersonen, Bürgern, Priestern, Mönchen; an diese Lichtmasse des Kome-
15 ten endlich heftete sich ein gewaltiger Schweif an, gebildet von unruhigem,
tobendem Gesindel, der Leibwache des Formatismus. Den Ehrenplatz des
ganzen Zuges jedoch behauptete die Person, welcher in dem Kopfe des
ächten Italieners der höchste Rang über allen Wesen gebührt, welche sein
wahrer Gott ist, – die Madonna. Unter einem hochgetragenen Baldachin,
20 welcher von Gold und kostbaren Stoffen prangte, stand die Mutter Gottes,
über alle Gläubigen emporragend, deren begeisterte Blicke das Wachs durch-
bohren zu wollen schienen. Eine – Wachsfigur, schöne geformt, mit rosigem
sechzehnjährigem Antlitz, angethan mit den reichsten Prunkgewändern
und einer strahlenden Himmelskrone, spendete den Segen ihrer Garde
25 durch den „unwürdigen“ Mund der hohen geistlichen | Würdenträger, in
feinen Gallakleidern, über die knienden Schaaren. Lautes Jubelgeschrei aber
erhob sich, als ein Petardenfeuerwerk, rings an den vier Saiten des Platzes
hinlaufend, knathernd losbrannte, und dazwischen Raketen aufzischten und
Böller ihre Donner entsandten. Dies alles entzündete die Andachtsfunken
30 zu solchem Getöse, daß die Straßen von dem Pulverlärm und dem tausend-
stimmigen Viva Maria! Viva la Madonna! widerhalten.

Die Raserei drohte, ansteckend zu werden; ich eilte fort, mit innerem
Grimme über die Herabwürdigung der Menschennatur durch das eiserne
Joch des Aberglaubens und der Abgötterei. Fliehend aus diesen Straßen voll
35 geistumnebelnden Pulverdampfes erreichte ich bald das Freie, stieg auf einen
Berg und trat in den erhabensten Tempel der Natur ein: seitwärts ragte der
majestätische stets rauschende Vulkan, dessen ewiges Schneehaupt von den
Sonnenstrahlen erglänzte, vor mir streckte der tiefblaue Ozean seine uner-
meßlichen Spiegel und weit in die Ferne verfolgte das Auge zu beiden Saiten

die malerischen Windungen der blauen Küste, und über mir wölbte sich der
 reinste Azurhimmel: drei großartige Bilder der stolzen, schrankenlosen Frei- 1
 heit des Geistes. – Lange fesselte mich hier | die wohlthätige Freude, in welche
 eine erhabene Natur die Seele versenkt, jene reine Luft, die den Geist auf dem
 Bereich der Schmerzen und Leiden emporhebt. 5

Die Rückkehr zu den Menschen war auch eine Rückkehr zu ihrer Erbärm-
 lichkeit. Vorher hatte mich ihr Wahnsinn aufgebracht: jetzt empörte mich
 ihr Elend. Glänzende Bilder desselben, wie sie nur eine fruchtbare Phan-
 tasie zu malen versteht, schmückten auf Sizilianisch die anmuthige Heer- 10
 straße, welche von Katania nach Palermo führt. Gesindel jeden Alters und
 Geschlechts, Geschöpfe, deren malerische Verschiedenheit zu schildern,
 meine Feder zu schwach ist, erheben hier täglich Markzerschneidende Stim-
 men und strecken fortwährend ihre schmutzigen Hände aus, mit einem 15
 Erfolge, der einen gescheuten Bettler bald zum letzten Mittel gegen die Ver-
 zweiflung treiben würde. Unter den Jammergestalten und Krüppeln, welche
 seitwärts am Wege lagerten, fesselte eine vorzugsweise die Aufmerksamkeit;
 schwerlich möchte sich ein Winkel Italiens einer so meisterhaften Schöp-
 fung rühmen. So viele ich auch sah, die mit Siegsaussichten gegen Katania
 in die Schranken treten könnten, jener muß ich die Palme reichen. | Ha, wie 20
 schwelgte ich hier im Anblick eines Kunstwerks menschlicher Barbarei!
 Wie weidete ich meine Augen an diesen Zügen, auf welche der Gram die
 Geschichte langer Jahre gefurcht hatte, an diesem Körper, welchen schwere
 Wassersucht an den Staub der Erde geschmiedet hielt, an dieser Fetzenbe-
 kleidung, welche bestimmt schien, die Nacktheit noch fühlbarer zu machen. 25
 Dieses Geschöpf – ob Mann oder Weib, war kaum zu errathen – wie viel
 schauderhafter erschien es unter dem treumlichen [?] Dache von Orangen
 und Mandelbäumen, mitten im Schooße der schwelgerischen Natur des
 Südens, im Angesichte des mächtigen Feuerspeiers und eines Ozeans, in
 dem der Himmel sein brechendes Angesicht spiegelte. Und doch, dieses sie- 30
 chende Scheusal war ein Mensch, ein kranker Mensch, welcher fror, hun-
 gerte und durstete. Wie mußte es wohl in seinem Innern aussehen? Dieser
 Mensch hatte, wie es schien, von seinem Geschlechte Abschied genommen
 und sich in seine Welt voll grinsenden Elend gestürzt, wohin ihm keine Rat-
 ten folgten. Stumpf und starr war sein viehischer Blick; seine Zunge schien
 der Sprache entwöhnt und lallte kaum das klägliche *tschlenza!* (*Eccellenza*), 35
 welches die Lüfte davon trugen, wohl in die Ohren der Menschen, [mit Blei-
 stift hinzugefügt:] *aber nicht in ihre Herzen. (Schluß ist verloren gegangen.)*¹⁸

18 Der kursivierte Schlußsatz wurde von Nauwerck mit Bleistift nachgetragen.

Eoin Bourke (Galway)

England's Backyard – Vormärz Travel Writers on the Irish Question

Of the politically motivated authors usually subsumed under the period headings “Junges Deutschland” and “Vormärz”, five – Hermann von Pückler-Muskau, Jakob Venedey, Moritz Hartmann, Anton Schütte and Friedrich Engels – travelled to Ireland and wrote of their experiences there. Another such author, Charles Sealsfield, is thought to be the writer of an anonymous account published in 1838, while a further one, Fanny Lewald, wrote with great empathy about the Irish immigrants in London in her correspondence with Moritz Hartmann. Many other Vormärz authors such as Heinrich Heine, Ludwig Börne, Robert Gutzkow, Ferdinand Freiligrath, Levin Schücking and Georg Weerth made “poor green Erin”¹ their theme in prose and poetry without ever having been in Ireland. “Von politisch-gesellschaftlichen Strukturen genötigt,” wrote Gotthard Erler, “entdeckten die Autoren des Jungen Deutschland und des Vormärz die zeit- und kulturkritisch reflektierende Reiseprosa neu und entwickelten sie einfallsreich und ihrer Individualität entsprechend weiter.”² Most Germans went first to Great Britain to witness and describe what in comparison to the conditions in the German petty principalities was very progressive in its industrial advancement, free trade, extraordinary wealth-creation, very advanced civil rights and parliamentary democracy and to hold it up as a model to the Germans. Some then added on a trip to Ireland, which after all was a part of the political entity “The United Kingdom”, to see, as they thought, more of the same. Instead they came face to face with the most abject poverty any of them had ever experienced, including the professional ethnographer Johann Georg Kohl, who had been all over Europe and as far as Siberia. For the Vormärz authors this raised questions as to why “John Bull’s other island”, as George Bernhard Shaw would much later call Ireland, was so utterly neglected, to the extent that Ferdinand Freiligrath borrowed the phrase “the Niobe of nations” from

-
- 1 The phrase “das arme, grüne Erin” stems from Heine’s “Englische Fragmente”. Cf. Heinrich Heine, *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*, 7/1. *Reisebilder III/IV. Text*, ed. Alfred Opitz, Hamburg: VERLAG, 1986, p. 254.
 - 2 Gotthard Erler, “Nachwort”, *Spaziergänge und Weltfahrten. Reisebilder von Heine bis Weerth*, ed. Gotthard Erler, Rostock: Hinstorff, 1976, p. 384.

Byron's *Childe Harold*, where it is used for the dejected state of modern Rome, and applied it to Ireland in his poem *Irland*, written in London in 1847. The shocked Vormärz authors had unexpectedly discovered the dark side of the British paradigm. Pückler-Muskau's travel diary *Briefe eines Verstorbenen* was a case in point. Initially, his authorial anonymity was considered necessary because the obvious admiration for Britain's system of constitutional monarchy evident in the first volume might otherwise not have been tolerated by the Prussian censorship system, coming as it did from a titular Prince and former lieutenant of the Prussian army, but the second volume was to manifest an express criticism of English colonialism. In a footnote he writes,

Ich habe hier aktenkundige Dinge vernommen, und Elend gesehen, das nie während der Leibeigenschaft in Deutschland erhört worden ist, und in den Ländern der Sklaverei kaum seinesgleichen finden möchte.³

It was soon to become clear to him that the religious discrimination he reports on was in fact ethnic in character, as the ruling landed gentry was made up of Anglo-Irish Protestant settlers while the oppressed masses were native Irish Catholics. The freethinker Pückler is scandalized by the fact that in what Germans referred to as the "Hort der Freiheit" Catholics could neither sit in Parliament nor become army generals, ministers or judges. The worst outrage, he said, was the tithe that Catholics had to pay to the Protestant clergy.⁴

Pückler quotes the fulminations of an Anglo-Irish landlord, describing him as "ein häßlicher, alter, in Galle getauchter Pedant" and "ein heftiger *Orangeman* (beiläufig gesagt, ist auch *Orange* seine natürliche Farbe)"⁵, to show what exterminatory fantasies some members of that class indulged in:

"Ich habe", sagte er, "meinem König dreißig Jahre lang in fast allen Weltteilen gedient, und bedarf der Ruhe. Dennoch ist mein sehnlichster Wunsch, um dessen Erfüllung ich Gott täglich bitte, eine 'sound rebellion' (eine gründliche Rebellion) in Irland zu erleben. Dann soll mein Dienst denselben Tag wieder angehen, und sollte ich auch mein eignes Leben darin verlieren, ich gebe es gern hin, wenn mit meinem Blute zugleich das von fünf Millionen Katholiken

3 Hermann Fürst von Pückler-Muskau, *Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch geschrieben in den Jahren 1826 bis 1829. Band II, 1. und 2. Teil*, ed. Günter J. Vaupel, Frankfurt am Main / Leipzig: Insel, 1991, p.191.

4 Pückler-Muskau, *Briefe eines Verstorbenen*, p. 377.

5 Pückler-Muskau, *Briefe eines Verstorbenen*, p. 240.

fließt – Rebellion – dahin will ich sie haben, da erwarte ich sie, und dahin muß man sie führen, um auf einmal mit ihnen zu enden; denn ohne *die gänzliche Vernichtung* dieser *race* kann es keine Ruhe mehr geben, und nur eine offene Rebellion und eine englische Armee, die sie zerdrückt, kann dies Resultat herbeiführen.“⁶

By inverting auto- and hetero-image, Pückler undermines the colonialist tactic of stereotyping the English as principled and educated, the Irish as underhand and ignorant (and therefore incapable of self-rule), Protestantism as rational, Catholicism as obscurantist. He tells of observing a Protestant country squire in a manor in the West of Ireland searching long and untiringly for the United States of America on a map of Europe. In a company of 20 of his peers no-one had ever heard of Carlsbad, Prague or Bohemia. In contrast to the above quoted Orangeman, Pückler is very taken with the tolerant and enlightened nature of debate in Daniel O’Connell’s household:

Ich wünschte, ich hätte einige jener wütenden *imbéciles* unter den englischen Protestanten [...] hierherzaubern können, welche die Katholiken für so unvernünftig und bigott ausschreien, während sie selbst allein, im wahrsten Sinne des Wortes, dem *fanatischen* Glauben ihrer politisch-religiösen Partei anhängen, und im voraus fest entschlossen sind, vor Vernunft und Menschlichkeit stets ihre langen Ohren zu verschließen.⁷

When Pückler was taking leave of O’Connell after visiting him in his home in Derrynane, Co. Kerry, he expressed to him the wish “daß, wenn wir uns einst wiedersähen, das Zwangs-Gebäude englischer Intoleranz ebenso durch ihn und seine Gehilfen zertrümmert sein möge”⁸

O’Connell’s campaign for Catholic Emancipation was crowned with a large degree of success in the Catholic Relief Act three months after Pückler’s departure from Ireland, although the most blatant injustice of all – the hated tithe paid by Catholics to the Anglican Church – was to continue till 1869.⁹

The two-volume *Briefe eines Verstorbenen*, which first appeared in Munich in 1830, proved so popular that it went into a third edition within a very

6 Ibid.

7 Pückler-Muskau, *Briefe eines Verstorbenen*, p. 324.

8 Pückler-Muskau, *Briefe eines Verstorbenen*, p. 326.

9 Cf. Eoin Bourke, “Hermann von Pückler-Muskau und Ferdinand Freiligrath zum irischen Zehntensystem”, in *Grabbe-Jahrbuch 2000/2001, 19./20. Jg.*, Detmold: Grabbe Verlag, pp. 284-301.

short period of time and became, according to Günter J. Vaupel, the most widely read German book of the entire 19th century.¹⁰ Sarah Austin's English translation, *The Tour of a German Prince*, met with much intense raising of eyebrows in Britain.¹¹ Pückler's friend Leopold Schefer gave what he considered to be the reasons for the angry reactions to the English edition: "Das Buch nimmt Irland in Schutz; es stellt die anglikanische Kirche in verdientes Licht."¹² And indeed it did for more reasons than one: it belies the image of Pückler's foppish superficiality, so assiduously cultivated in British journals and ridiculed in the figure of Count Smorltork in Charles Dickens's novel *The Pickwick Papers*, in that it demonstrates the author's perspicacious analysis of Irish conditions and his commitment, which deepens palpably in the course of the narrative, on behalf of Daniel O'Connell's hard-fought campaign for Catholic Emancipation. It also places the figure of O'Connell firmly on the European map as a political paradigm. *Briefe eines Verstorbenen* was to trigger off what was to amount to an O'Connell cult in Germany.¹³

Jakob Venedey, a liberal democrat and anti-Prussian activist from the Rheinland, was imprisoned in 1832 for holding an allegedly inflammatory speech at the Hambach Festival of that year. He escaped from the prison in Frankenthal and settled in Paris where he worked as a journalist for progressive German gazettes. While there, he was commissioned by the Brockhaus brothers Friedrich and Heinrich to travel to Ireland and write a work on Daniel O'Connell's new Repeal movement for their publishing house.¹⁴ Heinrich Brockhaus himself had been to England and Ireland in 1836 and had been introduced to Daniel O'Connell by his friend the Prussian historian Friedrich von Raumer.¹⁵ The new campaign was to repeal the Act of

10 Günter J. Vaupel, "Nachwort", in: Pückler-Muskau, *Briefe eines Verstorbenen*, p. 719.

11 Cit. Heinz Ohff, *Der grüne Fürst. Das abenteuerliche Leben des Hermann Pückler-Muskau*, Munich: Piper, 2nd ed., 2000, p. 168.

12 Cf. Ohff, *Der grüne Fürst*, p. 169.

13 Cf. Eoin Bourke, "Daniel O'Connell: Ein Riese unter Zwergen oder ein rechter Lump? Der irische Agitator in deutscher Vormärzperspektive", in: *Vormärz-literatur in europäischer Perspektive I. Öffentlichkeit und nationale Identität*, ed. Helmut Koopmann/Martina Lauster. Bielefeld: Aisthesis, 1996, pp. 159-174.

14 Jakob Venedey, *Irland*, 2 vols., Leipzig: Brockhaus, 1844.

15 Brockhaus's diary entries on Ireland were to be published later by his grandnephew Rudolf Brockhaus in: *Aus den Tagebüchern von Heinrich Brockhaus. In fünf Theilen. Als Handschrift gedruckt*, ed. Rudolf Brockhaus. Erster Theil. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1884.

Union and re-establish an Irish Parliament in Dublin whose members would no longer be confined to Protestants as in the former one, now that Catholic Emancipation had been achieved. Venedey spent three months in Ireland during the exciting Repeal Year, following O'Connell from one monster meeting to another. In Athlone Venedey was invited to join O'Connell on the speaker's rostrum and experienced from close quarters the "Agitator's" extraordinary skills not only in rhetoric but also in crowd control. Venedey is certainly unequivocal about whose side he is on, declaring in a short preface that he would deem himself happy if he could win over the sympathies of his readers for the Irish and their cause. The fact that he was an outspoken champion of Repeal explains why he was shadowed by British agents the length and breadth of Ireland.

In his introduction Venedey speaks with shame of the participation of German mercenaries in the English conquests, possibly referring to Prussian participation on William of Orange's side in the Battle of the Boyne (1690) but more probably to the contingent of Hessians under the command of Count Hompech who earned notoriety for their rape and slaughter of women in the aftermath of the Battle of Vinegar Hill (1798).¹⁶

Venedey researched the agrarian conditions to the extent that it became clear to him that the problem lay not in the alleged idleness of the native Irish – "Er ist der eifrigste Tagelöhner, wo das Tagewerk des Tages Lohn bringt, und sei der Lohn auch noch so geringe"¹⁷ – but rather in the lack of fixed tenure and the vicious circle of the rent being raised as soon as the land was improved:

Sie glauben, daß, wenn sie das Land verbessern, wenn sie das Haus verschönern und Alles in guter Ordnung bringen, die Rente (Miete) hinaufgeschraubt werden und mit den Verbesserungen Schritt halten würde. [...] Der größte Teil des Landes gehört eingewanderten englisch-irischen Lords. Diese wollen den höchsten Nutzen aus der Gegenwart ziehen. Dies Streben führte zu kleinen Pachthöfen, aus einer Hütte und ein paar Stück Landes bestehend, die der Bauer mit der höchstmöglichen Rente zahlt. Der Haß zwischen Bauer und Grundbesitzer kommt mit ins Spiel, wenn der Bauer das Grundstück nicht verbessern will und der Gutsherr die Bauern wegjagt, sobald er hofft, ein paar Pfund mehr erlangen zu können. [...] Der Bauer erhält *keinen Pachtvertrag* und kann so alle Tage ausgewiesen werden.¹⁸

16 Venedey, *Irland*, I, p. xi.

17 Venedey, *Irland*, I, p. 323.

18 Venedey, *Irland*, I, p. 324.

However, despite his outspoken identification with the poor Catholic peasantry in the circumstances prevailing in Ireland, Venedey believed as a French-style republican that Church and State should be separated and expressly eschewed political power in the hands of any clergy, whether Anglican, Presbyterian or Catholic. By way of an anecdote he pinpoints the growing power of the Catholic Church in civic matters and with remarkable perspicacity foretells a situation which, in fact, was to arise three-quarters of a century later after the establishment of the Irish Free State in 1922, when the Catholic Church exercised an inordinate degree of power in the shaping of the independent republic:

Ich habe Zeichen genug in Irland gesehen, die darauf hindeuten, daß die irische Geistlichkeit den Weg des Verderbens geht. Ich entsinne mich einer Verhandlung in dem South-Dublin-Union Workhouse, wo es galt, einen Lehrer für die Schule zu wählen. Der Vorgeschlagene war ein Katholik und hatte von dem Geistlichen des Arbeitshauses ganz gute Erzeugnisse erhalten. So sollte er gewählt werden – als Einer behauptete, der Vorgeschlagene höre nicht jeden Sonntag Messe und der Koch des Arbeitshauses sei ein viel besserer Christ. Nun fand eine neue Untersuchung statt, nicht wer der beste Lehrer, der moralischste Mensch – beides, Wissen und moralischer Wandel, wurde in Bezug auf den Lehramtskandidaten nicht in Frage gestellt, – sondern wer am fleißigsten die Kirche besuche. Dann kam derselbe Geistliche, der früher für den Lehrer gezeugt hatte, widerrief sein Zeugnis und sprach sich für den *Koch* aus – der somit zum *Lehrer* ernannt wurde, weil er alle Sonntage eine Messe hörte.¹⁹

The Westphalian democrat Anton Schütte travelled in the autumn of 1845 to Daniel O’Connell’s home in Derrynane to experience the “Great Agitator” in person. His impressions were published belatedly in May 1847 in a series of five articles in the *Augsburger Allgemeine Zeitung*. Schütte gives a lengthy description of both the internal and external physical layout of Derrynane House whose detail conveys the impression that the author feels himself to be present at one of the holiest sanctuaries of European democracy. Also his dramatic depiction of the surrounding mountain- and seascape seems to have the unspoken function of staging the defiant and at the same time shielding figure of O’Connell against a backdrop of epic and elemental struggle. The iconic character of O’Connell is left in no doubt: according to Schütte he stands “an der Spitze einer der größten Bewegungen der neueren Zeit”.²⁰

19 Venedey, *Irland*, I, p. 224f.

20 Anton Schütte, *Reise nach Derrynane und Besuch bei Daniel O’Connell, IV*, in *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 149, 30 May 1847, p. 1185.

Schütte undermines stereotyping by analysing the actual economic reasons for Irish anomalies such as their keeping pigs inside their dwellings, which was ridiculed by the English in the common phrase “pigs in the parlour”. Like Pückler before him, Schütte realizes that the pig is the last-ditch security against being unable to pay the rent or the tithe and thus risking immediate eviction. He goes further and illustrates the whole system of exploitation as regards farm products:

Vor jedem Haus oder an jedem Herd sieht man fette Schweine liegen; aber dürfen diejenigen, welche diese Tiere mästen, sie auch essen? Ein solcher Gedanke steigt nie und nimmer in dem Kopf eines armen Irländers auf. Der englische Arbeiter schlachtet Weihnachten sein Schwein, und hängt ein paar Speckseiten rund um seine Haustüre. So was sieht man in Irland nie; der arme irische Arbeiter kennt nicht den Geschmack von Speck, denn alle Schweine fahren über den Kanal nach England. Hühner spazieren vor seiner Tür, aber ihre Eier werden nicht im Lande gesotten; Truthennen werden in den Feldern gefüttert, aber sie wandern nach England, wenn sie für den Bratspieß gut sind. [...] Das Schaf auf den Hügeln sucht Mannigfaltigkeit des Futters, oder es kränkelt und stirbt dahin; aber der irische Bauer – ein Mensch und der Bruder des reichsten Epikur – kennt nur *eine* Schüssel für seinen Tisch, *und wenn er stirbt vor Hunger, so stirbt er, weil ihm die Kartoffeln fehlten*.²¹

The tragic irony of the last sentence is greatly multiplied when one considers that at the very time when Schütte was writing it, he did not yet realize that the first signs of the potato blight that would rob the Irish of their staple diet and lead to the Great Famine were manifesting themselves. Moreover, the mass export of Ireland's plentiful agricultural products to England as described by Schütte – enough to feed ten times its population – continued unabated while the population starved.

Schütte himself was to become a highly admired public speaker as a result of having studied techniques of parliamentary oratory in London, not least those of Daniel O'Connell himself. He went to Prague and Vienna in 1847/48 where he was considered by the authorities to be a very dangerous influence as a proponent of O'Connell's Repeal Movement and “because he kept haranguing the workers on liberty”.²² He was to become so prominent in the Viennese October Revolution of 1848 as a campaigner for parliamentary

21 Anton Schütte, *Reise nach Derrynane*, p. 1186.

22 Priscilla Robertson, *Revolutions of 1848. A Social History*, Princeton N.J.: Princeton University Press, 1952, p. 224, fn. 8.

democracy that Field Marshal Alfred Windischgrätz demanded his head in a proclamation of 26 October 1848, to which Schütte cheekily responded by putting a reward of 2000 ducats on Windischgrätz's head. He escaped from Vienna to Berlin and eventually went into exile in 1861 to the USA, where he spent the rest of his life and fought on the side of the Union for the abolition of slavery in the American Civil War.

The writer and journalist Moritz Hartmann was elected after the 1848 Revolution by the German community of the northern Bohemian town of Litoměřice (Leitmeritz) to represent them at Germany's first but short-lived democratic parliament in Frankfurt, where along with Jakob Venedey he aligned himself with the Democratic Left. A warrant was issued for his arrest after he joined the barricade fighting in Vienna in October 1848. He narrowly escaped imprisonment and possible execution, returned to Frankfurt and joined the so-called Rump Parliament in Stuttgart, which was broken up by Württemberg Dragoons on the 18th of June 1849, bringing Germany's mid-19th-century attempt to achieve democracy to an ignominious end. As Hartmann was now wanted by the police throughout both the German territories and the Austro-Hungarian Empire, he was forced into political exile, first to Switzerland and then to England. In 1850 he spent the month of July in Ireland when the country was still in the throes of famine. His initial reaction is recorded in a letter he wrote to his friend Fanny Lewald in London and which she found one day on returning to her flat in Bayswater:

Hier fand ich einen Brief von H. aus Dublin vor, mit einem bitteren Aufschrei der Verzweiflung über Irlands Zustände. Er schreibt: "Irlands Elend übersteigt alle Begriffe. Wenn man England in England respektieren lernt, kann man es hier hassen und verabscheuen lernen. Was elende vernichtete Menschen sind, weiß ich erst jetzt. Ich bin noch so voll von dem Erlebten, dass ich es Ihnen nicht beschreiben kann. Man möchte mit Hamlet ausrufen: horror! horror! horror! Ich sage Ihnen, es gibt in England eine Sklaverei, die Sklaverei der Irländer, gegen welche die von Wilberforce abgeschaffte ein Kinderspiel gewesen sein muß. Meine Seele ist zerrissen davon."²³

Lewald adds her comment on the letter: "Wie arg muß es dort aussehen, wenn unseres Freundes hoffnungsmutiger, lebensfroher Sinn zu solcher Erbitterung gereizt werden konnte."²⁴ In cameos from Hartmann's prose

23 Fanny Lewald, *England und Schottland. Reisetagebuch*, vol. 2, Braunschweig: Vieweg, 1852, p. 89.

24 Lewald, *England und Schottland*, p. 90.

piece *Kontraste*, one derives a sense of apocalypse where he describes scenes of cabins in the west of Ireland “von denen der Beamte des Grundbesitzers das Dach gerissen und die wohl zu hunderten mitten aus Moorgründen oder sandigen Kartoffelfeldern ihre Lehmgiebel wie dürre Arme klagend gen Himmel strecken”, or how “Mann, Weib und eine lange Reihe von Kindern, wie Vögel mit bleigetroffenen Flügeln, nackt, krank, mit den Symptomen des nahenden Hungerfiebers über die Kartoffelfelder oder die nassen Moorgründe irren, ohne zu wissen, wohin sich zu wenden [...]”.²⁵

Hartmann's *Briefe aus Dublin* from his correspondence to Fanny Lewald are short, but constitute an extraordinarily trenchant criticism of imperialism. O'Connell was dead, the Young Ireland rebellion of 1848 quashed, and Ireland overrun with more British soldiers than on the entire Indian subcontinent. “Überall” Hartmann wrote,

gewährt Dublin den Anblick einer eroberten Stadt; Soldaten, in London eine Seltenheit, gibt es hier in unzähliger Menge; auf Schritt und Tritt begegnet man rotgeröckten Scharen. Überall stehen Kasernen von ungeheurer Größe und das Kastell in der Mitte der Stadt ist ein wahres Zwing-Dublin. Die policemen, die Sie in London so sehr als Diener des Publikums bewunderten, sind ebenso hier vollkommene Polizisten, wie auf dem Kontinent; die meisten tragen dicke Stöcke und sind rau und unfreundlich.²⁶

Hartmann, as a German-speaking Jew of Sephardic origin from the Czech village of Trhové Dušňíky (Duschník) will have been trebly sensitized for the semiotics of alpha-cultures whose aim it is to neutralize or marginalize alterity, to deny the validity of indigenous cultures as “primitive” or immigrant cultures as “alien” and instead to superimpose their own as God-given. He reads the cityscape of Dublin as such a sign-system of domination in describing even the architecture, monuments and street-names of Dublin as instruments of the imperialist strategy of negating the indigenous culture:

Auch Strassen, Monumente und Häuser zeigen, wie man der eroberten Stadt mit Gewalt ein englisches Gepräge geben und ihr einreden will, als ob die Geschichte Englands, der Ruhm Englands auch ihr Ruhm und ihre Geschichte sei. Die meisten Strassen, nur die ältesten ausgenommen, tragen berühmte

25 Moritz Hartmann, *Kontraste*, in Hartmann, *Gesammelte Werke*, ed. Ludwig Bamberger & Wilhelm Vollmer, vol. 4, Stuttgart: Cotta, 1873, p. 476.

26 Moritz Hartmann, *Briefe aus Dublin*, in Hartmann, *Gesammelte Werke*, vol. 3, p. 9f.

englische Namen. Die Moore Street ist die einzige, die einen irischen Namen neueren Datums trägt.²⁷

Also the victory columns that stood erect as a metaphor for phallic triumph over the subdued (female) city gain his attention:

In der schönen Sackville Street steht Nelson auf seiner Säule, und vom Phoenix Parke aus beherrscht eine Pyramide mit den Namen der Wellington'schen Schlachtfelder die Stadt. Beide Helden hätte Irland lieber geschlagen als siegreich gesehen. Aber was hilft's? England behandelt Irland, wie schlechte Erzieher ein Kind behandeln: es *muß* die Speisen schlucken, die es nicht mag.²⁸

It was in Hartmann's nature to take the side of the underdog in every historical or contemporary struggle for power, whether it involved Hussites, Huguenots, Prague Jews or, in the case of Ireland, Catholics – “in Irland waren es Robert Emmet und die Katholiken, im südlichen Frankreich sind es Roland, Jean Cavalier und die Protestanten”.²⁹ In his support for the struggle for Repeal he goes beyond Pückler-Muskau, Venedey and Schütte, all of whom praised O'Connell for campaigning for both Catholic Emancipation and Repeal by means of constitutional reform. Hartmann is for revolution, referring in the quotation below to John Mitchel and William Smyth O'Brien, the Protestant leaders of the Young Ireland movement who broke with O'Connell's strategy of “moral force”:

Die Schüler und Nachfolger O'Connells sind keine friedlichen Agitatoren, sondern offene Revolutionäre. Es scheint geschichtliche Vorsehung zu sein, daß O'Connell gerade vor Anbruch des Jahres 1848 die Augen geschlossen hat. Gewisse Punkte gibt es, an denen angelangt die Geschichte sich mit Reformen und friedlichen Agitationen nicht begnügen kann; die Mitchels und Smith O'Briens sind in ihrer Zeit eben so berechtigt, wie es der alte Dan in der seinen gewesen.³⁰

27 Hartmann, *Briefe aus Dublin*, p. 10. Hartmann is mistaken here, taking the name to be that of the Irish Catholic song-writer and poet Thomas Moore. This street-name, too, is drawn from the Anglo-Irish aristocracy and refers to Henry Moore, Earl of Drogheda.

28 Hartmann, *Briefe aus Dublin*, p. 11.

29 Cit. Rudolf Wolkan, “Vorwort”, in *Briefe von Moritz Hartmann*, ed. Rudolf Wolkan, Vienna, Berlin, Leipzig & Munich: Rikola, 1921, p.25.

30 Hartmann, *Briefe aus Dublin*, p. 15.

But even by the time those words were written, Mitchel and Smith O'Brien had been sentenced for treason and transported to Van Diemen's Land.

Of all Germans of the 19th century, Friedrich Engels and Karl Marx studied what was known as the "Irish Question" most intensely and eruditely. In Engels' earlier writings he tended to cast the Irish in England in a negative role as a crude sub-proletariat that had not achieved the advanced state of consciousness of their English counterparts, that undercut the wages of the latter and degraded the conditions of labour. As to the scandalous poverty that existed in "John Bull's other island", Engels declared it to be owing to the character of the people themselves – "Ihr sinnliches, erregbares Wesen läßt die Überlegung und ruhige, anhaltende Tätigkeit nicht zur Entwicklung kommen"³¹ – adding categorically that "die Ursache des irischen Elends, die jetzt noch auswärts zu liegen scheint, zu Hause zu suchen ist".³² One of the factors in causing a complete reversal of that view was certainly Engels' common-law partnership with the second-generation Irish worker Mary Burns, who was born into an Irish family in Manchester with both Fenian and Chartist connections. The daughter of an Irish immigrant, the dyer Michael Burns, she also worked in the Manchester textiles industry as a mill-hand. She acquainted Engels with the Irish slums in Manchester and accompanied him on the first of his two trips to Ireland. He travelled from Dublin to the west and southwest coast of Ireland with Mary in May 1856. On 23 May he wrote words in a letter to Karl Marx in London that are marked by the shock of first-hand experience. Engels' reading of the landscape is similar to but more extreme than Schütte's, as the horrors of famine, typhus and cholera had meanwhile exacerbated the hitherto malaise:

Eigentümlich sind dem Land die Ruinen, die ältesten aus dem 5. und 6., die neuesten aus dem 19. Jahrhundert, mit allen Mittelstufen. Die ältesten reine Kirchen; seit 1100 Kirchen und Schlösser, seit 1800 Bauernhäuser. Im ganzen Westen, besonders aber der Gegend von Galway ist das Land mit solchen verfallenen Bauernhäusern bedeckt, die meist erst seit 1846 verlassen sind. Ich habe nie geglaubt, dass eine Hungersnot eine so handgreifliche Realität haben könne. Ganze Dörfer sind verödet, und dazwischen dann die prächtigen Parks der kleineren landlords, fast der einzigen, die dort noch wohnen; meist Advokaten. Hungersnot, Auswanderung und clearances zusammen haben das fer-

31 Friedrich Engels, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*. In: Karl Marx, Friedrich Engels, *Werke*, vol. 2. Berlin: Dietz, 1972, p. 184.

32 Engels, *die Lage der arbeitenden Klasse in England*, p. 485.

tiggebracht. Dabei nicht einmal Vieh auf den Feldern; das Land ist komplette Wüste, die niemand haben will.³³

Engels sees, too, the relationship between geographical and political landscape, between population depletion and feudalistic exploitation. He is no longer in any doubt about the source of Irish misery:

Gendarmen, Pfaffen, Advokaten, Bürokraten, Rittergutsbesitzer in erfreulicher Menge und eine totale Abwesenheit aller und jeder Industrie, so daß kaum zu begreifen wäre, wovon alle diese Schmarotzerpflanzen leben, wenn nicht die Misère der Bauern das entsprechende Gegenstück bildete. Die "Maßregelung" ist an allen Ecken und Enden sichtbar, die Regierung pfuscht in alles, von sog. selfgovernment keine Spur. Man kann Irland als die erste englische Kolonie ansehen, und als eine, die ihrer Nähe wegen noch direkt in der alten Weise regiert wird, und man merkt hier schon, dass die sog. Freiheit der englischen Bürger auf der Unterdrückung der Kolonien beruht.³⁴

Although it was to take another 72 years for the revolution which Hartmann saw as inevitable – in 1922 the Irish Free State was founded as a consequence of the armed rebellion that began in the Easter Rising of 1916 – it was the trauma of famine and England's military rather than humanitarian response to it that sowed the seeds of revolutionary determination.

33 Engels, letter to Karl Marx, Manchester, 23th May 1856, in: Karl Marx, Friedrich Engels, *Der Briefwechsel*. Munich: dtv, 1983, p. 137.

34 Engels, *Der Briefwechsel*, p. 136.

Monika Straňáková (Nitra)

„Es ist hier vieles ganz anders, als man bei uns glaubt...“
Fanny Tarnows Reise nach St. Petersburg

Seit dem späten 18. Jahrhundert stieg die Zahl der von Frauen verfassten, auf eigenen Erfahrungen beruhenden Reiseberichte kontinuierlich an. Sie eroberten damit in einer Zeit, in der nach den vorherrschenden Rollenvorstellungen der Geschlechter sowohl Reisen als auch Schreiben als „unweiblich“ galt, im doppelten Sinne fremdes Terrain.¹ Indem sich Ida Hahn-Hahn in den Orient begab, Johanna Schopenhauer nach England und Schottland reiste oder Ida Pfeiffer ihre Reise nach Brasilien zu einer Weltreise ausdehnte, um nur einige prominente Beispiele zu nennen, entzogen sie sich nicht nur den gesellschaftlichen Zwängen, sondern entschieden sich auch bewusst für eine Außenseiterposition, in der individuelle Erkenntnis vor den Pflichten gegenüber der Gemeinschaft rangierte. Für die Zeitgenossen bewiesen sie lediglich ihre Unfähigkeit, sich entsprechend der gesellschaftlichen Konventionen zu verhalten.

Frauen, die trotz der Vorurteile die „Reise als Lebensalternative“² wählten, mussten spätestens nach dem Schritt an die literarische Öffentlichkeit mit Ressentiments rechnen. Denn die Reiseschriftstellerei, verstanden als enzyklopädische Reisebeschreibung, in der quantifizierende Darstellungsformen dominierten, war Männern vorbehalten. Doch auch die Konventionen anderer Gattungsvorbilder wie etwa die klassische Bildungsreise ließen Frauen kaum Gestaltungsmöglichkeiten.³ Erst mit der Orientierung am reisenden Subjekt, der Aufwertung seiner Reflexionen gegenüber dem Informationsgehalt und dem Brief und Tagebuch als bevorzugte Gestaltungsformen hatten Frauen Chancen auf gesellschaftliche Anerkennung als Reiseschriftstellerin.⁴

- 1 Die öffentliche Meinung über weibliches Reisen im 18. und 19. Jahrhundert behandelt Irmgard Scheitler: *Gattung und Geschlecht. Reisebeschreibungen deutscher Frauen 1780-1850*. Tübingen: Niemeyer 1999, S. 22-28.
- 2 Tamara Felden: *FrauenReisen. Zur literarischen Repräsentation weiblicher Geschlechterrollenerfahrung im 19. Jahrhundert*. Frankfurt/M.: Lang 1993, S. 28.
- 3 Zu den Tendenzen der von Männern verfassten Reiseliteratur zwischen 1780 und 1850 als Maßstab weiblichen Schreibens siehe Scheitler 1999, S. 28-42.
- 4 Vgl. ebd., S. 37. Zur (Re-)Individualisierung der Wahrnehmung im Reisebericht siehe auch Peter J. Brenner: „Die Erfahrung der Fremde. Zur Entwicklung einer Wahrnehmungsform in der Geschichte des Reiseberichts“. *Der Reisebericht. Die*

Auch die hier behandelte Fanny Tarnow, eine der Wegbereiterinnen weiblichen Berufsschriftstellertums in Deutschland, hat die Verbindlichkeit zeitgenössischer Geschlechternormen am eigenen Leib erfahren müssen, doch sie verstand es wie wenige, den männlichen Weiblichkeitsdiskurs für das eigene literarische Schaffen nutzbar zu machen. Sie hat sich in den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts als Autorin sentimentaler Frauenromane etabliert und wurde als solche viel gelesen. In ihren Büchern stellt sie die Weiblichkeitsideale ihrer Zeit nicht ausdrücklich in Frage, denkt aber differenziert über das Spannungsverhältnis, das zwischen ihnen und den tatsächlichen Lebens- und Schaffensbedingungen der Frauen besteht, nach. Im Fokus des Interesses der germanistischen Forschung steht vor allem dieser Aspekt, zu den schriftlichen Zeugnissen ihres Russland-Aufenthaltes gibt es meines Wissens bisher keine umfangreicheren Untersuchungen.⁵

I. Zu Tarnows Biographie und literarischem Selbstverständnis

Von der Lebensgeschichte Fanny Tarnows ist bisher wenig bekannt, die auf ihren Tagebüchern und Briefen basierenden biographischen Arbeiten sind zudem voller Widersprüche. Als Hauptquelle gilt nach wie vor die Biographie⁶ ihrer Nichte, der Schriftstellerin Amely Bölte, auf die sich all ihre Nachfolger beziehen. Während aber Carl Schröder noch in seinem Aufsatz⁷ 1903 Grundaussagen und Urteile unreflektiert übernahm, wurden mehr als

Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur. Hg. ders. Frankfurt/M.: Suhrkamp Taschenbuch 1989, S. 35.

- 5 Vgl. Birgit Wägenbaur: *Die Pathologie der Liebe. Literarische Weiblichkeitsentwürfe um 1800.* Berlin: Erich Schmidt 1996; Reinhard Rösler: „Weibliche Identität und weibliches Selbstbewusstsein in Texten der populären Literatur des frühen 19. Jahrhunderts am Beispiel Fanny Tarnows“. *Aus dem Schatten treten. Aspekte weiblichen Schreibens zwischen Mittelalter und Romantik.* Hg. Kurt Erich Schöndorf/Elin Nesje Vestli/Thomas Jung: Frankfurt/M.: Lang 2000 (= Osloer Beiträge zur Germanistik 28), S. 127-141; Birgit Wägenbaur: „Die Vermarktung der Gefühle. Fanny Tarnow (1779-1862)“. *Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert.* Hg. Karin Tebben. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998, S. 160-187. In Scheitlers *Gattung und Geschlecht* bleibt Tarnow trotz des Reiseberichts als Untersuchungsgegenstand marginal.
- 6 Amely Bölte: *Fanny Tarnow. Ein Lebensbild.* Berlin 1865.
- 7 Carl Schröder: „Fanny Tarnow. Ein Lebensbild“. *Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde* 68 (1903), S. 177-218.

zwei Jahrzehnte später der Grundtenor ihrer Ausführungen und einzelne Behauptungen von Adolf Thimme kritisch hinterfragt. In Kenntnis Tarnows Tagebücher aus der Dresdner und St. Petersburger Zeit⁸, die als Teil des Nachlasses von Luise von François in Thimmes Besitz gelangten, war er davon überzeugt, dass die Charakteristik „ein unglaubliches, boshafte Zerrbild“ ist, zurückzuführen auf „verwandschaftliche[...] Mißgunst und Neid“. Darüber hinaus mag der „Gegensatz zwischen der Weltanschauung der romantischen Tante und der nüchtern-rationalistischen Nichte“⁹ bei Böltes Wahrnehmung und Urteilen eine wichtige Rolle gespielt haben.

Auch wenn uns Böltes Bild einer gebildeten und geselligen, aber sentimentalen Frau, deren übertriebene und oft grundlose Schwärmereien die Männer regelmäßig in die Flucht schlugen, oder wie es bei Thimme heißt, „eines von eitlen und phantastischen Wahnideen getriebenen und schließlich gefoppten Wesens“¹⁰, einseitig erscheint, ein eigenes Bild ist unter diesen Umständen schwerlich zu machen. Da Tarnows Tagebücher nie veröffentlicht wurden und Bölte die sich in ihrem Besitz befindlichen, wohl aus einer falsch verstandenen Pietät, vernichtet haben soll, muss man nicht nur die Lücken in Tarnows Biographie akzeptieren, sondern sich stets auch den subjektiven Charakter der vorhandenen biographischen Skizzen vor Augen halten: Zwar zitieren sowohl Bölte als auch Thimme ausführlich aus den Tagebüchern, doch handelt es sich hierbei um eine Auswahl, deren Bewertung ohne die Kenntnis der ursprünglichen Kontexte kaum möglich ist. Vor diesem Hintergrund sind auch die folgenden Überlegungen zu den biographischen Voraussetzungen – Herkunft, Erziehung, Ausbildung, Vorbilder und gesellschaftliche Zwänge –, die Tarnows Werdegang als Autorin bestimmten, zu betrachten.

Fanny Tarnow wurde am 17. Dezember 1779 im mecklenburgischen Güstrow als Tochter des Advokaten Johann David Tarnow und Amalie Tarnow (geb. von Holstein, Tochter einer mecklenburgischen Adelsfamilie) geboren. Die Familie lebte in großbürgerlichen Verhältnissen, bis der Vater 1800 das ganze Vermögen, auch das seiner Frau, verlor. Für Fanny als älteste Tochter beginnt damit eine mehr als ein Jahrzehnt dauernde Odyssee, während der sie als Erzieherin auf den unterschiedlichsten Gütern zwischen der

8 *In Petersburg vor hundert Jahren. Aus einem Tagebuch von Fanny Tarnow.* Hg. Adolf Thimme. *Deutsche Rundschau* 189 (1921), S. 83-99.

9 Adolf Thimme: „Fanny Tarnow: eine Skizze ihres Lebens nach neu erschlossenen Quellen“. *Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde* 91 (1927), S. 257-278, hier S. 260.

10 Ebd., S. 273.

Insel Rügen und Wismar tätig war. Sie ertrug nur schwer die Beschränktheit und Tyrannei der Dienstherrn und wurde oft von Einsamkeit geplagt. Ein Höhepunkt dieser auf Erwerb bedachten Jahre war die Bekanntschaft mit Ernst Moritz Arndt, den sie während ihrer Anstellung auf Rügen, bei Herrn von Schmiterlow, kennen lernte. Über ihr Verhältnis ist nicht viel bekannt; Tarnow hat es später in ihrem autobiographischen Roman „Natalie“ – wenig verschlüsselt – behandelt.

Eine gewisse Befriedigung bedeuteten in diesen Jahren die ersten schriftstellerischen Erfolge: Rochlitz ermunterte sie nach der Lektüre ihrer Erzählung „Allwina von Rosen“ (1806), die anonym, unter dem Vornamen Fanny, im „Journal für deutsche Frauen“ erschien, ausdrücklich zum Schreiben; Hitzig und Fouqué zeigten sich von „Natalie“ (1811) begeistert. Tarnows literarische Produktion war in erster Linie von den herkömmlichen Weiblichkeitsvorstellungen bestimmt, die sie auf der einen Seite stark verinnerlicht, auf der anderen gerade mit ihrer Lebensweise – unverheiratet und freischaffend – in Frage gestellt hat. Um diesen Gegensatz abzuschwächen, legitimiert sie ihr Schreiben mit der weiblichen Empfindungsfähigkeit, in der man in ihrer Zeit den „wahren Wert“ der Frauen sah. „Die tiefe Fühlbarkeit“, die, wie es in einer autobiographischen Skizze¹¹ heißt, ihre Freunde und das literarische Publikum „als die bezeichnendste Eigenthümlichkeit“ ihres Wesens anerkennen, ist in Tarnows Augen nicht einfach Kompensation des fehlenden dichterischen Talents – „ich habe kein schaffendes Genie, keine neue Ideen, es ist alles nur angeeignet“¹² –, sondern auch Quelle ihres Selbstbewusstseins als Schriftstellerin:

Mein Gefühl war meine Muse: daß ich tiefer und wahrer empfand als manche Andre; daß in jeder Beziehung und in jedem Verhältniß des Lebens Treue der Grundton meines Daseins blieb, gibt meinen Schriften den einzigen Werth, den sie in meinen Augen haben, den: daß sie das Eigenthümliche weiblicher Sinnes- und Empfindungsweise in der vollen Wahrheit des Selbstgedachten und Selbstempfundenen aussprechen.¹³

11 Der Rostocker Universitätsbibliothekar Koppe hatte die Skizze von Tarnow für das von ihm geplante mecklenburgische Schriftstellerlexikon, das aber nicht zustande kam, angefordert. Tarnows Brief ist abgedruckt in: *Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde* 68 (1903), S. 337-340, hier S. 338.

12 Schröder 1903, S. 191.

13 *Auswahl aus Fanny Tarnows Schriften*. Bd. 1, Leipzig 1830, S. XXXII. Zit. n. Wägenbaur 1996, S. 97.

Der Widerspruch ihrer Definition weiblicher Autorschaft war Tarnow nicht bewusst. Für sie garantierte der weibliche Lebenszusammenhang die Authentizität der beschriebenen Erfahrungen, die wiederum die Wahrhaftigkeit der von ihr dargestellten Frauenschicksale verbürgen. Von ihren fiktionalen Texten beschäftigt sich vor allem die Erzählung „Das Ideal“ (1820) mit der Problematik der Vereinbarkeit von Weiblichkeit und Autorschaft.

Als Tarnow 1812 zu ihrer kranken Mutter zurückkehrte, um sie in den nächsten drei Jahren zu pflegen, war sie eine bekannte Schriftstellerin, konnte aber ihren Unterhalt nicht vollständig mit dem Schreiben bestreiten. Finanzielle Nöte waren letztlich auch für ihre Entscheidung, nach dem Tod ihrer Mutter ihr Glück in St. Petersburg zu suchen, ausschlaggebend.

II. Fanny Tarnows Reise nach St. Petersburg

Russland war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein ungewöhnliches Reiseziel. Auch im Falle Tarnows handelt es sich bei der Destination eher um Zufall als bewusste Wahl: Sie nahm – emotional und finanziell angeschlagen – dankbar die Einladung ihrer Jugendfreundin, Charlotte Hocheorne, die mit ihrem Mann, dem Kaufmann Henschel, in St. Petersburg lebte, an. Aus dem in mehrfacher Hinsicht unglücklichen Alltag auszubrechen, sich den sozialen Zwängen zu entziehen und in St. Petersburg eine neue Existenz aufzubauen, all dies erschien Tarnow äußerst verlockend. Aus heutiger Sicht ist ihr Vorhaben – fast mittellos, ohne den Schutz eines Mannes und nicht zuletzt ohne Russischkenntnisse – ein kühnes, auch wenn ihr der zu dieser Zeit noch in St. Petersburg wirkende August von Kotzebue seine Hilfe bei der Suche nach einer Anstellung zugesichert haben soll.¹⁴

Auf Vermittlung ihrer beiden einflussreichen Freunde Hitzig und Fouqué übernimmt Tarnow schließlich für Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände“ den Posten des Petersburger Korrespondenten. In loser Folge und ohne Nennung ihres Namens erschienen 31 Fortsetzungen der „Korrespondenz-Nachrichten“¹⁵, die sie später noch zweimal verwertet hat. Sie veröffentlichte sie zunächst 1819 in Buchform, als „Briefe auf einer Reise nach

14 Vgl. Rösler 2000, S. 134.

15 [Fanny Tarnow]: „Korrespondenz-Nachrichten aus Peterburg“. *Morgenblatt für gebildete Stände* (1817) Nr. 2, 4, 17, 29, 31, 32, 33, 38, 56, 57, 59, 60, 97, 98, 99, 103, 105, 108, 120, 121, 123 (u. Beilage), 126, 127, 154, 157, 171 (Beilage), 189, 190, 194, 195, 241 (Beilage). Zit. n. Scheitler 1999, Bibliographie S. 258.

Petersburg an Freunde geschrieben¹⁶, auf denen auch die Ausführungen dieses Beitrags basieren, und ein zweites Mal in der 15-bändigen Auswahlausgabe ihrer Schriften 1830, in der sie den 8. Band bilden.

Erfahrungen und Erlebnisse der Petersburger Zeit sind auch die Grundlage für den Roman „Zwei Jahre in Petersburg. Aus den Papieren eines alten Diplomaten“ (1833), in dem Tarnow die Begegnung mit Friedrich Maximilian Klinger, dem ehemaligen Sturm-und-Drang-Dichter und damaligen Kurator der Universität Dorpat, verarbeitete. Der bei Brockhaus zuerst anonym erschienene Roman – nach der Werkausgabe die einzige größere Arbeit der im Alter vom Übersetzen und Schreiben von Rezensionen lebenden Autorin – erlebte 1848 sogar eine zweite Auflage. Einen wesentlichen Teil des 38-seitigen Vorwortes bildet ihr enthusiastischer Klinger-Aufsatz aus „Briefe auf einer Reise nach Petersburg an Freunde geschrieben“¹⁷.

Tarnows Aufenthalt in Russland war von kurzer Dauer: Nach Thimme wurde ihr von der Kaiserinwitwe zwar die Direktion des Katharinenstifts angeboten¹⁸, doch sie ging teils aus Heimweh, teils weil sie das Klima nicht vertrug, nach einem Jahr nach Deutschland zurück.¹⁹

III. Inhalte, Komposition und Tarnows Wahrnehmungsweise

Dass Frauen noch im 19. Jahrhundert bei der Verbreitung ihrer Schriften allgemein der Hilfe emanzipationsfreudiger Männer bedurften, bestätigt auch Tarnows oben skizzierter literarischer Werdegang. Dies gilt sowohl für ihren Aufenthalt in St. Petersburg als auch ihre Berichterstattung, die ohne die Unterstützung von ihr wohlgesinnten Verlegern und Mentoren nicht denkbar gewesen wäre. Dementsprechend hoch waren die Erwartungen, die sie mit ihrer Reise nach Russland verknüpfte.

Nach der Beschreibung der äußeren Umstände der Reise und der Voraussetzungen und Formen der Veröffentlichung sollen im Folgenden die

16 Fanny Tarnow: *Briefe auf einer Reise nach Petersburg an Freunde geschrieben*. Berlin: Enslin 1819. (Im weiteren Verlauf des Beitrags mit einfacher Seitenzahl direkt im Text zitiert).

17 Dort als *Sechster Brief* (ebd., S. 94-116) an Eduard [Hitzig] abgedruckt.

18 Thimme 1927, S. 262.

19 Rösler mutmaßt, dass für Tarnows frühe Abreise, die in St. Petersburg in ganz unterschiedlichen Kreisen verkehrte und sogar am Zarenhof ein- und ausging, Verwicklungen in politische Querelen eine Rolle gespielt haben könnten. Vgl. Rösler 2000, S. 136.

Reisebriefe im Hinblick auf ihre Inhalte, Komposition und Tarnows Wahrnehmungsweise näher untersucht werden. Ihre deskriptive Erfassung soll zeigen, welche Fakten topographischer, ethnographischer, (kunst-)historischer, ökonomischer, wissenschaftlicher oder gesellschaftspolitischer Art Tarnow vermittelte, in welchem Verhältnis sie zu den Schilderungen persönlicher Erfahrungen und Eindrücke stehen und wie sie wiedergegeben werden. Dass sprachliche und kompositorische Konventionen auf ihre Gestaltungsweise einen großen Einfluss haben mussten, liegt auf der Hand, in welchem Maße sie reflektiert werden, wird noch zu erörtern sein.

Nicht zuletzt wird die Reise als ein Emanzipationsakt betrachtet und danach gefragt, inwieweit die fremde Wirklichkeit Tarnows Selbsterfahrung fördert. Kann man in ihrem Fall von einer Wechselbeziehung zwischen Subjekt und Objekt sprechen oder interessiert sie die andere Kultur nur als Kontrastfolie zu der eigenen Heimat? Gilt ihre Kritik an den russischen Verhältnissen indirekt dem zurückgelassenen Vaterland?

Wie die literarischen Konventionen der Zeit gebieten, ist Tarnows Reisebriefen ein Vorwort vorangestellt. Es entspricht sowohl inhaltlich als auch rhetorisch den Erwartungen, da es Tarnow, anderen weiblichen Autoren ähnlich, weniger darum ging, dem Leser Umstände und Absicht der Reise näher zu bringen, als vielmehr die Besonderheiten der Textabfassung zu erläutern. Als Frau zu reisen und zu schreiben entsprach keinesfalls den herkömmlichen Vorstellungen der Gesellschaft, so musste an erster Stelle dieses „doppelte Vergehen“ legitimiert bzw. die Reaktionen des Lesepublikums in die gewünschte Richtung gelenkt werden. Fanny Tarnow tut es, in dem sie behauptet, die Briefe seien ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit geplant gewesen und erscheinen in Buchform auf das Drängen ihrer Freunde. Sie haben den „Charakter zwanglos und unbefangenen hingeworfener, freundschaftlicher Briefe“ (S. II) und nichts liege ihr ferner, als sie zu einer Reisebeschreibung formen zu wollen: Ihr fehle sowohl das Talent als auch die dazu erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnisse (ebd.). Das, was uns als die Selbstherabwürdigung einer bekannten Schriftstellerin erscheint, ist über die übliche Demutsbekundung hinaus, die in Kenntnis der Erstveröffentlichung als Zeitungsartikel befremdend wirkt²⁰, ganz im Sinne des schriftstellerischen Selbstverständnisses der Autorin.

Tarnows Reisebriefe weisen im Allgemeinen die typischen Merkmale dieser Mischgattung auf: Sie haben Monologcharakter, ahmen insbesondere durch die Natürlichkeit des Ausdrucks das gute Gespräch nach, gehen aber

20 Vgl. Scheitler 1999, S. 198.

auf Antwortbriefe des Briefpartners nicht oder kaum ein.²¹ Die rhetorische Situation von Reisebriefen verlässt die Autorin meistens dann, wenn sie die Berichterstattung zu Gunsten theoretischer Überlegungen unterbricht.²²

Thematische Schwerpunkte der Briefe sind Reise und Ankunft, touristische Erschließung der Stadt und die Beschreibung der Sehenswürdigkeiten; Natur, Geschichte, Kunst und Kultur des Landes; Lebensweise der Russen mit besonderer Berücksichtigung des Frauenalltags; Ernährung, Kleidung, Wohnweise, Hygiene, Erziehung und Moral; Arbeitsbedingungen in den Fabriken, Formen der Geselligkeit und des öffentlichen Lebens und die Kaiserfamilie. Sie geben außerdem Aufschluss über Tarnows Alltagsleben und Freundeskreis in Petersburg, ihre Freizeitgestaltung und Wahrnehmung der einzelnen Ereignisse. Die Reihenfolge der Briefe entspricht dem Reiseverlauf, wobei die Rückreise nicht geschildert wird.

Tarnow kam auf dem Seeweg in die zum Teil auf Inseln gelegene, kaiserliche Residenzstadt an der Mündung der Newa. Sie ging am 15. Juni in Travemünde an Bord und erreichte über Bornholm nach fünf Tagen Fahrt schließlich Kronstadt. Von den spezifischen Umständen der Reise erfährt man nur so viel, dass sich Tarnow im Bezug auf eine Reisebegleitung nicht ganz an die gesellschaftlichen Konventionen hielt. Denn die Bekanntschaft mit den in Begleitung ihrer Männer reisenden Damen, deren Gesellschaft sie auf dem Schiff genoss, war dem Zufall zu verdanken.

Tarnow beschreibt detailliert sowohl Reiseroute als auch Wetterverhältnisse, beobachtet das Meer und die Naturphänomene und genießt das geschäftige Treiben an der schwedischen Küste und auf Bornholm. Ihre Beobachtungen führen zu der Erkenntnis, dass das Meer, „statt dem Scheine nach, Länder und Welttheile zu trennen, sie in der Wirklichkeit mit einander

21 In der Forschung werden sie unterschiedlich wahrgenommen. Rösler spricht von „wirkliche[n] Briefe[n]“ und begründet dies damit, dass die Briefe an konkrete Personen – an Freundinnen, an die Schwester Betty oder literarische Gönner – adressiert sind, die von Tarnow in ihrer Individualität berücksichtigt werden. (vgl. Rösler, S. 135) Scheitler geht dagegen von „Briefe‘ genannten Zusendungen von Tagebuchauszügen an eine Zeitung“ aus. (vgl. Scheitler, S. 135) Die Mehrheit der Briefe steht mit seinem chronologischen Aufbau und der Nacherzählung eines Tages bzw. zwei aufeinander folgender Tage tatsächlich dem Tagebuch nahe.

22 Als Beispiel hierfür wäre der neunte Brief über den Besuch in der Eremitage an Eduard [Hitzig] zu nennen, in dem Tarnow nach der allgemeinen Charakteristik der Sammlungen äußerst langatmig einzelne Kunstwerke beschreibt. (S. 163-197).

verbindet“ (S. 7). Sie lässt die Magie des Nordens auf sich wirken, ohne die verlassene Heimat ganz vergessen zu können. Immer deutlicher wird dabei die Ahnung, „daß diese Trennung vom Vaterlande ein Riß durch mein Leben ist, dessen Gewalt ich immer schmerzender empfinden werde“ (S. 13).

Der erste Anblick der „fremden Erde“ überwältigte Tarnow: Der Mastenwald von 600 Schiffen, die Geräuschkulisse eines lebhaften Hafens, der babylonische Wirrwarr der Sprachen, die Vertreter unterschiedlichster Völker in ihrer Nationalkleidung auf den Straßen, „ach das alles ist nicht bloß fremd und neu, sondern betäubend, ängstigend sogar!“ (S. 17) Die Stadt mit ihren goldenen Kuppeln und Türmen erscheint ihr „prachtvoll erhaben“ (S. 19) und die Sehenswürdigkeiten bieten zahlreiche Details zum Staunen. Das genüssliche Schauen wird zum Grundprinzip ihrer Wahrnehmung. Die Tatsache, „nie etwas ähnliches gesehen“ zu haben, in den Erinnerungen „keinen Vergleichspunkt“ (S. 26) finden zu können, bewirken, dass ihr alles frisch und jugendlich vorkommt. Die „Neuheit“ (vgl. S. 18, 20 und 26) der sie umgebenden Welt bleibt in der Anfangsphase ihres Aufenthalts primär Quelle ihrer Begeisterung, erst mit der zunehmenden Vertrautheit der Lebensweise und Verhältnisse wächst der Abstand zu den Objekten ihrer Betrachtung.

Der urbane Raum wird später auch systematisch erkundet. Tarnow nahm anfangs gerne Einladungen zu Spazierfahrten in die Gegend an, da sie Petersburg zuerst „von Außen“ kennen lernen wollte, ehe sie anfängt, „einzelne Gebäude und Merkwürdigkeiten zu besehen“ (S. 38). An mehreren Stellen des Reiseberichts wird die Stadt so detailliert beschrieben, dass der Leser ihre jeweiligen Routen auf einem Stadtplan nachvollziehen kann. Sie gibt an Hand der einzelnen Bauten (der Kasanschen Kirche, der Eremitage, des Triumphbogens u.a.) Informationen zu Stadtgeschichte, Institutionen des Landes, architektonischen Vorbildern, sogar Baumaterial. Hier endlich werden auch Mängel, die sie bei aller Begeisterung für das Fremdartige, das für sie Neue, wahrnimmt, genannt.²³ Dass dem eigenen Urteil keine Autorität zugemessen wird, passiert selten und nur dort, wo Tarnow ihrer Bildung unsicher ist.

23 Als Beispiel soll hier die Beschreibung der Kasanschen Kirche stehen. Tarnow neigt dazu, zu allgemein als „romantisch“ geltenden Tageszeiten ein positiveres Urteil abzugeben, sodass der Leser durch die Darstellung nicht unbedingt mit dem Objekt der Betrachtung konfrontiert wird, sondern mit dem Eindruck, der es bei der Betrachterin ausgelöst hat. Der überwiegend ironische Ton lässt jedes Lob, das Tarnow zwischendurch ausspricht, schnell vergessen (vgl. 3. Brief, S. 45-54).

Ein besonderes Vergnügen bereiteten Tarnow die regelmäßigen Spaziergänge über den Prachtboulevard Newskij Prospekt und der Besuch der unterschiedlichen Feiern und Volksfeste. Sie werden von ihr zusammen mit den Einladungen zu Abendgesellschaften als Ersatz für das fehlende „öffentliche Leben“ (Kaffeehäuser, Casinos, Lesekabinette und Museen) betrachtet. Ob sie über hölzerne Rutschberge, eine Nachahmung der winterlichen Volksbelustigung, deutsche Handwerker auf der Kreuzinsel, den griechisch-orthodoxen Gottesdienst oder die Alexandertag-Prozession berichtet, sie beweist mit ihren lebhaften und vielfach ungewöhnlichen Schilderungen ohne Zweifel ihr schriftstellerisches Können. Kompositorisch verfährt sie nach der assoziativen Methode, bleibt dabei aber stets an aktuelle Wahrnehmungen gebunden. Bei all diesen Anlässen findet maßgeblich ihre Auseinandersetzung mit der anderen Kultur statt: Sie bieten ihr Gelegenheit, die russische Mentalität zu studieren.

Tarnow verkehrte in St. Petersburg in den unterschiedlichsten Kreisen: Ihre Berichte bringen dem Leser die Lebensweise sowohl des russischen Mittelstandes als auch der vornehmen bürgerlichen Kreise näher. Im fünften Brief schildert sie zum Beispiel ihre Begegnung mit einem Kaufmann und seiner Familie in deren bescheidener Behausung, mit dem Ziel, die möglichen Wesensmerkmale des ersteren zu präsentieren. Die Wohlhabenheit und damit das Ansehen des bürgerlichen russischen Mannes ist demnach an seiner Frau und seinem Heiligen abzulesen, die, stets prachtvoll geschmückt, auch den Hang dieses Volkes zur Maßlosigkeit und Verschwendung vor Augen führen. Diese Behauptung sieht Tarnow durch ihre Beobachtungen bei der anschließenden Prozession bestätigt (vgl. S. 75 und 77).

Einen besonderen Aspekt in Tarnows Schilderungen bilden die frauenspezifischen Themen, wie in der oben erwähnten Passage etwa die Beschreibung des Mittagmenüs. Der Haushaltsführung widmet sie sich schwerpunktmäßig im siebten Brief an die Schwester Betty und geht dabei detailliert auf die Qualität und Preise der Lebensmittel, Ausstattung der Haushalte und Charakterisierung der Dienstmoten ein. Sittlichkeit und Reinlichkeit als Quellen des Familienglücks sind wiederkehrende Motive der Reisebriefe und ein Ideal, das die unteren Volksklassen in Russland nicht verinnerlicht haben.

Wenn es um den Charakter der unteren Volksklassen allgemein geht, dann scheint Tarnow die kindlich-naive Art einschließlich des Hangs zum Spielen eines der Hauptmerkmale zu sein (vgl. S. 56 und 135). Obwohl der Russe sein Gegenüber mit „Du“ anredet, bleibt er stets höflich, im Verhältnis zu seinem Herrn sogar ehrerbietig. Für Tarnow gibt dies der Beziehung das „Gepräge einer patriarchalischen Zutraulichkeit“ (ebd.), wodurch dem

Leser der den Russen an anderen Stellen der Reisebriefe attestierte Hang zum Autoritären abgeschwächt scheint. Fremden gegenüber verhält man sich ebenfalls zuvorkommend und dienstfertig.

Tarnow rühmt überhaupt die russische Gastfreundschaft. In St. Petersburg sei sie allerdings auch ein notwendiges Erfordernis zur Geselligkeit, da die Kaiserstadt nicht einmal über die Unterhaltungsmöglichkeiten einer mittelgroßen deutschen oder französischen Stadt verfüge. Herzlichkeit und Wärme kennzeichnen allgemein den zwischenmenschlichen Umgang, „Leichtigkeit und Zutrauligkeit“, die für ein deutsches weibliches Gemüt doch etwas Unangenehmes haben würden, den gesellschaftlichen Ton vornehmer russischer Frauen. Man „ißt und trinkt und langweilt sich [...] mit gehörigem Anstand“ (S. 202), denn ein „Austausch der Ideen“ findet in den Gesellschaften kaum statt. Geistreiche Menschen – Fanny Tarnow genoss in Deutschland durchaus diesen Ruf²⁴ –, verkommen ohne eine „kunstgeübte Hand [...], welche die in ihnen schlummernde Harmonie zu wecken vermöchte“, zum „Hausrath“ (S. 202). Es verwundert kaum, dass laut Tarnow die in St. Petersburg lebenden Deutschen und fremden Bankiers und Kaufleute als die angenehmsten Gastgeber angesehen werden. Dabei unterschieden sich die großstädtischen Formen der Geselligkeit kaum von denen in Deutschland: Man unternahm Spazierfahrten, lud zu Dinners und Soirées, sowie zu Bällen ein. Man tanzte, musizierte, spielte Komödien, führte Sprichwörter auf und stellte lebende Gemälde dar. „Kurz alles comme chez nous“ (S. 206) meint Tarnow und nennt damit wieder einmal die eigene Kultur als Maßstab ihres Wertsystems. Weniger großzügig urteilt sie über die Aufführungen der Theater in St. Petersburg, auch über die des deutschen (vgl. S. 210-215).

Doch den unvergesslichsten Eindruck auf Tarnow in St. Petersburg machte ein Deutscher, Friedrich Maximilian Klinger, der seit mehr als 30 Jahren in Russland lebte und hier zu ihren wichtigsten Freunden zählte. Tarnow stilisiert ihn zu einer „überdimensionalen Gestalt“²⁵, nicht zuletzt durch eine rhetorische Demutsgeste: Sie vermag, wie sie schreibt, „den Adlerflug des Geistes eines solchen Mannes nur zu bewundern, nicht zu fassen“ (S. 94). Erst ihre Fähigkeit des „Schreibens der Gefühle“ (Wägenbauer), die hier im Zusammenhang mit Tarnows schriftstellerischem Selbstverständnis schon diskutiert wurde, versetzt sie in die Lage, durch „die Wahrheit der innersten Anschauung verbürgt“, ein lebendiges Bild von ihm zu zeichnen. Im Vorwort

24 Thimme 1927, S. 265.

25 Vgl. Rösler 2000, S. 136.

zur zweiten Auflage des Romans „Zwei Jahre in St. Petersburg“ nimmt sie sogar die Rolle der „einzige[n] vertraute[n] Freundin“ ein, die Klinger in den letzten etwa vier Jahrzehnten seines Lebens gehabt hat.²⁶

Das Bild, das Tarnow von Klinger zeichnete, ist das eines einflussreichen und stolzen Mannes, der „nur für seine Pflichten und für seine Bücher“ (S. 96) lebt. Tarnow verschweigt nicht, dass Klinger in St. Petersburg viele Feinde hatte – „man schilt ihn rauh, hart, menschenfeindlich“ –, doch auch bei seinen Gegnern hat er den Ruhm „einer strengen, unbestechlichen Rechtschaffenheit“ (S. 97f.)

Abschließend sollen hier noch die Begegnungen Tarnows mit der kaiserlichen Familie erwähnt werden. Ihre Aufnahme in die Hofgesellschaft erfolgte wohl auf die Empfehlung von August von Kotzebue und bedeutete den Anfang zahlreicher Bekanntschaften mit berühmten und einflussreichen Männern wie dem Maler Karl von Kügelgen, dem General Graf Georg Sivers und dem kaiserlichen Leibarzt Stoffregen.²⁷ Im zwölften Brief, in dem sie einen Hofball, zu dem sie nach eigenen Angaben mit 1000 weiteren Personen eingeladen wurde, schildert, unterbricht Tarnow ihre Berichterstattung über das Fest immer wieder mit ihren Reflexionen über den Kaiser, den sie unter anderem „den menschenwürdigsten aller Monarchen“ (S. 226) nennt. Von seinen künftigen Taten hängt das Schicksal des Landes ab, denn der „Punkt der Gleichheit, auf den die Russen mit den andern europäischen Nationen zu stehen vermeinen“, bestehe nur – und hier beruft sich Tarnow auf das Urteil „tiefblickender Männer“ (S. 232f.) – zum Schein, Russland wandle sich mehr und mehr zu einem militärischen Staat²⁸, statt die wahren Stützen eines jeden Staates, die „Achtung der Menschheit, Anerkennung ihrer Würde und ihrer Rechte, so wie die Entwicklung ihrer intellektuellen Bildungsfähigkeit“ (S. 234f.) zu fördern.

Trotz einiger spekulativer Details wird Tarnow hier und im weiteren Verlauf ihrer Überlegungen auf eine von weiblichen Autoren der Zeit ungewöhnliche Weise politisch. Nirgendwo sonst nimmt sie offen Stellung zu aktuellen politischen Entwicklungen oder Ereignissen, lediglich ihr glühender Patriotismus findet in den Reisebriefen öfter seinen Ausdruck. Als eine der enttäuschenden Entdeckungen ihres Aufenthalts galt in dieser Hinsicht

26 Fanny Tarnow: Zum Lebewohl an alle mir Wohlwollende, S. VIII.

27 Thimme 1927, S. 262.

28 Siehe hierzu auch die liberale Ansichten propagierende Tarnow über den militärischen Zwang in der universitären Erziehung in Dorpat (6. Brief, S. 98f.).

wohl das unterschiedliche Ansehen der französischen und der deutschen Kultur in Russland. „Lieber Freund“, heißt es im achten Brief dazu,

es ist hier vieles ganz anders, als man bei uns glaubt, daß es sey. So z.B. finden Sie durchaus bei den Russen keine Spur der ganz entschiedenen Abneigung die sich zwischen uns und den Franzosen entwickelt [...] hat. Der Franzose ist dem gebildeten Russen noch immer Vorbild aller Lebensklugheit, aller Zierlichkeit und Anmuth des Lebens, und wird es ihm bleiben, [...] denn trotz allem was deutsche Betriebsamkeit und deutsches Wissen für die Bildung Rußlands gethan hat, sehen sie in den Deutschen doch nur Lohnknechte, in den Franzosen allein ihre Bildner. Nicht bloß französische Sitten, sondern auch französische Sinnesart ist so tief bei ihnen eingedrungen, daß sie sich von ihrer Eigenthümlichkeit nicht mehr scheiden läßt. (S. 157)²⁹

Es überrascht, dass Tarnow, die in geschlossenen, voneinander klar abgegrenzten Kulturen denkt, hier die Prozesshaftigkeit der kulturellen Entwicklung betont.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Fanny Tarnows Reisebriefe in mehrfacher Hinsicht eine besondere Lektüre darstellen. Sie beschreiben erstens die Lebenswirklichkeit einer pulsierenden Großstadt in allen erdenklichen Details, ohne sie mit den übrigen Teilen des ausgedehnten Reiches, dessen Hauptstadt sie war, gleichzusetzen. Trotz ihrer intensiven Bemühungen, ein differenziertes und dadurch wahrhaftiges Bild der topographisch entfernten Fremde für die Zuhause-Geblienen zu zeichnen, konnte sie nicht über den eigenen Erfahrungshorizont hinausgehen und die vorgefundenen Gegebenheiten für sich stehen (und sprechen) lassen. Sie vergleicht die Ausdrucksformen der anderen Kultur, seien sie materiell oder immateriell, mit den Gegenständen ihrer angestammten Umgebung, die sie für die eigene Kultur genauso als repräsentativ erachtet, wie sie die besondere Lebensweise oder individuellen Züge einer zufälligen Bekanntschaft in St. Petersburg für typisch russisch hält.

Zweitens kommt Tarnows Reisebriefen die weibliche Perspektive zugute, die aus ihrem Bericht nicht nur eine Fundgrube weiblicher Lebensart macht,

29 Rösler hat als erster darauf hingewiesen, dass Tarnow, ihren Tagebuchaufzeichnungen zufolge, über das politische Geschehen jener Jahre nicht nur informiert war, sondern sich mit den Ereignissen und Hintergründen auch intensiv auseinandergesetzt hat. Dabei war ihr der Franzosenhass, der für viele ihrer berühmten Zeitgenossen (etwa Kleist oder Arndt) typisch war, völlig fremd. Vgl. Rösler 2000, S. 131.

sondern auch eine andere Rezeption der Themen des männlichen Beobachtungskanons ermöglicht. Eine solche Wahrnehmungsweise geht aber leider oft mit einem uneindeutigen Sprechen einher, weil die Auffassung der Zeit Tarnow als Frau Bescheidenheit gebietet. Ihre Erfahrungen in St. Petersburg haben ihre Fähigkeit zur Selbstreflexion also nur bedingt gefördert: Weder ihre Sichtweisen auf das kulturell Fremde, die von den mitgebrachten Nationalitätsstereotypen und Kollektivbildern, noch die auf die spürbar überholten Weiblichkeitsideale, die vom traditionellen Geschlechterrollenkodex geprägt waren, erfuhren eine eindeutige Korrektur. Wie viel mehr hätte man über die Ansichten dieser interessanten Frau und Schriftstellerin erfahren können, hätte sie sich nicht immer wieder so bereitwillig in den kulturellen Konsens einfügen wollen!

Ulrike Brisson (Worcester)

Ida Hahn-Hahns Orientbild zwischen Vorstellung und Wirklichkeit

Einführung

[...] aber von dem Weltteil der ist, will ich zu dem hin, der war, aus der europäischen Gegenwart in die orientalische Vergangenheit.¹

So schreibt Gräfin Ida Hahn-Hahn 1843 aus Konstantinopel an ihren Bruder Ferdinand. Nicht die orientalische Gegenwart ist Ziel ihrer Reise in den Nahen Osten, sondern deren Vergangenheit und damit zeichnet sich schon der vorprogrammierte Konflikt zwischen Vorstellung und Realität ab, der sich durch Hahn-Hahns dreibändige Veröffentlichung *Orientalische Briefe* (1844) wie ein Leitmotiv zieht.² In ihrem Vergleich von männlichen und weiblichen Orientvorstellungen weist Stefanie Ohnesorg bereits auf diese Problematik hin. Viele Reisende brachen auf, um „dem als Wahrheit angenommenen, angelesenen Vorwissen,“ das sie nach eigenem Ermessen für sich anpassten, zu begegnen und dann „zumindest bis zur Konfrontation mit der Realität“ auch aufrecht erhielten.³

Ebenso ist bei Traci O'Brien Hahn-Hahns immer wiederkehrendes Wechseln zwischen Vorstellung und Wirklichkeit Untersuchungsgegenstand und wird als strukturelles Phänomen betrachtet: [...] „the change from an imaginary to a real encounter alters the momentum or structure of

-
- 1 Da Ida Hahn-Hahn in ihrer Kindheit keine systematische Erziehung erhielt, sich selbständig ihr Wissen aneignete und ihre Briefe auch nicht edierte, sind ihre Zitate nicht fehlerfrei, insbesondere die Zeichensetzung. Ich habe die Originalform beibehalten und auf „sic“ Hinweise verzichtet, da ihre Rechtschreibung für heutige Leser immer noch verständlich ist.
 - 2 Ida Gräfin Hahn-Hahn, *Orientalische Briefe*. Bd. I-III. Berlin: Duncker, 1844). online durch American Archives verfügbar: <http://www.archive.org/search.php?query=Orientalische%20Briefe%20AND%20collection%3AAmericana>> (Stand 30.01.09), Bd. II und III auch online über Google Books.
 - 3 Stefanie Ohnesorg, *Mit Kompaß, Kutsche und Kamel: (Rück-)Einbindung der Frau in die Geschichte des Reisens und der Reiseliteratur*. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 1996, S. 212.

her work“.⁴ Wohingegen O’Brien ähnlich wie Ohnesorg, Möhrmann, Pelz und Scheitler sich auf Hahn-Hahns Darstellungen der Harems, Bäder und Sklavenmärkte konzentrieren, soll dieser Beitrag aufzeigen, dass auch gerade reisende Frauen wie Ida Hahn-Hahn mit ihren Städtedarstellungen zu einem nicht zu übersehenden Teil den Orientdiskurs mitprägten.⁵ Europäische Reisende haben schließlich den größten Teil der Palette, aus der sich deren Orientbild zusammensetzte, in Städten erlebt: Residenzen, den Harem, Moscheen, Bazare, Cafés, Bäder, Sklavenmärkte, Gitterfenster und verschleierte Frauen. Besonders auffallend an Hahn-Hahns *Orientalische[n] Briefe[n]* ist dabei ihre häufige Gegenüberstellung zwischen Illusion und Desillusion oder kreierter Vorstellung und erlebter Wirklichkeit. Diese Strategie soll hier ähnlich wie bei O’Brien als Leitfaden beziehungsweise Untersuchungsmethode für die Vermittlung ihres spezifisch urbanen Orientdiskurses dienen.

Als weiteren Punkt ist festzuhalten, dass Hahn-Hahn weder die erste noch die letzte europäische Frau war, die den Orient bereiste. Ihre Vermerke auf Lady Mary Wortley Montague (Bd. I, S. 284) oder auf Lady Hester Stanhope (Bd. II, S. 98) weisen auf einige weibliche Vorgängerinnen in diese „exotische“ Region hin, deren Texte zu einem weiblich geprägten Orientalismus beitrugen, was übrigens bei Edward Said unberücksichtigt blieb, z.B. der Innenanblick von Harems und Bädern.⁶ Daraus stellt sich natürlich die Herausforderung an europäische Reiseschriftstellerinnen und eigentlich an alle europäischen Reisenden in diese Region, der Leserschaft in der Heimat dem schon existierenden Bild eine ganz persönliche und damit neue Variante zu liefern. Hahn-Hahn bemüht sich dementsprechend ihr Orientbild als höchst authentisch und „natürlich“ zu vermitteln, was sie durch die Wahl des Mediums nämlich der Briefform an Familienmitglieder und ihre Freundin erzielt. Dass die Briefe schon kurz nach der Ankunft 1844 im Duncker Verlag veröffentlicht wurden, weist darauf hin, dass sie sich nicht viel Zeit zum Überarbeiten nahm und auch im Wettlauf mit anderen Reiseschriftstellern

4 Traci S. O’Brien, „A „Daughter of the Orient“ Travels to the „Orient“: Ida von Hahn-Hahn’s *The Countess Faustina and Letters from the Orient*“, *Women in German Yearbook* 24 (2008), S. 28.

5 Stefanie Ohnesorg wie Anm. 2; Renate Möhrmann *Die andere Frau: Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der Achtundvierziger-Revolution*. Stuttgart: Metzler, 1977; Annegret Pelz, *Reisen durch die eigene Fremde: Reiseliteratur von Frauen als autogeographische Schriften* (Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 1993); Irmgard Scheitler, *Gattung und Geschlecht: Reisebeschreibungen deutscher Frauen 1780-1850*. Tübingen: Max Niemeyer, 1999.

6 Edward Said, *Orientalism*. New York: Vintage Books, 1979.

zum Orient lag.⁷ Wie Gabriele Habinger im Vorwort zur gekürzten Neuauflage hinweist, waren die Briefe also schon „von vornherein für eine breite Öffentlichkeit gedacht“.⁸

Neben ihrer schriftstellerischen Rivalin Fanny Lewald gehört Ida von Hahn-Hahn mit zu den populärsten Schriftstellerinnen der Vormärzzeit. Bekannt wurde sie unter anderem durch ihre Gesellschaftsromane wie *Gräfin Faustine* (1840) und *Sigismund Forster* (1843); nach ihrer Konvertierung zum Katholizismus im Jahre 1850 beschränkten sich ihre Werke auf überwiegend stark religiös geprägte Romane wie *Zwei Schwestern* (1863) und ihre Anhängerschaft eher auf gläubige Leser. Während ihre Dichtung nicht gerade beflügelte, machte sie sich neben ihren Romanen durch ihre Reiseberichte über Spanien, England, Frankreich und den Orient einen Ruf.

Die Reiseroute

Ihre neunmonatige Fahrt von August 1843 bis April 1844 führt sie gemeinsam mit ihrem Lebenspartner Baron Adolf von Bystram über Wien, dann auf der Donau entlang nach Konstantinopel. Es geht weiter nach Smyrna, Beirut, Damaskus, zurück nach Beirut, dann über Carmel nach Jerusalem und Nazareth. Ein langer Ritt durch die Wüste führt sie nach Gaza und weiter nach Kairo. Hier besichtigt sie die Pyramiden und bereist von dort aus den Nil bis zu den Katarakten. Schließlich kehrt sie über Alexandrien und Triest nach Deutschland zurück. Thematisch sind die Briefe relativ einfach zu umreißen: Städte, Landschaften, Gebäude und Monumente, Menschen mit Sitten und Gebräuchen und deren Aussehen. Hinzu kommen religiöse und politische Betrachtungen. Mit großen Erwartungen bereist Ida Hahn-Hahn die Städte des Orients, deren lange Geschichte im Zusammenhang mit der Bibel oder der griechischen Kultur fest im Wissensfundament gebildeter Europäer verankert ist.

7 In einem Brief an Fürst Pückler-Muskau betont sie ihre Erleichterung darüber, dass ihr Buch schon vor seinem veröffentlicht wurde und sie somit nicht eines Nachschreibens seiner Ausgabe verdächtigt werden konnte. Siehe: Heinrich Conrad, *Frauenbriefe von und an Hermann Fürsten Pückler-Muskau*. München, Leipzig: Georg Müller, 1912, S. 229.

8 Vorwort von Gabriele Habinger in Ida von Hahn-Hahn, *Orientalische Briefe*. Wien: Promedia, 1991, S. 9.

Konstantinopel

Konstantinopel ist für Hahn-Hahn auf den ersten Blick *die* orientalische Stadt, auf den zweiten Blick der Übergang vom Okzident zum Orient (Bd. I, S. 126) und auf den dritten eine Stadt voll Schmutz, Lärm und Verfall. Ihre ästhetische Wiedergabe ist exotisch, geprägt von einer Mischung aus Faszination und Furcht und Abscheu – und was dabei überwiegt, richtet sich je nach ihrer Distanz zum Objekt. Von der Ferne aus, bar jeglicher Details kann sie den romantischen Zauber einer orientalischen Stadt evozieren, aus der Nähe zerbröckelt dieser: „und endlich die ganz mächtige Masse der Stadt – die man eigentlich nur in der Ferne sehen müßte, wenn man nichts als bezaubert von ihr sein wollte“ (Bd. I, S. 297).

In ihrem Wunsch, in Konstantinopel die orientalische Stadt zu erleben, bemüht sich Hahn-Hahn um eine Synthese zweier gegenteiliger ästhetischer Konzepte, dem Schönen und dem Hässlichen, „weil die in die Augen fallende Vereinigung des Schönen und des Widerlichen so schleierlos ist“ (Bd. I, S. 297). Demgemäß bedient sie sich für Konstantinopel sowohl weiblicher also auch orientalischer Metaphern, wobei orientalisches traditionell in europäischen Vorstellungen mit weiblich gleichzusetzen ist.⁹ Nach einer Anreise über Landschaften und Dörfer schafft sie in einer überhöhenden Form einen Eindruck ihres Anblicks Konstantinopels, wenn sie schreibt: „Dort hat der Glanz in der Spitze des Serais: eine Isola bella im großen Styl – im Styl des Orients“ (Bd. I, S. 127).¹⁰ Konstantinopel erhält daher schon vor dem Eintritt einen weiblichen Stellenwert. Da auch das Bild des Orients weiblich belegt ist und somit eine doppelte Feminisierung der von Hahn-Hahn beschriebenen Städte vorliegt, stellt sich die Frage, wie Hahn-Hahn als europäische Frau des 19. Jahrhunderts mit diesen männlich geprägten und weiblich gestalteten Vorstellungen umgegangen ist.

Abgesehen von einer Feminisierung Konstantinopels vergleicht sie die Stadt mit einer Theaterkulisse, die ein Fantasiebild vorgaukelt, hinter dem

9 Vgl. Sigrid Weigel, *Topographien der Geschlechter: Kulturgeschichtliche Studien zur Literatur*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1990, S. 150.

10 Serai oder aus dem Italienischen „serraglio“ und dem Persischen *sarāy* bedeutet „türkischer Sultanspalast“ und kann sich auch auf den Harem beziehen. Zusätzlich findet eine Feminisierung durch „Isola bella“ statt, so dass dieser Satz eine Reihe weiblicher Konnotationen enthält. *New Oxford American Dictionary*, online.

sich aber tatsächlich eine hässliche Wirklichkeit verbirgt. So schreibt sie an ihre Mutter:

Stelle dir eine Theaterdekoration vor, von Künstlerhand mit dem größten Geschmack gemalt: Du bist entzückt, hingerissen von der unvergleichlichen Szenerie, immer von Neuem schaust du sie an, kannst nicht satt werden zu bewundern; und jetzt führt man dich hinter die Szene. Hilf Himmel! Latten, Sparrwerk, schmutziges Papier, Stricke, Oelflecke, grobe Leinwand – so, aber ganz so ist Konstantinopel (Bd. I, S. 130).

Hahn-Hahn verdeutlicht, inwiefern europäische Vorstellungen des Orients eher einem Schauspiel als einer Widerspiegelung der tatsächlichen Wirklichkeit entsprechen. Gleichzeitig verfährt sie bei diesem Entwurf eines Stadtbilds ähnlich wie bei ihren Repräsentationen der Frauen im Harem, indem sie zunächst das erwartete europäische Traumbild evoziert, um es im nächsten Moment mit negativen Attributen zu zerstören – die Frauen seien hässlich und fett, die Innenstädte schmutzig und eng. Dass sie mit solch schriftstellerischer Vorgehensweise über den Orient ein neues Drama entwirft, das zwar eine orientalische Wirklichkeit, aber doch wiederum eine ganz subjektive, selektive widerspiegelt, wird durch die immer wieder mustermäßig auftauchende Strategie der Illusion und Desillusion deutlich und passt in die Metapher einer Theaterkulisse.

Ähnlich wie mit Konstantinopel verfährt sie mit anderen Städten wie Beirut, Damaskus und Jerusalem. In vielen Fällen versucht sie sogar den Besuch der Innenstädte zu vermeiden und begibt sich lieber auf „Gottesacker“, besucht umliegende Siedlungen oder reitet auf Erhebungen, um die Stadt von oben zu betrachten und ihr Traumbild zu erhalten, wie zum Beispiel von der Stadt Smyrna, dem heutigen Izmir. Irmgard Scheitler ordnet diese bevorzugte Art der Landschaftsbeschreibung über Stadtdarstellungen einer spezifisch weiblichen Schreibart zu und zwar einem „postulierten weiblichen Natürlichkeitsideal“, dem Hahn-Hahn, wie bereits angedeutet, tatsächlich nachstrebte.

Schon der Anblick bei der Ankunft in Jerusalem wird von Hahn-Hahn ablehnend und feindlich konstruiert, wenn sie auf graue Mauern, „schwere unförmliche Gebäude“ und ausgedörrte Hänge blickt (Bd II, S. 183). Dennoch hatte sie zu Beginn des Briefes an ihre Mutter in einer Art Vergangenheitsschwärmerei diesen ersten Anblick als Lebenshöhepunkt für Pilger beschworen: „[...] und welche Entzückungen lohnten dem Pilger! Jerusalem! Jerusalem! jauchzten sie wenn sie es von fern gewahrten [...]“ (Bd. II,

S. 158-159). Hahn-Hahn nutzt ihren Aufenthalt in dieser Stadt für Kulturvergleiche zwischen Okzident und Orient, für Erinnerungen an verschiedene Bibelszenen und verschmilzt Gegenwart mit Vergangenheit. So teilt sie ihrer Schwester Clara mit, dass alles noch genau so aussehe wie vor mehreren tausend Jahren, wohingegen in Europa die heiligen Stätten schon zu einem verschwommenen Vergangenheitsbild geworden seien (Bd. II, S. 217). Hahn-Hahn ergeht sich in einer langen Abhandlung über die Geschichte Israels, worin Männer wie Jehova, Gideon und Jephtha als große Führer verherrlicht werden (Bd. II, S. 218), was man vermutlich auf Hahn-Hahns Wunsch nach starker Führung Deutschlands interpretieren kann, die sie aufgrund der Vormärzunruhen dort vermisst. Sie geht auf die Kreuzzüge ein und spannt einen Bogen bis zur Gegenwart, die sie dann gleich mit dem Schreckensbild einer Aussätzigensiedlung einführt (Bd. II, S. 231). Fast amüsiert schildert sie die Unstimmigkeiten über die geographische Lage heiliger Stätten, flüchtet dann wieder vor die Stadtmauern zur Besichtigung von Grabkammern und ergeht sich in einem Brief an den Bruder Ferdinand über Anschauungen hinsichtlich der lutherischen und katholischen Kirche, wobei sie die letztere favorisiert. Ein Grund für ihre breiten geschichtlichen Betrachtungen mag der Mangel an landschaftlicher Attraktivität Jerusalems gewesen sein, wo es für sie außer trockenen Hängen nur ein paar ölbaumbewachsene Hügel und ein paar Feigenhaine gab.

Beirut

Während Konstantinopel weiblich und Jerusalem religiös belegt werden, hüllt sie Beirut in eine Atmosphäre der Trauer, zumindest beim ersten Anblick. Der Stadt Beirut nähert sich Hahn-Hahn in der Morgendämmerung per Schiff und Panoramablick. Als ob sie den Leser necken will, gesteht Hahn-Hahn, dass sie eigentlich nicht gleich ihren ersten Eindruck schildern wolle: „Ich habe absichtlich in meinem vorgestrigen Brief nichts vom ersten Eindruck gesagt den Beirut macht; ich wollte mich noch ein wenig mehr in diese Natur hineinfinden“ (Bd. I, S. 356). Diesen Vorsatz verwirft sie sogleich mit der Begründung: „Indessen wie mir das geht: der erste Eindruck ist unvermeidlich“ (S. 356) und malt ein düsteres Bild der Stadt: „Am Ufer lag die alte dunkle, aus lauter Türmen und Höhlen zusammengebaute Stadt schwarz als ob sie Trauer trüge“ (S. 356). Später erwähnt Hahn-Hahn das milde Klima und akzeptable Essen. Sie erlebt die abendlichen Festivitäten der Ramadanzeit, die sie sowohl faszinierend als auch abstoßend empfindet.

Die Menschen feiern das Ende des Fastentages mit „jener Freudigen Wut die die Entbehrung giebt“ (Bd. I, S. 367) und auf den Dächern gewahrt sie Frauen „in einem weiten, dichten, weißen Schleier verhummt. In der zusammenfassenden Aussage „[E]s war etwas von der Unterwelt und zugleich etwas äußerst Liebliches in der ganzen Szenerie“ (S. 367) bemüht sich auch hier ähnlich wie in Konstantinopel um eine ästhetische Verbindung zwischen Schönerem und Abstoßenden.

Ihre Unterkunft erscheint ihr wie ein Gefängnis, es ist unsauber und voller Spinnengewebe – man war auf ihre Ankunft nicht vorbereitet gewesen (S. 364-365). Interessant ist, dass das Gefängnismotiv, das sonst auf orientalische Frauen angewendet wurde – wie das typische Bild der Orientalin hinter vergitterten Fenstern – nun auch auf Hahn-Hahn zutrifft. Allerdings schildert sie nur die Innen- und nicht die Außenperspektive, die normalerweise diejenige reisender Europäer ist. Damit nimmt sie nicht die gleiche Opferrolle ein, die muslimischen Frauen zugeschrieben wurde. Sie kann jederzeit ein- und ausgehen, auch wenn sie innen das Gefühl des Gefangenseins empfindet. Insgesamt wird die Stadt als wenig einladend dargestellt und damit abgekanzelt, dass sie „nichts Empfehlenswertes“ zu bieten habe (Bd. I, S. 363).

Bemerkenswert ist, dass Ida Hahn-Hahn Beirut zweimal bereist. Sie kehrt nach ihrem Ausflug nach Damaskus wieder zurück und ihre Rückkehr erfolgt in eine schon vertraute Stadt und gesäuberte Herberge. Da sie dem Leser nun nicht viel Neues über die gegenwärtige Stadt mitteilen kann, wird Beirut aus der Vergangenheitsperspektive dargestellt, wo sie besonders das Verhältnis Sicherheit und Freiheit betont. So schreibt sie an ihre Schwester Clara:

Nun, welche Zeit es auch gewesen sein möge, die das jetzige Beirut erbaut hat: unsicher war sie, wie man heutzutage spricht; aber man muß nicht vergessen hinzuzufügen, daß sie sogleich voll der individuellsten Freiheit war, wie eben es auch diese Häuser bezeugen. (Bd. II, S. 89)

Damaskus

Auch in Damaskus wird der erste Eindruck sehr abwertend geschildert. „Damaskus ist nicht der Ort, wo man, sowie man das schlechte Obdach verläßt, augenblicklich vergißt, daß es schlecht ist“ (Bd. II, S. 45) schreibt Hahn-Hahn in einem Brief an die Mutter. Ähnlich wie Beirut wird Damaskus als nicht sehenswert deklariert und so wie in Konstantinopel sind die

Straßen eng, schmutzig, voller Hunde und Ratten und die Bazare überfüllt und dunkel. Im Gegensatz zu Konstantinopel, wo einer anfänglichen Euphorie eine Ernüchterung folgt, wendet Hahn-Hahn hier die umgekehrte Strategie an: zuerst Enttäuschung und dann Schwärmerei. Sie schildert die durch den Konsul ermöglichten Besuche in wohlhabenden Häusern, welche durch eine Mischung aus europäischen Einrichtungen und Umgangsformen die sie sonst überwältigende Fremde entschärfen. Ob ihr die besuchten Häuser gefallen oder nicht hängt auch davon ab, inwiefern sie ihren vertrauten orientalischen Vorstellungen entsprechen: prunkvolle Teppiche, zierliche Innenhofgärten, bequemes Mobiliar.

Nicht nur bei der Ankunft, sondern auch bei der Abreise aus Damaskus wird das Orientbild negativ besetzt. Hahn-Hahn reitet durch eine Art Schlachthof. Anstatt sie als notwendige Einrichtung für die Einwohner zu erkennen, verlegt sie sich hier auf das Sensationelle: „Unter andern kamen wir durch den der Fleischer – eine abscheuliche Partie! da wurden die Hammel für ganz Damaskus geschlachtet, gehäutet, geviertelt, und unsere Pferde über die rinnenden Blutbäche und über die zuckenden Tiere“ (Bd. II, S. 77). Sie weigert sich also, Damaskus – und das kann man fast durchweg für alle größeren Städte ihrer Reise sagen – als märchenhaft, tausend-und-eine-Nacht-mäßig zu beschreiben. Im Gegenteil, sie entwirft ein Bild krasser Realität, was letztlich als Repräsentation natürlich auch nur *eine* Form von Realität ist. Mehr noch, es passt weiterhin in die europäischen Vorstellungen des Orients, die ihn einerseits als erotisch und faszinierend belegen, andererseits aber auch als abstoßend und gefährlich.

Kleinstädte

Im Gegensatz zu den molochartigen Großstädten werden Kleinstädte unbedrohlich und sowohl weiblich als auch männlich dargestellt. Über Sidon, die heute drittgrößte Stadt im Libanon, schreibt sie: „So ganz alltäglich, Gewerbe und Handthierung treibend, präsentiert sich jetzt die stolze Sidon, die eine Königin unter den Städten war. Ihre Lage ist hübsch“ (Bd. II, S. 101).¹¹ Da sie lediglich die Küstenstadt durchquerte, zerstört der nur flüchtige Eindruck nicht ihr positives Bild, aber sie kann dem Leser auch nicht viel Neues bieten.

Die Stadt Rhodos auf der gleichnamigen Mittelmeerinsel wird statt lieblich eher erhaben beschrieben und interessanterweise statt mit weib-

11 Sidon hatte um 1900 eine Einwohnerzahl von 10.000 (Wikipedia).

lichen eher mit männlichen Merkmalen dargestellt. Diese Stadt soll ihr als geschlechtsbezogener Ort mehr sein als die üblichen Topoi der eroberten Jungfrau, der verführerischen Liebhaberin oder der warmen Mutterfigur.¹² Der mittelalterlichen Schriftstellerin Christine de Pizan ähnlich reflektiert Hahn-Hahn hier über die Bedeutung von Beständigkeit zum Erlangen von Vollkommenheit.¹³ Anstatt mit einem weiblichen Körper wird Rhodos mit dem Bild eines gefallenen Ritters auf einer Totenbahre verglichen.

Ihre Mauern und Türme geben ihr ein behelmtetes Ansehen, und einzelne Palmen wehen wie Friedensfahnen über dem ritterlichen Krieger, der hier noch in voller Rüstung auf der Totenbahre zu liegen scheint. [...]. Sie sah wunderbar aus. (Bd. I, S. 343-344)

Im Gegensatz zu den traditionellen weiblichen Konnotationen mit Städten von Verführung und Eroberung, weist Hahn-Hahns Vorstellung des toten Ritters auf Verbundenheit mit dem Gedankengut der Romantik hin, in der man sich auf das Mittelalter zurück besinnte. Der Ritter symbolisiert Kraft, Sicherheit und Adel, Eigenschaften, die auch über seinen Tod fortexistieren. Der Anblick gestattet Hahn-Hahn einen geographischen Raum, in den sie ihre eigenen Wünsche nach Vollkommenheit, Frieden und Beständigkeit projizieren kann. Ähnliches positiv verfährt sie auch mit Kairo.

Kairo

Kairo verkörpert für sie ebenso wie Konstantinopel *die* orientalische Stadt. „Cairo und *nur* Cairo ist in meinen Augen die ächt orientalische Stadt [...] an die Bilder aus Tausend und einer Nacht erinnernd“ (Bd. III, S. 52), denn sie ist für sie die ursprünglichste Stadt (Bd. III, S. 53-54). Die Briefe aus Kairo an die Mutter, Freundin Emy, den Bruder Ferdinand und an die Schwestern nehmen den größten Teil des dritten Bandes ein. Ähnlich wie bei vorherigen Stadtbesuchen, doch bereits in abgeklärter Form, erfolgt die Beschreibung

12 Weigel, *Topographien der Geschlechter*, S. 149-152.

13 Weigel vergleicht die Repräsentationen von Städten durch die mittelalterliche Schriftstellerin Hildegard von Bingen und die Renaissance Autorin Christine de Pizan, in denen Städte eine allegorische Funktion besitzen. Hildegard von Bingen dienen sie als entsexualisierter Raum von Reinheit und Jungfräulichkeit (*Scivias*, 1141-1153) und Pizan als Ort der Beständigkeit (*Le Livre de la Cité des Dames*, 1405). Siehe Weigel S. 162-166.

nach einem Muster: zunächst der Panoramablick auf Pyramiden und Silhouette der Stadt, dann der Besuch von Vororten wie Alt-Cairo am Nil, wo sie auf der Insel Rouda die Ruhe genießt, dann die Innenstadt. Ihrer Schwester schildert sie begeistert die breiten hineinführenden Alleen, im Gegensatz zu den schmalen Gassen vorheriger Städte. Selbst das Stadttinnere mit seinen engen Straßen und Märkten beschreibt sie mit weitaus gelassener Stimme als an den anderen Orten (Bd. III, S. 54) und es wird mit Cafés, Geschichtenerzählern und Taschenspielern orientalisches dekoriert. Von September 1843 bis Dezember ist also ein gewisser Gewöhnungsprozess erfolgt und Hahn-Hahn kann sich souveräner geben, ja inzwischen sogar das bunte Menschengewühl eines Bazars einer ruhigen Seitenstraße vorziehen.

Konstantinopel ähnlich, verwendet sie auch für Kairo das Bild der Theaterkulisse, hinter dem sich Unschönes kaschieren lässt. Als Dekoration dienen ihre Anschauungen über gegenwärtige und vergangene Herrscher, über Gottheiten, Feste, Pilgerfahrten und die Symbolik des Nils, und das tatsächlich Erlebte rückt dabei oftmals in den Hintergrund. Immer wieder werden die bisher bereisten Städte wie Konstantinopel, Beirut und Damaskus als Vergleichsobjekte verwendet: Konstantinopel sei „verderbt“ (S. 62) und starr, Damaskus sei „am arbeitsamsten, fleißig und tätig“ (Bd. III, S. 59), Kairo hingegen „munter, geschickt, intelligent“ (S. 59). Damit bietet Hahn-Hahn ihrem Leserpublikum ein breiteres Informationsspektrum als die tatsächlichen Gegebenheiten und findet ein Sprachrohr für ihre ganz subjektive Vermittlung der Orientreise.

Alexandrien

Das Ideal *der* orientalischen Stadt lässt sich für Alexandrien am Ende der Reise allerdings nicht mehr aufrechterhalten. Durch den mehrmonatigen Aufenthalt ist eine konzeptionelle Wahrnehmungsumkehrung erfolgt; das, was als bisher abstoßend und Angst erregend erfahren worden war, wirkt hier vertraut, und das anfangs Vertraute, Europäische wird als fremd und irritierend wahrgenommen. Wenn man Freud heranzieht, kann man hier von einer Wahrnehmungsidentität sprechen, die erfolgt, wenn über einen bestimmten Zeitraum ähnliche Wahrnehmungen wiederkehrend stattfinden.¹⁴ Demgemäß hat Hahn-Hahn über einen längeren Zeitraum ähnliche Erfahrungen gemacht, die zum Bestandteil ihrer reisenden Identität gewor-

14 Sigmund Freud, *Die Traumdeutung*. Frankfurt/M: Fischer, 1969-72, S. 333.

den sind, die jedoch gegen Ende der Fahrt mit der bevorstehenden Heimkehr in Gefahr gebracht werden. Entsprechend hat für Hahn-Hahn mit Alexandrien „Ägypten aufgehört“ (Bd. III, S. 370), denn hier trifft sie auf eine europäische Handelsniederlassung. Sie habe „nicht etwas so Nüchternes gesehen, als das Frankenquartier mit seinen großen Häusern, alle ganz weiß, alle mit grünen Jalousien, alle so langweilig wie in Europa die moderne Dressur sogar die todte Steinmasse macht“ (Bd. III, S. 370). Wichtig ist hier, dass Hahn-Hahns Auge im Laufe der Reise für das Fremde geschärft wurde und sie immer mehr Details zu unterscheiden vermochte, wohingegen das Europäische ihr nun eintönig und langweilig erscheint. Sie vermisst die Moscheen, die Minaretts, die Bäume „welche jede orientalische Stadt [...] besitzt“ (S. 371.)

Ihre ambivalenten Gefühle dieser Stadt gegenüber werden an kleinen Details deutlich, wie zum Beispiel an einem „orientalisch[en]“ Schutthaufen „ganz nordisch mit grünem Gras“ (S. 371), dessen Bewuchs sie erfreut. Das Grüne vom Gras steht metonymisch für Europas Landschaft und der Schutthaufen symbolisiert die für sie inzwischen liebgewordene Unordnung des Orients. Im Gegensatz zu den gepflegten Vororten Kairos erreicht sie Alexandrien durch slumartige Siedlungen. „Der Boden ist Schmutz, die Umgebung ist Schmutz, die Atmosphäre ist Schmutz“ (S. 372), so fasst sie ihre Ankunft zusammen. Da sie dem gegenwärtigen Alexandrien nicht viel abgewinnen kann und ihr „die Charakterlosigkeit einer Welthandelsstadt“ anhängt, schwelgt sie ähnlich wie bei anderen Städten in der Glorifizierung der Vergangenheit Alexandriens mit ihren großen Herrschern und Denkern. Sie endet diesen Brief relativ flach, „Von Alexandrien weiß ich nichts anderes zu erzählen“ und ihre ambivalenten Gefühle macht sie im Satzfuss deutlich: „Dies ist der letzte Brief aus Egypten. Siehe da! ich ertappe mich bei diesem Wort auf einem kleinen wehmütigen Gefühl“ (Bd. III, S. 381).

Schlussbemerkungen

Aus Hahn-Hahns Städtedarstellungen wird insgesamt deutlich, dass sie diese Orte sehr ambivalent wahrgenommen hat. Die Zwiespältigkeit hat sie allerdings schriftstellerisch geschickt genutzt, indem sie entweder Traumbilder erst gar nicht geschaffen hat oder sie später aus dem Weg räumte, um durch diesen Freiraum ihr subjektives Bild entwerfen und einsetzen zu können. Dabei bewegen sich ihre orientalischen Städte überwiegend in der Vergangenheit zu Zeiten von Ruhm und Glanz. Dem traditionellen europäischen

Bild vom Orient setzt sie dementsprechend kein reales entgegen, sondern wiederum eine von ihr evozierte Vorstellung eines vergangenen Orients.

Mit Ausnahme von Rhodos verwendet auch sie weibliche Topoi für Städte, wobei die Metapher der Verschleierung auf eine doppelte Feminisierung (Stadt, Orient) hinweist. Allerdings verbirgt sich bei Hahn-Hahn hinter dem Schleier keine schöne Frau, sondern – wie sie in ihren Haremsdarstellungen klar macht – eine hässliche. Ebenso erfüllt die Metapher der Theaterkulisse die Funktion von Illusion und Desillusion, denn hinter der Dekoration verbirgt sich ein weniger glanzvolles Leben.

Den tatsächlichen Begebenheiten orientalischer Städte begegnet sie eher mit Ablehnung und Furcht als mit Freude und verstärkt somit ein negatives „reales“ Bild und die Notwendigkeit, ihr subjektiv historisches einzubringen. Dass Ida Hahn-Hahn häufig ein unattraktives Orientbild dem vorgeprägten entgegensetzt, bedeutet nicht gerade eine Annäherung an die tatsächliche Wahrheit und auch keinen Umsturz der schon existierenden Vorstellungen, sondern eher eine negative Fortschreibung von dem, was Said als Orientalismus bezeichnet.¹⁵ Gleichzeitig beweist sie dadurch das, was O'Brien in Anlehnung an Annemarie Taeger mit *Bewußtseinsemanzipation* bezeichnet, nämlich einen Versuch ihre eigenen Eindrücke und ihren Schreibstil als uneingeschränkte Autorität geltend zu machen.¹⁶ Wie beispielhaft an Hahn-Hahns orientalischen Städtebildern verdeutlicht wurde, bietet ihr letztlich die Reise einen imaginären Raum, in dem sie vor dem Hintergrund einer unstabilen europäischen Realität sowohl eine Sehnsucht als auch eine Flucht in eine idealisierte Vergangenheit erleben kann.

15 Said entsprechend ist der Orient ein europäisches diskursives Konstrukt, dessen Wahrheitsgehalt durch die über Jahrhunderte dauernde Fortschreibung westlicher Auffassungen gewachsen ist. Diese Art der Fortschreibung bezeichnet er als Orientalismus. Siehe: Edward Said, *Orientalism*. New York: Vintage Books, 1979, S. 67.

16 Annemarie Taeger, Hrsg., Nachwort, Ida Hahn-Hahn, *Gräfin Faustine*. Bonn: Bouvier, 1986, S. 245. Siehe: O'Brien, 2008, S. 41.

Sylvia Peuckert (Frankfurt/M.)

Vom Vor- in den Nachmärz: Albert Dulks Ägyptenreise

Albert Dulk (1819-1884) war ein rebellischer Student der Chemie aus Königsberg, der während seines Studiums in seiner Heimatstadt und in Breslau, Berlin und Leipzig in den 1840er Jahren an den politischen Auseinandersetzungen seiner Zeit engagiert teilnahm und sich 1849 vor einem „Scherbenhaufen enttäuschter Hoffnungen“ sah.¹ Dulk verließ am 30. Mai 1849 Königsberg, um sich nach längeren Fußreisen durch Österreich und Italien am Ende des Jahres nach Ägypten einzuschiffen. Die Reise, zu der er sich in Italien entschloss, war eine Flucht aus der politischen, beruflichen und auch privaten „Confusion, die m. Verhältnisse jetzt umgiebt,“ so Dulk am 21. September 1849 in Rom. „Wenn ich nach 1 Jahr zurückkehre, wird mir Alles wohl leichter werden – aber fort fort möchte ich dennoch.“²

Obwohl Dulk auch als Schriftsteller tätig war und seit 1844 eine Vielzahl von Dramen und seit den 1860er Jahren politische und religionskritische Schriften veröffentlicht hat³, war er doch für die Literaturwissenschaft in Vergessenheit geraten. Ein klassischer Reisebericht über Ägypten fehlt übrigens in der Reihe seiner Publikationen. Und doch ist es seine Ägyptenreise, die das Interesse an ihm geweckt hat, seit Jochen Meyer durch das Albert Dulk gewidmete Marbacher Magazin von 1988 wahrscheinlich machen konnte, dass Wilhelm Raabe in *Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge*

-
- 1 Vgl. Jochen Meyer (Bearb.). *Albert Dulk, ein Achtundvierziger. Aus dem Lebensroman eines Radikalen*. Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft, 1988 (Marbacher Magazin 48/1988). S. 65 und passim.
 - 2 Albert Dulk an Pauline Butter („Ini“) am 21. September 1849 aus Rom; zitiert nach einer Transkription des Briefes, die mir Jochen Meyer freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat. Vgl. auch Jochen Meyer. *Dulk* (wie Anm. 1). S. 68. – Zum Nachlass vgl. Astrid Schweimler. *Albert Friedrich Benno Dulk (1819-1884): Ein Dramatiker als Wegbereiter der gesellschaftlichen Emanzipation*. Gießen: Focus, 1998. S. 188-214. – Nach 1850 lebte Dulk mit den drei Frauen Pauline Butter, die ihm im Sommer des gleichen Jahres einen Sohn geboren hatte, Johanna Dulk, die er bereits 1846 geheiratet hatte, und Else Bussler, die er 1847 kennengelernt hatte, und mit den gemeinsamen Kindern in einer Lebensgemeinschaft. 1858 erfolgte sein Umzug in das württembergische Stuttgart.
 - 3 Vgl. Astrid Schweimler. *Dulk* (wie Anm. 2) und Jochen Meyer. *Dulk* (wie Anm. 1).

(1867) „seinem Romanhelden und Afrikaheimkehrer Leonhard Hagebucher Züge des bizarren Freundes“⁴ Dulk aus ihrer beider Stuttgarter Zeit gab; angeregt von dessen

politischem Vorreiter- und Aussteigerschicksal, seiner Zufluchtsuche in einer Gebirgshöhle auf dem Sinai (1850) und seiner desillusionierenden Rückreise in die ‚Zivilisation‘.⁵

Im Gegensatz zu dem früheren Bonapartisten Sixte du Châtelet im ersten Teil von Honoré de Balzacs *Illusions perdues* (*Les deux poètes*; 1837), dem seine Ägyptenreise und Gefangenschaft bei den Arabern etwas gleichermaßen Abenteuerliches und Weltmännisches verleiht, was er sich nach seiner Rückkehr ins Frankreich der Restaurationszeit geschickt zunutze machen kann, um in der Provinzstadt Angoulême Fuß zu fassen, folgt nach Leonhard Hagebuchers, des „Afrikaners“⁶, Rückkehr ins provinzielle Deutschland bei seinen Landsleuten auf „die Tage des Erstaunens und der Verwunderung [...] die Zeit der Gleichgültigkeit und der Verachtung“⁷ und zugleich wird für Hagebucher die Heimat ‚afrikanisch‘, zur Fremde. Es leuchtet ein, dass Albert Dulk für diese Figur sowohl mit seiner Vorgeschichte als aufreißerischer Student als auch in seiner Eigenschaft als rückkehrender Ägyptenreisender Pate gestanden hat; wobei letzteres in Stuttgart anders als in Frankreich, wo der Ruhm der napoleonischen Ägypten-Expedition selbst zur Restaurationszeit präsent war, eben keine besondere Empfehlung war. Doch anders als im Falle von Raabes Hagebucher hatte Dulks Ägyptenreise nicht in die Gefangenschaft von Abu Telfan geführt, sondern in ein als Selbstbefreiung empfundenes mehrwöchiges Eremitenleben auf dem Sinai⁸, und der

4 Jochen Meyer. *Dulk* (wie Anm. 1), S. 2.

5 Rezension von Horst Denkler zu Meyer. *Dulk* (wie Anm. 1). *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft*: 1990. S. 167-171; hier S. 169.

6 Diese Form des Beinamens, der Hagebucher anhaftet, scheint zeittypisch zu sein. So bezeichnet Hermine Hartleben in ihrer zweibändigen Biographie Champollions diesen stets als „den Ägypter“. Vgl. Dies. *Champollion. Sein Leben und sein Werk*. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung, 1906. 2 Bde.

7 Wilhelm Raabe. *Sämtliche Werke*. Im Auftrag der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft hg. von Karl Hoppe. Bd. 7: *Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge*. Bearbeitet von Werner Röpke. Freiburg i. Br. und Braunschweig: Hermann Klemm, 1951. S. 146.

8 Vgl. Albert Dulk. „Selbstverfaßter Lebenslauf“. Ders. *„Nieder mit den Atheisten!“: Ausgewählte religionskritische Schriften aus der frühen Freidenkerbewegung*. Hg. Heiner Jestrabek. Aschaffenburg, Berlin: IBDK, 1995. S. 36f.

stets unangepasste Dulk wird auch nach seiner Rückkehr nicht in dem Maße, wie es Hagebucher widerfährt, in die Resignation getrieben⁹, wenn er auch von nun an darauf verzichten wird, „Amt u Stellung“ anzustreben.¹⁰

Vor diesem Hintergrund ist es zu bedauern, dass eine Publikation seiner tagebuchartigen Briefe aus Ägypten und des Reise-Tagebuchs, das Dulk – hier durchaus konventionell – wie viele Reisende dieser Zeit zwar führte, aber nicht wie der Konkurrent Bogumil Goltz¹¹ auch veröffentlichte, bislang nur in Ansätzen vorliegt.

Die erste, die diesem Desiderat abhelfen wollte, war wohl seine Lebensgefährtin Else Bussler, die kurz nach Dulks Tod unter dessen Namen *Reise-Erinnerungen aus Egypten und Arabia Petrea* vorlegte. Diese sind aber außerordentlich stark redigiert.¹² Zuverlässige Auszüge aus den Briefen aus Ägypten finden sich in dem Kapitel *Reißaus nehmen – wenigstens in einen andern Weltteil* in Jochen Meyers Biographie.¹³ Im Jahr 2002 hat Dulks Nachfahrin Ilse Walther-Dulk wiederum Auszüge aus seinem Reisetagebuch und den Briefen unter dem Titel *Die Flucht nach Ägypten des Albert Dulk* vorgelegt.¹⁴

-
- 9 Zu Dulk als Vorbild von Hagebucher vgl. auch Astrid Schweimler. „Tumurkieland. Albert Dulk – ein mögliches Vorbild für Leonhard Hagebucher?“ *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1991: S. 82-94; vgl. ferner Jeffrey L. Sammons. *The Shifting Fortunes of Wilhelm Raabe. A History of Criticism as a Cautionary Tale*. Columbia, SC: Camden House, 1992. S. 108 und Monika-Yvonne Elvira Stein. *Im Mantel Goethes und Faust auf der Fährte. Wilhelm Raabes Faust- und Goethe-Rezeption in seinem Roman Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 2005. S. 19, Anm. 114.
- 10 Albert Dulk an seinen Vater Friedrich Philipp Dulk am 10. November 1851 aus Chaulin, Schweiz. Zit. nach Jochen Meyer. *Dulk* (wie Anm. 1). S. 75.
- 11 Bogumil Goltz. *Ein Kleinstädter in Aegypten*. Berlin: Otto Janke, 1853.
- 12 Dr. Albert Dulk. *Reise-Erinnerungen aus Egypten und Arabia Petrea*. Leipzig: E. Thiele, o. J. – In einem Exemplar, das sich im DLA Marbach befindet, hat Dulks Sohn Max die Verfasserschaft „von Else“ als höchst wahrscheinlich bezeichnet und es unternommen, auf einigen Seiten die „Unzuverlässigkeit der Bearbeitung“ nachzuweisen.
- 13 Vgl. Jochen Meyer. *Dulk* (wie Anm. 1). S. 66-78.
- 14 Vgl. Ilse Walther-Dulk. *Die Flucht nach Ägypten des Albert Dulk*. Weimar: VDG, 2002. – Dieser Ausgabe liegt eine Transkription des Tagebuches und der Briefe zugrunde. Allerdings wird der Umfang von Kürzungen nicht deutlich gemacht, Abkürzungen und eigenwillige Schreibungen werden aufgelöst und eine zeittypische Namensform wie „Alexandrien“ wird in das heute gebräuchliche „Alexandria“ transformiert. Außerdem ist der Text nicht streng chronologisch angeordnet, sondern wird in verschiedene Kapitel arrangiert und es

Es handelt sich aber nicht um eine wissenschaftliche Edition, sondern ihre Absicht ist es, genau wie die der früheren Herausgeberin, den Autor und seine Ägyptenreise einer größeren Leserschaft zugänglich zu machen. Dulk selbst hat dagegen von seiner Reise in öffentlichen Vorträgen berichtet, von deren Wirkung wohl einiges in der Beschreibung von Leonhard Hagebachers großem Vortrag aufgehoben ist. Ein Vortrag mit dem Titel *Egypten u. die Granitwüste der Nilkatarakte* (um 1865) hat sich als Manuskript erhalten, blieb aber zu seinen Lebzeiten ungedruckt.¹⁵ Außerdem hat er – allerdings erst fast zwanzig Jahre nach seiner Reise – zwei Aufsätze, nämlich *Die Cultur des alten Ägypten* und *An der Grenze Ägyptens* vorgelegt.¹⁶

Dulk erfährt seine Ägyptenreise nicht im Nachhinein als lebensverändernd, sondern fordert schon ganz am Beginn der Reise – am 24. Dezember 1849 – programmatisch von sich selbst:

Denn m. Zweck kann u darf kein anderer mehr sein als der: *m. Religion klar zu machen!* [...] Denn so viel Wissen, Erfahren u Genießen ich noch brauchen möchte – ich *muß* ein Ende machen, u direct, ordnend, in mich Selbst hineingehen, wenn ich nicht den *Kern*, den ich in mir habe, verlieren will.¹⁷

Auf der Rückreise liest Dulk *Les Ruines* des französischen „Ideologen“ C. F. de Volney, der diese aufklärerische und religionsphilosophische Schrift wenige Jahre nach seiner eigenen Ägyptenreise veröffentlicht hatte¹⁸, und notiert am 2. August 1850:

werden biographisch-erzählende Zwischentexte eingeschaltet. – Frau Walther-Dulk hat mir im Jahr 2003 freundlicherweise Fotokopien von einem großen Teil dieser Transkriptionen und eine Fotokopie von Teilen des Tagebuchs zur Verfügung gestellt, wofür ihr hier noch einmal herzlich gedankt sei.

- 15 Raabe. *Abu Telfan* (wie Anm. 7). – Vgl. Jochen Meyer. *Dulk* (wie Anm. 1). Verzeichnis der ausgestellten Stücke, Nr. 100. – Ein Abdruck findet sich in Walther-Dulk. *Flucht* (wie Anm. 14). S. 217-234.
- 16 Dr. A. Dulk. „Die Cultur des alten Aegypten“. *Das Ausland. Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde*. 1868. Nr. 39. S. 913-918; Nr. 40. S. 945-954; Nr. 41. S. 972-974; Nr. 42. S. 988-995 und A. Dulk. „An der Grenze Aegyptens“. *Westermann's Jahrbuch der illustrierten deutschen Monatshefte* 24 (1868). S. 174-190.
- 17 Zit. nach der Transkription des Tagebuchs und der Fotokopie des Tagebuchs (Blatt 48). Die kursiv geschriebenen Wörter sind im Original durch Unterstreichungen hervorgehoben.
- 18 Vgl. C[onstantin] F[rançois Chassebœuf, Comte de] Volney. *Les Ruines, ou méditation sur les révolutions des empires, suivies de La loi naturelle*. Bruxelles:

Das ist eine so wundervolle u gründliche Aufzeigg des Unsinnns aller positiven Religionen, daß ich nicht begreife, wie solche Schätze so verborgen bleiben können! [...] Welch tiefer, göttlicher, freigewordener Mensch ist dieser Volney! [...] Anfangs erschrak u zitterte ich davor, denn ich bin fast gewiss, ja ganz überzeugt fast, daß *dieser* Mensch ganz dasselbe gefunden u gegeben haben muß ... was *ich* auf dem Sinai begonnen [...] [Der Schrecken] muß sich in die heißeste Freude wandeln, daß der Weltgeist in mehr als 1 Seele dasselbe geschaffen, u mit doppelter, vervielfachter Macht es *verbreiten* will, u in das seelige Zeugniß der Gewissheit, daß ds gefundene *Wahrheit*, menschliche, allgemeine Wahrheit sei!¹⁹

Diese Notiz macht deutlich, warum Albert Dulk nach seiner Rückkehr nicht die Erlebnisse seiner Reise als Bericht oder in einer Edition seines Tagebuches und seiner Briefe veröffentlichte, wie es die Zeitmode war. Es sind seine späteren religionskritischen Schriften, sein Engagement in der Freidenkerbewegung²⁰ und in der Sozialdemokratie, die für ihn die Einlösung des sich in Ägypten selbst erteilten Auftrags darstellen, nämlich die für sich gefundenen Wahrheiten zu verbreiten.

1868 allerdings kommt er dann doch noch einmal in den beiden oben erwähnten Aufsätzen ganz explizit auf Beobachtungen während seiner Ägyptenreise zurück. Nachdem er mit der Erwähnung von Georges Cuvier und Charles Darwin im Einleitungssatz des Aufsatzes *Die Cultur des alten Aegypten*²¹ und mit einigen kleineren Seitenhieben gegen die damals neu etablierte Ägyptologie sowie den rastlosen „Ameisenfleiß“ der positiven Wissenschaften den Rahmen seiner Argumentation abgesteckt hat, entwickelt Dulk ganz eigene Überlegungen zur Kultur des alten Ägyptens. Nach seinem Modell gibt es einen „menschheitlichen Fortschritt“, der sich als eine

Librairie philosophique, 1830. – Volney hat den Bericht über seine Ägypten- und Orientreise von 1783-85 im Jahr 1787 veröffentlicht; 1791 folgten *Les Ruines*, im folgenden Jahr von Georg Forster und Dorothea Margareta Forkel ins Deutsche übersetzt, und 1793 *La loi naturelle*.

- 19 Zit. nach der Transkription des Tagebuchs. Die kursiv geschriebenen Wörter sind im Original durch Unterstreichungen hervorgehoben. – Mit Auflösung der Abkürzungen und in modernisierter Orthographie abgedruckt in Walther-Dulk. *Flucht* (wie Anm. 14). S. 192f.
- 20 Vgl. Frank Simon-Ritz. *Die Organisation einer Weltanschauung. Die freigeistige Bewegung im Wilhelminischen Deutschland*. Gütersloh: Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus, 1997 (Religiöse Kulturen der Moderne, Bd. 5). S.94.
- 21 Dulk. *Cultur* (wie Anm. 16). Die Seitenzahlen im Folgenden beziehen sich auf diesen Aufsatz.

„organische Entwicklung vom Leiblichen zum Geistigen in der Menschheit“ darstelle (S. 915). Ägypten verkörpere dabei das „Kindheitsalter der Menschheit“ (S. 916) und es sei ein Versäumnis, sich „von dem ganz nachweisbaren Ausdruck der Kindheit nicht Rechenschaft [zu] geben, welcher durchweg auf dieser Cultur haftet“ (S. 916). Eine solche Kultur kenne nur das Äußerliche und Körperhafte und nicht das „Reich eines freien Geistes“, sei unfähig für die „Seelenempfindung“ der Schönheit (S. 951) und ihr fehle unser „Bedürfnis freier geistiger Erhebung im Gottesdienste“ (S. 953), wie dies für „das Alter des erwachsenen und innerlichst erwachten Individuums“ (S. 951) charakteristisch sei. Aus diesem Grunde habe sich auch der ägyptische Totenkult ausbilden können, der vor allem den „irdischen Leib“ festhalten wolle (S. 954), was wiederum zu der reichen materialen Hinterlassenschaft des alten Ägyptens geführt habe (S. 915), die Dulk für seine Theorie nun auswertet. Diese entwickelt er am Beispiel der bildenden Kunst des alten Ägyptens. Er stützt sich dabei auf seine eigenen Beobachtungen in Ägypten, die im Tagebuch sowohl in Form von kleinen Skizzen²² als auch in Notizen festgehalten sind. Letztere zeigen, dass Dulk die Vorstellung vom menschlichen „Kindheitsalter“ des alten Ägyptens und einer entsprechenden kindlichen oder sogar kindischen Kunst schon während seiner Ägyptenreise besaß.²³ Zur Unterstützung seiner Darlegungen gibt er den beiden Aufsätzen von 1868 weiterhin Abbildungen bei, die er den großen Tafelwerken der *Description de l'Égypte* und denen von Heinrich von Minutoli, Ippolito Rosellini und Richard Lepsius entnommen hat, wie er summarisch in einer Anmerkung angibt (S. 917). Es handelt sich dabei allerdings um vereinfachende und ausschnitthafte Zeichnungen nach diesen Vorlagen. Es lässt sich erkennen, dass es dem Zeichner, wohl Dulk selbst, weniger um eine

22 Vgl. Dulk. *Cultur* (wie Anm. 16). S. 992: „Fig. 21. Das ägyptische Lebenszeichen in mannichfaltigen Formen“, für die die Skizzen im Tagebuch (Blätter 98 und 99) die Vorlage bilden. Blatt 99 als Faksimile auch in Walther-Dulk. *Flucht* (wie Anm. 14). S. 147. – Dulk ist hier moderner als die Redaktion des *Auslands*, die in einer redaktionellen Anmerkung zu diesem Aufsatz das Anch-Zeichen als „Nilschlüssel“ und nicht als „Lebenszeichen“ benannt haben will.

23 So schreibt er am 22. Februar 1850 in den Steinbrüchen von Gebel-es-Silsile [Dulk schreibt „Serselah“]: „Wer Aegypten bereist hat, u nicht gesehen, daß hier Völker von Kindern hausten – braucht nicht weiter zu reisen – der wird Nichts ordentlich sehen!“ (Zit. nach der Transkription und der Fotokopie des Tagebuchs (Blatt 68); Hervorhebung von Dulk.

genaue Kopie als um eine Reduktion der Darstellung auf den entscheidenden Aspekt geht.²⁴

Dulk will also an den ägyptischen Kunstwerken demonstrieren, dass diese Merkmale zeigen, wie sie dem Zeichnen, Bauen und Denken von Kindern eigentümlich sind, um damit wiederum seine These zu stützen, dass die alten Ägypter als einzelne Menschen, physiologisch betrachtet, tatsächlich auf der Entwicklungsstufe von Kindern standen. Dadurch will er den Nachweis antreten, dass insgesamt von einer menschlichen Kindheitsstufe für diese Zeit zu reden sei:

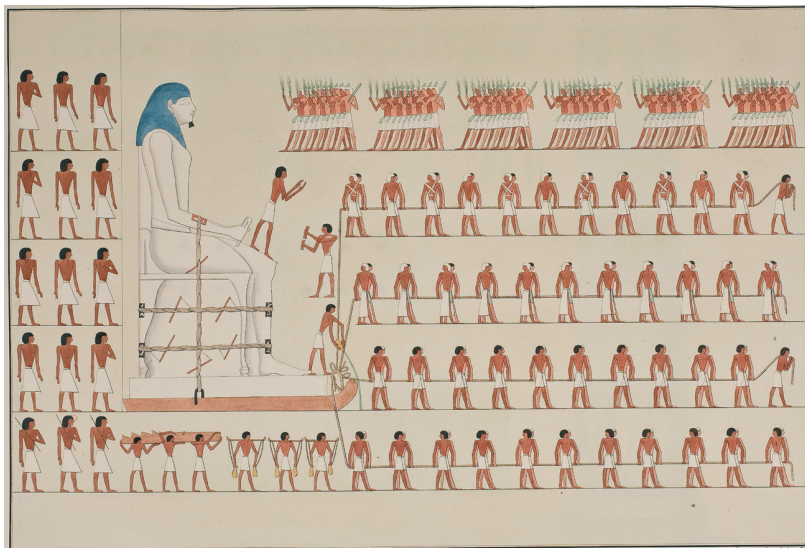
Deßgleichen macht das Kind nicht auf *Einheit* des Gesichtspunktes für das Ganze Anspruch, sondern führt was besonders wichtig oder was leicht zu zeichnen ist, auch für sich in seiner Sondergestalt unbekümmert um die Entstellung des Ganzen aus. Daher erscheint das Auge trotz der Profilform des Kopfes immer in der vollen ungeschmälerten Rundung und Breite seiner Vorderansicht [...] alles gewiß unwidersprechliche Zeugnisse dessen was wir täglich als Kindermalerei erleben! (S. 945)

Als Merkmale für Malerei und Flachrelief nennt Dulk außerdem die flächige statt der räumlichen Darstellung, die fehlenden perspektivischen Verkürzungen, die Staffelung von menschlichen Körpern oder Gegenständen in die Höhe – oft in mehreren Registern übereinander – statt in die Raumentiefe und die Verwendung von bunten, ungebrochenen Farben.²⁵

In Ägypten allerdings hatte vieles das Auge des Reisenden, der sich stark der Ästhetik seines Jahrhunderts verpflichtet zeigt, heftig beleidigt. So

24 Die „Fig. 14. Negersklaven“ beispielsweise ist ein Ausschnitt aus einer Gruppe von Kriegsgefangenen im ersten Band von Rosellinis Tafelwerk, das Dulk am ausgiebigsten benutzt hat (Ippolito Rosellini. *I Monumenti dell' Egitto e della Nubia. Disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto*. Pisa: Niccolò Capurro E. C. 1832. Tomo primo: Monumenti storici. No. LXXXV) – In einem Fall, bei „Fig. 16. Die Täu zum Fortbewegen der Kolossalbilder“ verändert der Zeichner sogar die Vorlage, die er bei Minuloti (Heinrich Freiherr von Minutoli. *Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste und nach Ober-Aegypten in den Jahren 1820 und 1821*. Hg. E. H. Toelken. Berlin: August Rücker, 1824. Atlas. Tafel XIII) respektive bei Rosellini. *Monumenti*. Tomo secondo: Monumenti civili. No. XLVIII) gefunden haben kann, um seine Interpretation zu verdeutlichen. Die ziehenden Personen sind auf Striche auf den schematisch wiedergegebenen Tauen reduziert.

25 Vgl. Tagebuch. Blatt 67: „wie bunt, wie durchaus kindisch! nur e. Kind kann so malen!! [...] grün, blau, roth, so bunt als möglich!“



Aus: Heinrich Freiherr von Minutoli. *Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste und nach Ober-Aegypten in den Jahren 1820 und 1821.* Hg. E. H. Toelken. Berlin: August Rucker, 1824. Atlas. Tafel XIII.

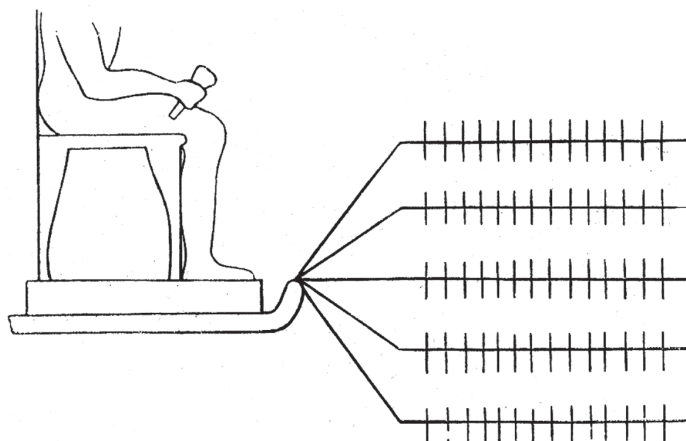


Fig. 16. Die Tane zum Fortbewegen der Kofossalbilder.

Aus: Dr. A. Dulk. „Die Cultur des alten Aegypten“. *Das Ausland. Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.* 1868. Nr. 39-42.

beklagt Dulk in Philae die Farbigkeit von einigen Kapitälern, wodurch der „reine gelbliche Sandstein“ verunziert sei und bemerkt: „Dennoch scheint es mir wohl ausser Zweifel, daß eine ganz natürliche, u vor Allem *perspectivisch richtige* Malerei den Effect solcher Blumensäulen wohl merkwürdig steigern müßte!“²⁶ Erst nach Ablauf von zwei Jahrzehnten wandelt sich das als Makel der ägyptischen Kunst Wahrgenommene in ein tragendes Moment von Dulks Geschichtstheorie.

1963 schlug die Ägyptologin Emma Brunner-Traut (1911-2008) in einem von Jan Assmann als „bahnbrechend“ bezeichneten Nachwort²⁷ zu dem von ihr posthum herausgegebenen Werk *Von ägyptischer Kunst* des Ägyptologen Heinrich Schäfer den Begriff der *Aspektive* zur Kennzeichnung der Besonderheiten der ägyptischen Kunst vor.²⁸ Dieser Begriff soll die von Schäfers vorgeschlagenen Begriffe „vorgriechisch“ und „geradvorstellig“ ersetzen und das für die ägyptische Kunst typische „Aspektsehen“ beschreiben und zugleich die Konnotation von a-spektivisch, also nicht-perspektivisch zulassen. Dadurch werde die ägyptische Kunst von der griechisch-perspektivischen abgegrenzt, die dem Betrachter eine räumliche Illusion vermitteln konnte, weil sie anthropozentrisch war, den Menschen also „als den *alleinigen* Ursprung der Erkenntnis“ setzte.²⁹ In ihrer Monographie *Frühformen des Erkennens am Beispiel Altägyptens* von 1990³⁰ entwickelt sie diesen Ansatz unter Einbeziehung der Ergebnisse der modernen Hirnforschung weiter und führt aus, was 1963 nur angedeutet bleibt, dass nämlich tatsächlich die Gehirnfunktion der Menschen vor und nach der von Karl Jaspers so bezeichneten „Achsenzeit“ um das 6./5. Jahrhundert v. Chr. unterschiedlich gewesen sein könnte und dass das „aspektivische“ Darstellen der Ägypter Parallelen finde bei Kindern und „Geistesveränderten“.

26 Vgl. Tagebuch. Blatt 80.

27 Jan Assmann. „Ein Gespräch im Goldhaus über Kunst und andere Gegenstände“. *Gegengabe. Festschrift für Emma Brunner-Traut*. Hg. von Ingrid Gamer-Wallert und Wolfgang Helck. Tübingen: Attempto, 1992. S. 43-60; hier S. 59. Anm. 59.

28 Vgl. Emma Brunner-Traut. „Nachwort. Die Aspektive“. Heinrich Schäfer. *Von ägyptischer Kunst. Eine Grundfrage*. 4. verb. Aufl. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Emma Brunner-Traut. Wiesbaden: Otto Harrasowitz, 1963. S. 395-428.

29 Brunner-Traut. *Aspektive* (wie Anm. 28). S. 400.

30 Vgl. dies. *Frühformen des Erkennens am Beispiel Altägyptens*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1990.

Dulks beide Aufsätze, die von der wissenschaftlichen Ägyptologie nicht wahrgenommen wurden und auch Brunner-Traut offensichtlich nicht bekannt waren, nehmen auf bemerkenswerte Weise einige dieser Überlegungen vorweg. Die Parallelen erstrecken sich dabei sogar auf das Bildmaterial, das von den beiden Autoren zum Beleg ihrer Argumentation herangezogen wird, wie die Darstellung des Transports einer Kolossalstatue³¹, bei der die an Seilen ziehenden Arbeiter in mehreren Reihen übereinander angeordnet sind, oder zwei Bilder von baumumstandenen Teichen aus dem thebanischen Grab des Rechmiré.³² Der eine ist ein Viereck, von dem die Bäume nach allen vier Seiten abstehen, der zweite sieht aus, als sei er auf halber Höhe zwischen den Palmen, die ihn eigentlich umstehen, eingeklemmt. Aber die Autoren stimmen nicht nur in ihren Beobachtungen, sondern in vielen Überlegungen überein. So schreibt Brunner-Traut 1990 ähnlich wie Dulk³³: „Die Ägypter und ihre Geistesverwandten gewinnen ihren Gegenstand im schrittweisen Nach-einander-Erfassen der Teile; die Griechen entdeckten die (optische) Zusammenschau des Ganzen.“³⁴ Auch sehen es beide als denkbar an, dass den Ägyptern ein Höchstmaß an Leistung bei einer gleichzeitig kindlichen Denkweise möglich war: Die Ägypter „handeln wie Kinder, aber ins Grandiose gesteigert“ (Brunner-Traut)³⁵ oder:

Solche Gebundenheit und „Originalität“ in der Wiedergabe des Lebens entlockt uns Lachen bei den Zeichnungen unserer Kinder – hier haben wir sie in feiner und kunstvoller Ausbildung, auf einer hohen Stufe actualer Cultur-entwicklung, zum Beweise daß der Mensch in jeder Beschränktheit, auf jeder Stufe ausbildungsfähig und in seinem Kreise durchbildungsfähig ist, daß aber

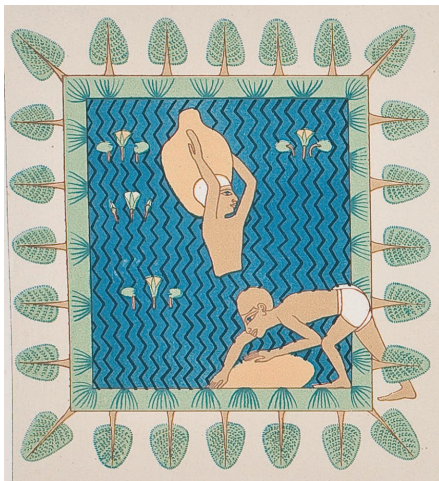
31 Schäfer. *Kunst* (wie Anm. 28). S. 211. Abb. 205; Brunner-Traut. *Frühformen* (wie Anm. 30). S. 29. Abb. 21a und Dulk. *Cultur* (wie Anm. 16). S. 948. Fig. 16 (vgl. auch Anm. 24).

32 Schäfer. *Kunst* (wie Anm. 28). S. 251f. Abb. 262 und 265b; Brunner-Traut. *Frühformen* (wie Anm. 30). S. 20. Abb. 9a und b und Dulk. *Cultur* (wie Anm. 16). S. 948. Fig. 17 und 18. – Erstaunlich ist auch, dass die Autoren jeweils beide Abbildungen zusammenstellten, obwohl diese sich im Grab nicht unmittelbar nebeneinander befinden. Für die erste Abbildung (Fig. 17) konnte Dulk die Vorlage finden in: Richard Lepsius. *Denkmaeler aus Aegypten und Aethiopien*. Dritte Abtheilung: Denkmaeler des Neuen Reichs. Berlin: Nicolaische Buchhandlung, [1849-59]. Blatt 40.

33 Vgl. oben S. 9f.

34 Brunner Traut. *Frühformen* (wie Anm. 30). S. 13.

35 Brunner Traut. *Frühformen* (wie Anm. 30). S. 3.



Aus: Richard Lepsius. *Denkmaeler aus Aegypten und Aethiopiien*. Dritte Abtheilung: Denkmaeler des Neuen Reichs. Berlin: Nicolaische Buchhandlung, [1849-59]. Blatt 40.

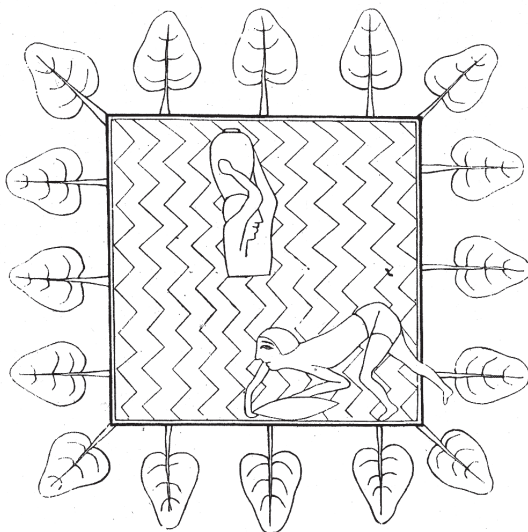
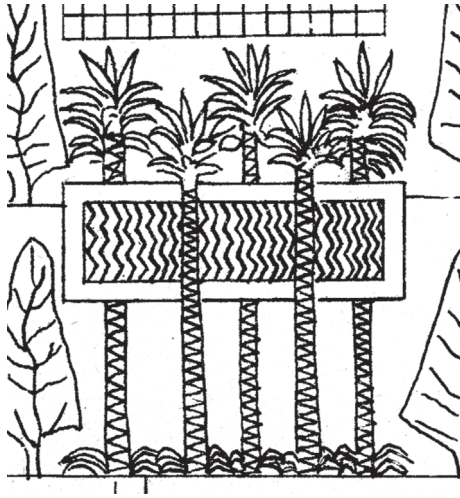


Fig. 17. Weiher mit Oelbäumen.

Aus: Dr. A. Dulk. „Die Cultur des alten Aegypten“. *Das Ausland. Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde*. 1868. Nr. 39-42.



Aus: Ph. Virey. *Le tombeau de Rekhmara. Préfet de Thèbes sous la XVIIIe dynastie*. Paris: Ernest Leroux, 1889 (Mémoires publiés par les membres de la mission archéologique française au Caire sous la direction des M. Bouriant). Tome V. 1^{er} fascicule. Paroi FG. Pl. XXVII. – Vgl. Brunner-Traut. *Frühformen* (wie Anm. 30). Abb. 9b.

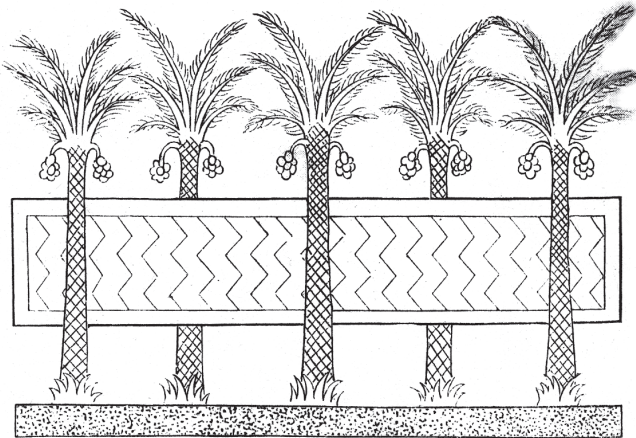


Fig. 18. Weißer mit Palmen.

Aus: Dr. A. Dulk. „Die Cultur des alten Aegypten“. *Das Ausland. Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde*. 1868. Nr. 39-42.

hohe Ausbildung in dem gegebenen Kreise nichts gegen die Beschränktheit des Kreises selbst beweist.³⁶ (Dulk)

Hier erhebt sich die Frage, wie Dulk zu diesen Überlegungen gelangt ist. Sein Ausgangspunkt ist anders als der von Brunner-Traut, der das Provokierende ihrer Thesen durchaus bewusst ist, nicht die Kunstbeschreibung. Dulk überträgt während der Reise die Kategorie des Kindlichen doch recht unbefangen auch auf die zeitgenössischen Ägypter. Er sei, schreibt er dem Vater, „gleichsam zur Kindheit der Menschheit“ zurückgekehrt und auch, dass er schon immer angenommen habe, dass „die Menschheit ein Leben habe, fortschreitend, wie das der einzelnen Menschen [...], daß die Menschheit Lebensalter“ habe.³⁷ Was hier noch stark von Herder geprägt zu sein scheint, der 1774 in *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* in einer „Analogie, von menschlichen Lebensaltern hergenommen“, die alten Ägypter zwar nicht der Kindheit, aber dem „Knabenalter“ der Menschheit zugerechnet hatte und sich damit in Gegensatz zu Winckelmann stellte, der „über die Kunstwerke der Aegypter offenbar nur nach griechischem Maßstabe geurtheilt“ habe³⁸, integriert Dulk nach seiner Rückkehr aus Ägypten in das Bauwerk seiner eigenen Religions- und Kulturtheorie. In einer Abhandlung mit dem Titel *Thier oder Mensch? Ein Wort über Wesen und Bestimmung der Menschheit* von 1872, die also im Anschluss an seine beiden Aufsätze über Ägypten entstand, wird, was bei Herder Metapher ist, im Sinne einer „physiologisch-philosophischen“ Begrifflichkeit beim Wort genommen.³⁹ Damit soll die Vorstellung einer Schöpfung des Menschen im Sinne der Offenbarungsreligionen mit darwinistischen Kategorien widerlegt werden. Ausgehend von dem „Axiom der Herkunft des Menschen aus dem Thierreich“ (S. 1), erläutert Dulk die Gemeinsamkeiten von Mensch und Tier. Sodann erklärt er seine weitere Setzung, dass das Kind gewissermaßen eine Zwischenstufe zwischen Mensch und Tier darstelle und noch

36 Dulk. *Cultur* (wie Anm. 16). S. 947.

37 Vgl. Brief an den Vater von Ende Dezember 1849 bis 8.1.1850; zit. nach Walter-Dulk. *Flucht* (wie Anm. 14). S. 88-110; hier S. 94 und S. 100.

38 Vgl. Johann Gottfried Herder. *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts*. Ders. *Sämmtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte*. Dritter Theil. Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1827. S. 31ff; hier S. 45 und 49.

39 Vgl. Albert Dulk. *Thier oder Mensch? Ein Wort über Wesen und Bestimmung der Menschheit*. Leipzig: Otto Wigand, 1872. S. 5. – Die Seitenzahlen im Folgenden beziehen sich auf diese Schrift; die Hervorhebungen stammen von Dulk.

deutliche Spuren der animalischen Herkunft zeige. Beide, Tier wie Kind, zeigten „Weltbewußtsein d. i. Bewußtsein von der Außenwelt und nicht von sich selbst“ (S. 7). Diese Zwischenstufe, nämlich die „Kindheit des Menschen“ finde sich auch bei dem gesamten „Menschengeschlecht“ (S. 12f.) und sei zeitgenössisch bei den Naturvölkern zu beobachten (S. 17). Hätten dagegen „die ersten Menschen“ bereits „Geist“ und „Selbstbewußtsein“ besessen, „so hätte das helle Licht des Wissens schon damals die Erde und alles Menschliche erleuchtet“ (S. 14). Die mythologischen Erzählungen der Völker und die „Thatsache der *Thieranbetung* unter den hochgebildetsten Völkern der menschlichen Kindheit“ (S. 64) – hier verweist Dulk auf seinen Aufsatz über die ägyptische Kultur – seien ein Beleg für die Erinnerung an den Abgrenzungsprozess, der zur nächsten Stufe führe, auf der der Mensch in Jesus „*das Bild aller Menschen*“ (S. 159) sehe und zum Selbst-Bewusstsein, das ein Ich-Bewusstsein sei, gelange. Nach Brunner-Traut ist dieses Selbstbewusstsein die Voraussetzung für die Entwicklung der Perspektive bei den Griechen, die die Tiefenillusion des Bildes vom Betrachter her inszenierten.

Sein eigener Selbstfindungs-Prozess, um den es Dulk auf seiner Ägyptenreise gegangen war, hat also zum einen in der Verankerung seiner Religionskritik im Denken der Aufklärung seinen Niederschlag gefunden, ihn aber zum anderen direkt auf das weite Feld des Darwinismus und der Anwendung der darwinistischen Theorien auf die menschliche Gesellschaft geführt.⁴⁰ Die Schrift *Thier oder Mensch?* und die beiden Aufsätze über Ägypten zeigen zwar die große Weite von Dulks Lektüre, die die Schriften von Kant, Herder und dem Goetheaner und Naturphilosophen Carl Gustav Carus bis zu denen von Charles Darwin, dem Darwinisten Thomas Henry Huxley und dem Materialisten Carl Vogt umfasst. Bei der Umdeutung der Metapher von den Lebensaltern der Menschheit in ein als darwinistisch verstandenes Konzept zeigt sich aber auch ein Fehlen von Trennschärfe.

Hier verbindet sich Dulks vor- und nachmärzliches Denken, aber er verfehlt zugleich eine gedankliche Eindeutigkeit, die die Klärung und den Durchbruch seiner Ideen hätte fördern können.⁴¹ In seinem Konzept von der

40 Hier lag vielleicht auch ein Begegnungspunkt für die sonst so unterschiedlichen Charaktere Wilhelm Raabes und Albert Dulks. – Zu Raabe vgl. auch Peter Sprengel. *Darwin in der Poesie. Spuren der Evolutionslehre in der deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.* Würzburg: Königshausen und Neumann, 1998.

41 So hat auch Peter Stein darauf verwiesen, dass Dulks frühe Dramen trotz ihres „emanzipatorischen“ Gehalts „ganz unbefangen in der Tradition des klassischen

„Kindheit der Menschheit“ nimmt er dabei – vor dem Hintergrund seiner politischen Ideen für unsere heutige Wahrnehmung erstaunlich unbefangen, aber sonst zeittypisch – eine Überlegenheit der Europäer über die zeitgenössischen Ägypter als gegeben an und kommt zugleich in Bezug auf die altägyptische Kunst zu ganz eigenständigen und originellen Ansätzen, die so erst wieder am Ende des 20. Jahrhunderts diskutiert wurden. Dulk kann als ein Beispiel dafür stehen, wie sich die darwinistischen Ideen im europäischen Denken durchsetzten und aus den hier untersuchten Schriften lässt sich ersehen, wie sich dieser Prozess bei jemanden vollzog, der nach eigener Wahrnehmung seinen vormärzlichen politischen Idealen treu geblieben war.

Ideendramas“ stehen: Rezension von Peter Stein zu Schweimler. *Dulk* (wie Anm. 2). *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2001. S. 202-205; hier S. 204.

Christina Ujma (Berlin) / Rotraut Fischer (Darmstadt)

Salonkultur statt Revolution – Exilsalons im Nachmärz

Der Nachmärz war eine finstere Zeit. Mit dem Ende der 48er Revolution veränderte sich für deren Protagonisten und ihre Freunde der Charakter des Reisens schlagartig. Während man vordem Länder und Gesellschaften mit einer mehr oder weniger offenen politischen Agenda bereist und sich der Hoffnung hingegeben hatte, dass heimische und fremde Missstände in der kommenden Revolution untergehen würden, war man durch die nun einsetzende Restauration aller Träume beraubt. Die Revolutionsaktivisten waren über halb Europa zerstreut, Freunde getrennt, Diskurse abgerissen. Mit dem Gang ins Exil hatte man zwar das Leben gerettet, was nicht selbstverständlich war, wie die Schicksale Robert Blums oder Ugo Bassis zeigen; aber nach der gesteigerten, gar fieberhaften Intensität der Revolte, den komprimierten revolutionären Ereignissen, während derer man in dem Bewusstsein agierte, Weltgeschichte zu schreiben, war man unversehens aus dem Zentrum der Ereignisse an die unbedeutenden Ränder der Gastländer geraten.¹

Unfreiwillige Reisen

Exil war deprimierend und langweilig. Das galt vor allem für London. Die englische Hauptstadt hatte einmal mehr den Verfolgten vom Kontinent Asyl geboten; aber da in England 1848 keine Revolution stattgefunden hatte, war das Interesse der Gastgeber an den politischen und kulturellen Diskussionen der Exilierten begrenzt, was deren postrevolutionäres Trauma noch verstärkte.

Gesellschaftlich war man auf die Internationale der Exilierten angewiesen. Die blieb unter sich und pflegte die „Frustkultur“ der Niederlage, deren Demoralisierung u.a. von Malwida von Meysenbug und Johanna Kin-

1 Einen Überblick zum Stand der Vormärzexilforschung bietet: Norbert Otto Eke. „Wie fern der Heimath! mein Herz wie schwer!“ *Vormärz und Exil – Vormärz im Exil*. Hg. Norbert Otto Eke und Fritz Wahrenburg, Bielefeld: Aisthesis 2005, S. 13-30.

kel geschildert wird², aber kaum jemand beschreibt die postrevolutionäre Tristesse so pointiert wie Alexander Herzen.³ Besonders beklagt er sich über die Verkommenheit der Deutschen, die er als schwerfällig, langweilig und zänkisch darstellt. Die Quintessenz seiner Charakterisierung der Misere lautet dahingehend, dass die Auswanderung, die „nur durch den Sieg der gegnerischen Partei erzwungen ist, die Entwicklung unterbindet und die Menschen aus einer lebendigen in eine illusorische Tätigkeit hineinzieht“.⁴

Herzen lästert zwar am liebsten über die Anführer der Deutschen, aber die wichtigsten Protagonisten der anderen europäischen Revolutionen, die auch in London saßen, wie Mazzini, Orsini, Kossuth, Ledru-Rollin und Pulszky, schienen ihm auch nicht weiter vorwärtsblickend zu sein. Als Garibaldi sich 1854 mit ihnen in London zur Lagebesprechung traf, konnte er sich von der demoralisierenden und politisch desorientierenden Wirkung des Exils überzeugen. Er erwähnt im privaten Gespräch mit Herzen seine Idee, eine Art Revolutionsambulanz zu gründen, Schiffe mit Revolutionären bemannt, „eine schwimmende Revolution, jederzeit bereit, irgendwo zu landen, unabhängig und keiner Macht erreichbar“.⁵ Diese Idee verfolgte einen doppelten Zweck, einerseits war sie als schnelle Eingreiftruppe der Revolution konzipiert, andererseits enthält sie auch den Gedanken an eine Art Arche Noah, die die gestrandeten Revolutionäre vor der Sturmflut der Reaktion in Sicherheit bringen sollte.

Die von Garibaldi anvisierte Art der Reise war für viele Revolutionäre außer Dienst dann doch zu ambitioniert, sie beschäftigten sich an ihren Exilorten lieber damit, revolutionäre Luftschlösser zu bauen sowie Rivalitäten und ihr oftmals unkonventionelles Liebesleben zu pflegen. Die Bühne, auf der sich das abspielte, waren die Exilsalons, deren Geschichte weiterhin der wissenschaftlichen Aufarbeitung harret.

2 Malwida von Meysenbug. *Memoiren einer Idealistin*. Band 2, Stuttgart: Auerbach 1876, S. 189ff., 195f. „Johanna Kinkel an Fanny Lewald, London, 15.5.1856“. In: Fanny Lewald. *Zwölf Bilder nach dem Leben. Johanna Kinkel*. Berlin: Janke 1888, S. 24.

3 Alexander Herzen. *Erinnerungen*. Band 2. Berlin: Wiegandt und Grieben 1907, S. 68.

4 Ebd.

5 Ebd., S. 86. Siehe auch: Jasper Ridley. *Garibaldi*. London: Constable 1974, S. 377.

Salon, Exil und Revolution

In London gab es in den Häusern von Johanna und Gottfried Kinkel, Alexander Herzen, Marie von Bruiningk sowie Therese und Franz Pulszky eine florierende Geselligkeit, wie u.a. Alexander Herzen und Malwida von Meysenbug berichten.⁶ Vor allem bei Pulszkys und bei Herzen verkehrten auch viele Italiener, deren revolutionärer Eifer durch die Tristesse des Exils etwas weniger gebrochen schien, wie überhaupt unter den Italienern der Geist der 48er Revolution in den risorgimentalen Aktivitäten lebendig blieb.

Bei den Versuchen der Mazzinianer, die Revolution wieder anzufachen, spielte die Schweiz, der klassische Wartesaal der Revolution, keine geringe Rolle. Unter den zahlreichen Emigrantentreffpunkten ragte besonders der Züricher Salon von Emma Herwegh hervor, zu deren Freunden u.a. Friedrich Hecker, Michael Bakunin und Ferdinand Lasalle gehörten. Seit ihrer Zeit in Nizza galt Emma Herweghs besondere Liebe dem italienischen Risorgimento und seinen Protagonisten. Mit dem radikalen Mazzinianer Felice Orsini verband sie eine ausgesprochen enge Freundschaft, junge Risorgimentointellektuelle wie Vittorio Imbriani, Francesco de Sanctis und Piero Cironi waren Stammgäste in ihrem Züricher Haus. Diese beeindruckten die deutschen Gäste, zu denen u.a. Richard Wagner, Franz Liszt, Caroline von Sayn-Wittgenstein, Jakob Moleschott, Wilhelm Rüstow und Gottfried Semper gehörten, so sehr, dass sich einige daran machten, Italienisch zu lernen, um Dante und Petrarca im Original lesen zu können. Einzig Gottfried Keller fühlte sich von der exzentrischen Salon-Mischung aus revolutionärer Kultur und Politik sowie der flammenden Garibaldibegeisterung bisweilen irritiert.⁷ Die Pflege einer illustren kosmopolitisch-italienischen Geselligkeit war keineswegs die einzige Funktion der Risorgimentosalons; sie waren vielmehr Kontaktzentren, Schnittstellen und Logistikzentren der Bewegung. Emma Herwegh etwa verhalf Felice Orsini zur Flucht aus dem Gefängnis und warb in der Schweiz Bewaffnete für Garibaldi's ‚Feldzug der Tausend‘ von 1860 an.⁸ Nicht zuletzt bestand zwischen den Zirkeln dieser Salons und den Italienbegeisterten, deren Treffpunkt das Haus der Herweghs war,

6 Malwida von Meysenbug, *Memoiren* (wie Anm. 2), S. 66ff, 140ff., 160f.

7 Barbara Rettenmund/Jeannette Voirol, *Emma Herwegh. Die größte und beste Heldin der Liebe*. Zürich: Limmat 2000, S. 160. Zur italienischen Emigrantenszene siehe auch Malwida von Meysenbug, *Memoiren* (wie Anm. 2), S. 218ff.

8 *Nicht Magd mit den Knechten. Emma Herwegh. Eine biographische Skizze*. Bearbeitet von Michael Krausnick, Marbacher Magazin. Hg. Ulrich Ott. Deutsche Schillergesellschaft Marbach, Heft 83, 1998, S. 90, 92, 94.

eine Verbindung zu den Protagonisten der frühen Arbeiterbewegung, die u.a. durch Ferdinand Lasalle hergestellt wurde. Besonders Garibaldi war ein Held der englischen Arbeiterbewegung, dem bei seinen Englandbesuchen ein jubelnder Empfang bereitet wurde.⁹

Die Revolution mochte verloren sein, aber für die italienische Einigung gab es neue Hoffnungen; Italien stand gleichsam dafür, dass es noch eine Zukunft gab für die Ideen von 48. In Paris hatte sich in den späten 1850er Jahren ein Nationalkomitee etabliert¹⁰, das darauf setzte, mit Sardinien-Piemont und dessen neuem König Vittorio Emanuele eine Einigung im Rahmen einer konstitutionellen Monarchie zu erreichen, was 1859-1861 unter Einsatz des intriganten piemontesischen Premierministers Cavour und Garibaldis ‚Expedition der Tausend‘ auch gelang.

Die enge italienische Verbindung von Revolution, Risorgimento und Salon hatte besonders in Florenz eine lange Tradition. Man findet sie bereits Anfang des 19. Jahrhunderts im Salon der Gräfin D’Albany-Stolberg, der Lebensgefährtin des Dichters Alfieri, einer literarischen Gallionsfigur des Frührisorgimento. Ihr Haus am Lungarno Corsini war einer der ersten Treffpunkte einer internationalen Salongesellschaft in Florenz.

Unica, come è noto, a tenere aperto a Firenze un salotto di fama europea nei decenni fra Sette e Ottocento – un salotto da cui si irradiò veramente, come vedremo, una formidabile rete di corrispondenze – la d’Albany, con la sua libertà esistenziale e l’assoluta consapevolezza con cui seppe essere animatrice dello spazio semipubblico del suo salotto, segna davvero una svolta nel modo di organizzare la sociabilità a Firenze, e nel puntare sulla corrispondenza come sistema di relazioni intellettuali.¹¹

Fast alle, die im damaligen Europa literarisch und kulturell Rang und Namen hatten, verkehrten irgendwann in diesem weltläufigen Salon: Chateaubriand, Wilhelm v. Humboldt, A.W. Schlegel, Samuel Rogers, Antonio Canova und Thomas Moore. D’Albany-Stolberg war die internationale Vermittlerin der kulturellen Wiedergeburt Italiens. Folgerichtig

9 Vgl. Jasper Ridley. *Garibaldi* (wie Anm.52), S. 383f.

10 Vgl. Raymond Grew. *A Sterner Plan for Italian Unity, The Italian National society in the Risorgimento*. Princeton 1963

11 Alessandra Contini. „La memoria femminile negli archivi: i salotti attraverso i carteggi (secolo XVIII)“. In: *Salotti e ruolo femminile in Italia. Tra fine Seicento e primo Novecento*. A cura di Maria Luisa Betri ed Elena Brambilla, Venezia: Marsilio 2004, S.32.

findet sich diese Idee auch in den Werken ihrer berühmtesten Besucher, z. B. in Mme. De Staëls „Corinne“ oder Lord Byrons „Childe Harold III“. Im nationalen italienischen Kontext ist die Tradierung, d.h. die Vermittlung zwischen erster und zweiter Risorgimento-Generation, zu der u.a. Albany-Stolbergs enge Freunde Ugo Foscolo und Jean Charles Léonard de Sismondi gehörten, von besonderer Bedeutung.¹²

War es im liberalen Großherzogtum Toskana mit Einschränkung möglich, in Salons und gelehrten Einrichtungen wie dem Gabinetto Vieusseux die Ideen des Risorgimento zu kultivieren¹³, hatte man diesbezüglich im klerikal geprägten Rom weniger Freiheiten. Die Klagen vieler freisinniger Besucher über die intellektuelle Öde der Ewigen Stadt sind zahlreich. Noch in den 1860er Jahren, als bereits in ganz Italien mit der nationalen Einigung auch eine gewisse Rechtsstaatlichkeit eingekehrt war, wurde Rom, sehr zum Verdruss von Garibaldi und seinen Freunden, noch immer auf feudalistische Weise vom Papst regiert. Trotz Repression gab es auf Seiten des Risorgimento natürlich Versuche, dies zu ändern. Einer der wenigen Orte, an denen man sich treffen konnte, war das Haus von Michelangelo Caetani, Herzog von Sermoneta. Der progressive Adel traf hier mit europäischen und einheimischen Gelehrten zusammen. Eine der anschaulichsten Beschreibungen des gesellschaftlichen Lebens im Hause Caetani gibt Fanny Lewald in ihrem zusammen mit Adolph Stahr verfassten Reisebuch „Ein Winter in Rom“.¹⁴ Besonderen Reiz gewann diese Geselligkeit durch die hochgelehrte Tochter des Hauses, Ersilia Caetani Lovatelli, die nach der Eroberung Roms einen der wichtigsten Salons Italiens führte.¹⁵ Unter den deutschen Gästen des Hauses waren u.a. Gregorovius, Mommsen, Carl Justi, Kurt von Schlözer, Walter Helbig und Christian Hülsen. Ein ähnlicher Personenkreis verkehrte auch in dem dezidiert progressiveren Kreis des Hauses der Marie Espérance von Schwartz. Franz Liszt war ein besonderer Freund der Gastgeberin und spielte häufig in

12 Giuseppina Rossi. „Salotti letterari in Toscana. I tempi, l'ambiente e personaggi“. *Firenze Le Lettere* 1992, S. 47-53. *Salotti e ruolo femminile* (wie Anm. 11), S. 32.

13 Christina Ujma/Rotraut Fischer. „Deutsch – Florentiner, Der Salon als ‚italienisch – deutsche Austauschbühne‘ im Florenz der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. *Europa – ein Salon? Zur Internationalität des Salons*. Hg Roberto Simanowski/Horst Turck/Thomas Schmidt. Göttingen 1999, S. 127-146.

14 Fanny Lewald/Adolf Stahr. *Ein Winter in Rom*. Berlin: Guttentag 1869, S. 371-377.

15 Siehe dazu auch: Paola Ghione. „Il salotto di Ersilia Caetani Lovatelli a Roma“. *Salotti e ruolo femminile* (wie Anm. 11), S. 487-508.

ihren Gesellschaften auf, bei denen von Schwartz bisweilen ein nicht geringes Risiko einging. Lewald schildert die konspirative Szenerie so:

Damals, im Beginne des Jahres 1867, beherrschte Pius IX. unter dem Schutze französischer Bajonette, von Rom aus die katholische Welt [...] aber die italienischen Vaterlandsfreunde gaben die Sache Italiens nicht verloren und erwarteten eigentlich in jedem Augenblicke eine neue Erhebung gegen die weltliche Herrschaft des Papstes, während der Abzug der Franzosen bevorstand. Da machte es sich denn wunderlich, wenn leidenschaftliche italienische Patrioten sich in demselben Raume mit Monsignoren und Abaten vereinigt fanden, die treue Anhänger der Kirche und ihres Oberhauptes waren, und wenn der Abate Liszt, am Flügel sitzend, die Gesellschaft zur Bewunderung hinriß, während Jeder wusste, wie unsere Wirthin [von Schwartz, die Verf.] vor der Möglichkeit zitterte, dass die Pläne Garibaldi's und seiner Anhänger verrathen, die von ihr gehoffte neue Erhebung vereitelt werden könne.¹⁶

Marie Espérance von Schwartz' Haus ist durchaus typisch für die progressive deutsch-italienische Salongeselligkeit des Risorgimento. Die engagierte Gastgeberin wirkte nicht nur durch ihre Salons als Vermittlerin zwischen Deutschen und Italienern, italienischer Kultur und Politik, als Garibaldi's zeitweilige Lebensgefährtin verhandelte sie, geschützt durch ihre gesellschaftliche Stellung und prominenten Freunde, gelegentlich in geheimer Mission für Garibaldi. Leben und Werk der Schriftstellerin, die unter dem Pseudonym Elpis Melena auch Romane veröffentlichte, sind jedoch vollkommen in Vergessenheit geraten.

Die oben beschriebene Konstellation aus Musik, Literatur, Risorgimento und Gelehrsamkeit findet sich auch in der Florentiner Salongeselligkeit im Hause der Sängerin Caroline Unger-Sabatier. Obwohl Otto Hartwig und Ferdinand Gregorovius sich häufiger auf kultivierte Geselligkeit im gepflegten linksradikalen Ambiente beziehen, gibt die schönsten Beschreibungen des Hauses Unger-Sabatier wiederum Fanny Lewald.¹⁷ Die Königsberger Schriftstellerin beschreibt den Salon in ihrem 1847 erschienenen „Italienischen Bilderbuch“ und kommt in den folgenden Jahren häufiger auf den Salon des befreundeten Ehepaars zurück. Noch in ihren 1888 publizierten

16 Fanny Lewald. „Franz Liszt 1886“. *Zwölf Bilder nach dem Leben* (wie Anm. 2), S. 380.

17 Zu Lewald und Unger-Sabatier vgl. Christina Ujma. *Fanny Lewalds urbanes Arkadien, Studien zu Stadt, Kunst und Politik in ihren italienischen Reiseberichten aus Vormärz, Nachmärz und Gründerzeit*. Aisthesis Verlag: Bielefeld 2007, S. 89ff.

Erinnerungen gedenkt sie der Geselligkeit im Salon der Caroline Unger wehmütig als einer verlorenen Sozialform, in der Intellektuelle verschiedener Nationalität sich noch gut und ohne Probleme verständigen konnten:

Die Gesellschaft im Hause von Sabatiers war im großen Sinne des Wortes eine Internationale. Man trachtete die Angehörigen der verschiedenen Volksstämme in ihren Eigenarten zu verstehen und zu würdigen; die Vielsprachigkeit gab dem Verkehr Farbe und Reiz, und der gütige und hohe Sinn des Hausherrn und seiner Frau, glichen die Meinungsverschiedenheiten sofort aus, wenn sie einmal mit Schärfe auf einander zu stoßen drohten. Es war in den Tagen, in welchen man in den Arbeiterklubs noch das Lied singen hörte: *Les peuples sont pour nous des frères!*¹⁸

Anders als im Rom der 60er Jahre konnte sich hier eine freisinnige Geselligkeit ohne besondere Protektion entfalten. Florenz bot damals noch ein Italienerlebnis, wie es weder im Baedeker noch in Goethes „Italienischer Reise“ stand. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts war die Stadt eines der intellektuellen Zentren des Risorgimento und Treffpunkt europäischer Gelehrter. Die Hauptstadt des Großherzogtums Toskana bot im Vergleich zum übrigen Italien, aber auch zu den meisten deutschen Staaten, ein offenes und von Zensur und Unterdrückung kaum beeinträchtigt Geistesleben. Caroline und Francois Unger-Sabatier waren saint-simonistisch und mazzinianisch eingestellt, weshalb sie ihren ausländischen Gästen die Ideen des Risorgimento gut nahebringen konnten. Das Zusammengehen von Politik und Kultur war durchaus typisch für das Risorgimento, das vor 1848 eine europäische und kulturalistische Dimension hatte. Für Mazzini gingen kulturelle und nationale Wiedergeburt eines Volkes zusammen, den Deutschen, die er diesbezüglich zurückgeblieben fand, schieb er ins Stammbuch:

Und vor allem bestrebt euch, eure nationale Einheit volkstümlich zu gründen. Gebet den Gebeinen Schiller's ein Vaterland [...]. Wir können uns nicht mit euren fünfunddreißig oder sechsunddreißig Fürsten und mit euren Partheien der Gemäßigten verständigen, seid ein Volk, und wir werden einig sein. Der deutsche und der italienische Gedanke werden sich auf den freien Alpen verbrüdern.¹⁹

18 Fanny Lewald. „Caroline Ungher-Sabatier“. *Zwölf Bilder nach dem Leben* (wie Anm. 2), S. 89.

19 Nach Ludmilla Assing. „Vorwort“. *„Die nationale Presse in Italien von 1828-1860“ und „Die Kunst der Rebellen“*. *Zwei Schriften von Piero Cironi*. Hg. Ludmilla Assing. Leipzig: Brockhaus 1863, S. 17f.

Florentiner Salons zwischen Nachmärzexil und postrevolutionärer Geselligkeit

Zu Zeiten von Lewalds erstem Besuch des Salons Unger-Sabatier war Florenz noch eine Durchgangsstation auf dem Weg nach Rom. Das änderte sich nach 1859/60, als die nationale Einigung, für viele überraschend, weitgehend verwirklicht wurde. Das daraus resultierende freundliche politische Klima des jungen italienischen Nationalstaats und die Hoffnungen auf weitergehende Befreiung lockte Altachtundvierziger nach Italien, bevorzugt nach Florenz. Malwida von Meysenbug lebte damals in der toskanischen Hauptstadt, die 1860ern vorübergehend auch die Hauptstadt des geeinten Italien wurde. Es entwickelte sich ein buntes Nebeneinander der verschiedensten Salotti. Der deutsche Physiologe Moritz Schiff, der 1848 seine Berliner Stellung wegen medizinischer Hilfeleistung an verwundeten Rebellen verloren hatte und nun am Istituto Superiore lehrte, führte in Florenz ein gastfreies und kosmopolitisches Haus. Auch Philipp Schwarzenberg, ein Veteran der 1848er Revolution, der in Florenz eine neue Existenz fand, unterhielt einen lebendigen Salon, über den Ferenc Pulszky in seinen Memoiren schreibt:

Schwarzenberg war als Mitglied des deutschen Parlamentes so lange verfolgt worden, bis er seinem Vaterlande entfloh; als practischer und intelligenter Mann hatte er in Italien die Leitung eines vernachlässigten Bergwerkes übernommen und leitete dieses Unternehmen mit vielem Erfolg. Seine Frau hatte die Idee der italienischen Einheit mit echt weiblicher Begeisterung erfaßt und eben deshalb war die Gesellschaft in ihrem Haus mehr italienisch als deutsch.²⁰

Wie Schwarzenberg, so hatten auch andere Alt-Achtundvierziger ihre Salonabende, darunter Ludmilla Assing, Michail Bakunin, Moritz Schiff und Francseco Dall'Ongaro. Wiederum ist Fanny Lewald eine verlässliche Berichterstatlerin:

Die Deutschen sind hier zahlreich vertreten, und die Gesellschaftsabende bei mehreren derselben, wie bei dem berühmten Physiologen Professor Schiff, bei Frau von Treskow, bei Varnhagens Nichte, Frll. Ludmilla Assing, sowie in der Alexander Herzen'schen Familie gewähren uns mannigfaltigen Genuß und vermitteln zahlreiche Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden,

20 Franz Pulszky. *Meine Zeit, mein Leben*. Bd. 4: Während der Verbannung in Italien. Preßburg/Leipzig: Stampfel 1882, S. 192.

Künstlern, Gelehrten, Schriftstellern unter welchen letztern der Freund Garibaldi's, der Dichter und Literaturhistoriker Dall'Ongaro, jetzt Professor an der hiesigen Universität, Verfasser des Almanaco di Giano, einer Chronik des Jahres 1849, uns durch die Frische seines Geistes und seine ausgebreitete Kenntniß der Literatur vorzugsweise interessirte. Auch einheimische Häuser, wie das des Marchese P., in dessen Salon wir uns musikalischer Genüsse besser Art zu erfreuen hatten, und andere, versprächen uns einen angenehmen Winter in der beliebten Arnostadt. Dazu kommt, daß Florenz eigentlich noch immer für eine Hauptstadt klein, die Wege nicht weit und die Menschen weit mehr, als z.B. in Berlin ‚beisammen‘ sind, wie Varnhagen es nannte, wodurch die Geselligkeit so wesentlich erleichtert wird.²¹

Während Lewald vorzugsweise in den Salons progressiver Alt-Achtundvierziger verkehrte, gab es auch eine staatstragende Florentiner Geselligkeit, die vor allem im Salon von Donna Emilia Peruzzi, der Gattin des Florentiner Bürgermeisters Ubaldino Peruzzi, zusammenkam. Ihr Haus im Borgo dei Greci hatte schon vor der Eingung Italiens den Risorgimento-Aktivistensowie Wissenschaftlern und Künstlern aus der ganzen Welt offengestanden. Nun, nach der Einigung Italiens, trafen sich hier die neuen Eliten aus Politik, Militär, Wirtschaft und Banken mit Wissenschaftlern, Künstlern und Publizisten. Das Bemühen, die hochfahrenden kulturellen Ansprüche des Risorgimento wenigstens ansatzweise zu verwirklichen, trieb die durch die zahlreichen Exile zwangsläufig zu Kosmopoliten gewordenen führenden Risorgimento-Protagonisten um. Bei aller nationalen Identitätssuche Italiens sollte diese Dimension nicht in Vergessenheit geraten. In- und ausländische Wissenschaftler und Schriftsteller, darunter besonders viele Deutsche, wie z.B. Heinrich Homberger, Karl Hillebrand, Otto Hartwig und Herman und Gisela Grimm, waren häufige Gäste und enge Freunde der Gastgeberin. Dieser Salon, der von Zeitgenossen als konstitutiv für die italienische Nationenbildung angesehen wurde, brachte zusammen, was in den meisten europäischen Staaten nicht zusammenging (und -geht): Kultur, Wissenschaft, Macht und Geld. Dabei war es nicht zuletzt die persönliche Magie der nicht überreichlich mit äußeren Reizen ausgestatteten Salonherrin, die diese Gegensätze überbrückte; bis ins hohe Alter waren ihr Generationen von Wissenschaftlern und Schriftstellern ergeben, darunter Vilfredo Pareto, Edmondo De Amicis und als letzter in einer ganzen Reihe von deut-

21 Adolf Stahr/Fanny Lewald. *Ein Winter in Rom*. 2. Aufl. Berlin: Guttentag 1871, S. 77.

schen Anbetern findet sich Ernst Steinmann, der Gründungsdirektor der Biblioteca Herziana.²²

Eine Überschneidung mit dieser Gästeschar gab es im Exilsalon von Therese und Ferenc oder auch Franz Pulszky, des zeitweiligen Außenministers der ungarischen Exilregierung.²³ Nach 1848 hatte er die ungarische Sache in London vertreten, wo Fanny Lewald und Malwida von Meysenbug die Gastlichkeit seines Hauses rühmten.²⁴ Da bald deutlich wurde, dass die Italiener andere Sorgen hatten als den südosteuropäischen Befreiungskampf, blieb genügend Zeit für das gesellige Leben. Franz und Therese Pulszky führten in der Villa Petrovich einen der glänzendsten Salons der Arnostadt. Hier fand sich eine Geselligkeit, die noch weit über die Vermittlungszusammenhänge von Donna Emilia hinausging, denn als Aristokrat und Diplomat hatte Pulszky Zugang zu den Würdenträgern, Funktionären und Ministern des neuen Staates. Als engagierter Alt-Achtundvierziger hatte er gute Kontakte zu den Garibaldiinern und Mazzinianern, die ebenfalls in seinem Hause verkehrten. Freilich konnte noch nicht einmal das vielgerühmte soziale Talent der Pulszkys die Gegensätze zwischen diesen beiden Parteien wirklich überbrücken.

Da es unter meinen Freunden viele Garibaldianer und Republikaner gab, hatten die Soiréen einen sozusagen etwas roten Anstrich; an edler Musik, schönen Frauen und geistreicher Conversation fehlte es niemals [...] Der internationale Charakter unseres Salons übte auch auf die Italiener eine derartige Anziehungskraft aus, dass, nachdem Florenz die Hauptstadt Italiens geworden und die Regierung hierher übersiedelt war, die Minister Minghetti und Visconti-Venosta uns mitteilen ließen, es würde sie freuen, wenn wir sie einladen würden. Ich bemerkte, dass sie bei uns eine für sie ungewöhnliche Gesellschaft finden würden, so z.B. Bakunin, das Haupt des revolutionären Russland, und Dolfi, den früheren Führer der republikanischen Partei in Florenz, seines Standes ein Bäcker. Die Minister erschienen dennoch und unterhielten sich sehr gut, obgleich die übrigen Gäste sich nicht viel um sie kümmerten; nur die Engländer und Amerikaner ließen sich ihnen vorstellen.²⁵

22 Vgl. Olga v. Gerstfeldt/Ernst Steinmann. *Pilgerfahrten in Italien*. Leipzig: Klinkhardt & Biermann, 1912.

23 Zu Pulszky vgl. den zweisprachigen Ausstellungskatalog der ungarischen Akademie der Wissenschaft: *Pulszky Ferenc (1814-1897), Emlékére/Ferenc Pulszky 1814-1897, Memorial Exhibition*. Hg. Sándor Erdős. Budapest 1997, darin vor allem den biographischen Aufsatz László Csorba, Ferenc Pulszky, S. 119-128.

24 Fanny Lewald. *England und Schottland. Ein Reisetagebuch*. Bd. 1. Braunschweig: Vieweg 1851, S. 266 und 314ff.

25 Franz Pulszky. *Meine Zeit, mein Leben* (wie Anm. 20), S. 161.

In seinen Erinnerungen schildert Pulszky die freundliche und weltoffene Atmosphäre in Florenz, bedauert aber auch, dass die Hoffnungen der progressiven 48er Protagonisten zunehmend enttäuscht wurden. Zwar pflegte man weiterhin die Salonfreundschaften mit den Progressiven, flüchtete sich jedoch auch zunehmend in die tröstenden Arme der Florentiner Geschichte, deren Beharrungswille und Beständigkeit sich wohlthuend von der Gegenwart abhoben, in der allzu viele ehemalige Progressive bereit waren, ihre Kompromisse mit der Macht zu schließen. Außerdem erschien die Toskana als Hort des Freisinns und der Gleichheit in einem geeinten Italien, das sich zunehmend von diesen Idealen entfernte.

Da in Toscana Jedermann dieselbe Sprache spricht, welcher sich die Gebildeten bedienen, erhält der Fremde den Eindruck, dass er sich stets unter Gebildeten bewege, und in der That, das Volk fühlt dies und ist bestrebt, auch durch sein Benehmen den gebildeten Classen ähnlich zu werden; es verwischen sich daher scheinbar die Grenzen zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten; übrigens ist Toscana auch wirklich demokratischer gesinnt, als sonst irgendeine Provinz Italiens.²⁶

Florentiner Geschichte bedeutete für die italianophilen Achtundvierziger vor allem Republikanismus und den Mythos republikanischer Tugenden. Das wurde auf dem großen Fest, das Pulszky für seine Gesinnungsgenossen zum Abschluss der Dante-Feiern im Mai 1865 gab, im Zusammenspiel mit der Silhouette von Florenz in szenischen Darbietungen zelebriert. Dieses Fest brachte alles zusammen, „was von Kunst, Wissenschaft, Literatur und ausgezeichneten Fremden in Florenz vereinigt war“, schrieb Ludmilla Assing in ihrer Artikelserie für die *Deutsche Allgemeine Zeitung*.²⁷

Die Schriftstellerin und politische Journalistin Ludmilla Assing ist wahrscheinlich die Deutsch-Florentinerin mit dem bedeutendsten und langlebigsten Exilsalon.²⁸ Bei ihr verkehrten vor allem internationale Alt-Achtundvierziger und Aktivisten wie Bakunin, Pulszky und Dall'Ongaro. Der Kult des Risorgimento wurde hier auf die Spitze getrieben; in Assings

26 Ebd., S. 231.

27 L.A. (d.i. Ludmilla Assing). „Die Dante-Feier in Florenz III“. *Deutsche Allgemeine Zeitung*, Leipzig, Nr. 119, 22.05.1865.

28 Vgl. „Freundschaft, Freiheit, Revolution, Das Florentiner Risorgimento und seine Geselligkeit in den Schriften von Ludmilla Assing und Ferenc Pulszky“. *Makkaroni und Geistesspeise*. Almanach der Varnhagen Gesellschaft 2. Hg. Nikolaus Gatter. Berlin: Berlin 2002, S. 323-338.

Schaffen wurde aber auch gleichzeitig die neue Richtung deutlich, statt Vermittlung zwischen fremden und einheimischen Aktivisten, quasi als Revolutionsmanagement, die kulturelle Vermittlung zwischen Deutschen und Italienern zu fördern. Dazu diente nicht nur ihr Salon, sondern auch ihre umfangreichen publizistischen Aktivitäten. In einer Vielzahl von Artikeln für diverse deutsche Tageszeitungen, etwa die *Neue Freie Presse* oder die *Deutsche Allgemeine Zeitung*, versuchte sie, der heimischen Leserschaft das Risorgimento und das neue Italien näherzubringen. Hierzu gehört auch die Tätigkeit als Übersetzerin von Mazzini und Cironi. Übersetzungen waren lange ein Nebenprodukt der Salonieren. So hat Emma Herwegh ebenso wie Espérance von Schwartz Schriften Garibaldi übersetzt. Diese Arbeiten bekamen aus Mangel an revolutionärer Gelegenheit einen neuen Stellenwert und wurden in der nun einsetzenden Historisierung der Bewegung zu auch international gern genutzten Quellen. Dementsprechend wurde die reine Vermittlung bald durch eigene historische Arbeiten ergänzt. Ausgerechnet in der *Gartenlaube* versucht Ludmilla Assing, ihren Lesern die revolutionären Gedanken von Persönlichkeiten wie Dall’Ongaro und Mazzini nahezubringen. Ihrem verstorbenen Lebensgefährten, dem führenden toskanischen Risorgimento-Aktivisten Piero Cironi und den geistigen Hintergründen der 48er Revolution in Florenz, setzte sie mit einer umfangreichen Biographie ein Denkmal. Während der Florentiner Hintergrund bei Assing so wichtig war, hat Espérance von Schwartz mit ihrer Garibaldi-Biographie eines der Werke geschaffen, das Historiker bis heute gerne plündern. Gemeinsam ist den drei so unterschiedlichen Frauen, dass ihre Rolle als Historiographinnen des Risorgimento und ihre erheblichen Vermittlungsleistungen zwischen Deutschen und Italienern bis heute ohne Anerkennung und ohne angemessene wissenschaftliche Würdigung geblieben sind.²⁹

Die 1848er Revolutionen haben die hier beschriebene Salongeselligkeit und die aus ihr resultierenden Vermittleraktivitäten erst möglich gemacht. In einem Europa, in dem Nationalstaatlichkeit eine immer wichtigere Rolle spielte, stiftete das gemeinsame 1848er Erlebnis somit den Ausgangspunkt eines über Sprach- und Landesgrenzen hinausgehenden Kommunikationsnetzes. Dieses Fazit entspricht allerdings der Vogelperspektive der globalen historischen Betrachtung. Im realen Lebenszusammenhang fungierte der Salon als Ort, an dem die in diverse Länder verstreuten 1848er Aktivisten,

29 Zur Rolle der Vermittlerinnen des Risorgimento vgl. Marjan Schwegman. „In Love with Garibaldi: Romancing the Italian Risorgimento“. *European Review of History*, Volume 12, Number 2, July 2005, S. 383-401

von denen viele auch nach Amnestien nicht mehr dauerhaft in Deutschland leben mochten, noch einmal zusammen kommen konnten, er war so Schauplatz des progressiven Gedankenaustauschs und Amusements, der Lebenshilfe wie der Kultur- und Politikvermittlung, fungierte auch als postrevolutionäre Kontaktbörse, war also eine temporäre Art des Ersatzes für die von Garibaldi anvisierte revolutionäre Arche Noah. Die internationalen Nachmärzsalons sind so zur paradoxen Nachwehe der überwiegend national argumentierenden 1848er Bewegung geworden. Sie waren schließlich eine ausgesprochen international und europäisch agierende Kulturform, womit sie faktisch, wenn auch den Akteuren nicht unbedingt bewusst, zunehmend in krassen Gegensatz zum Zeitgeist in Deutschland und Italien gerieten. Deshalb verwundert es nicht, dass die internationalen Nachmärzsalons in den nächsten 150 Jahren wenig Wertschätzung und keine wissenschaftliche Aufarbeitung fanden. In der Überwindung dieser Denkbarrieren und intellektuellen Nationalismen liegt eine interessante Forschungsperspektive, die viele neue Facetten und Aspekte des Vor- wie des Nachmärz zu Tage fördern könnte.

II. Rezensionen

Erdmut Jost: Landschaftsblick und Landschaftsbild. Wahrnehmung und Ästhetik im Reisebericht 1780-1820. Sophie von La Roche – Friederike Brun – Johanna Schopenhauer (= Rombach Wissenschaften. Litterae; Bd. 122), Freiburg/Brsg.: Rombach, 2005.

Irmgard Egger: Italienische Reisen. Wahrnehmung und Literarisierung von Goethe bis Brinkmann. München/Paderborn: Fink, Verlag.

Guntram Zürn: Reisebeschreibungen Italiens und Frankreichs im Morgenblatt für gebildete Stände (1830-1850). Frankfurt/M. [u.a.]: Lang, 2008.

Flucht ins Land der Schönheit: Briefwechsel zwischen Georg Gottfried Gervinus und Karl Hegel auf ihrem Weg aus den politischen Konflikten des deutschen Vormärz nach Italien – und zurück (1837-1839). Aus den Beständen der Universitätsbibliothek Heidelberg/Regina Baar. (Archiv und Museum der Universität Heidelberg; 14). Ubstadt-Weiher, Heidelberg, Basel: Verlag Regionalkultur, 2008.

Brigitte von Schönfels: Das Erlebte ist immer das Selbsterlebte. Das Reisefeuilleton in deutschen Zeitungen zwischen der Revolution von 1848 und der Reichseinigung (Presse und Geschichte: Neue Beiträge; 19). Bremen: Ed. Lumière, 2005.

Eigentlich ist Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert ein Land gewesen, aus dem man gerne wegfuhr. Vor allem, nachdem diverse Innovationen das vordem mühselige Reisen um einiges angenehmer und auch günstiger machten, nutzten gerade im Vormärz immer mehr Menschen die Möglichkeit, den deutschen Verhältnissen für eine Weile zu entfliehen. Anderswo war es nicht notwendigerweise besser, aber dafür anders. Die Begegnung mit der Fremde bedeutete oft einen Lern- und Erkenntnisprozess, über den gerade reisende Schriftsteller und Schriftstellerinnen wie auch Intellektuelle gerne Auskunft gaben, sei es in Reisebriefen, Feuilletons oder Büchern.

Dafür interessierte sich die Forschung, die oft nach dem Ende der „Kunstperiode“ nur noch Niedergang und Flachheit sah, lange nicht sonderlich. Dies hat sich gründlich geändert, die germanistische Literatur- bzw. Kulturwissenschaft erschließt gerade mit Macht die Pluralität des Reiseberichts in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In zahlreichen Neuerscheinungen der letzten Jahrzehnte sind zudem die weiblichen Reisenden des Vormärz entdeckt worden, worüber auch dieses Jahrbuch des Forum Vormärz Forschung Auskunft gibt.

Dass diese Pluralität und Breite nicht ohne Voraussetzungen in der vorhergehenden Epoche war, d.h. dass es auch in der sogenannten Kunstperiode viel

Neues zu entdecken gibt, ist naheliegend. Erdmut Jost nimmt sich dieser Aufgabe mit ihrer Dissertation *Landschaftsblick und Landschaftsbild. Wahrnehmung und Ästhetik im Reisebericht 1780-1820. Sophie von La Roche – Friederike Brun – Johanna Schopenhauer* in großer Ausführlichkeit an. Sie widmet sich dem traditionellen Thema Landschaftsbetrachtung in Reisebeschreibungen mit unverbrauchten Perspektiven und findet viele neue Aspekte.

Hier begegnet der Leser nicht den üblichen langatmigen Ausführungen zu Goethe oder Winkelmann, das Buch ist auch keine Fleißarbeit, sondern eine intelligente Studie, die den Blick weit schweifen lässt, dabei gelegentlich vielleicht etwas weitschweifig wird. Ein wenig mehr Systematik und Analyse hätte der Arbeit sicher gut getan. Stark ist die Arbeit immer dann, wenn sie ihre Autorinnen – Sophie La Roche, Friederike Brun und Johanna Schopenhauer – diskutiert. Die zahlreichen Kontextualisierungen lassen aber gelegentlich den roten Faden vermissen, Forster, Jean Paul, Casper David Friedrich, der römische Barockklassizismus und die gesamte Ästhetik der Weimarer Klassik werden in Exkursen vorgestellt. Dabei hängt Jost in letzterer Periode fest und anstatt in einem Schlusskapitel die zahlreichen Fäden zu verknöten und vielleicht einen Ausblick zu geben, führt sie mit Fontane einen weiteren Autor ein und stellt in dessen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* eine Rückkehr zur Apodemik der Vorzeit fest. Hier zeigt sich eine Schwäche der Autorin, denn Landschaft steht besonders bei Fontane immer auch im expliziten oder impliziten Gegensatz zur modernen Stadt – schließlich verdanken wir dem Autor die wichtigsten Berlin-Romane des 19. Jahrhunderts – und ist deshalb nur schwer mit den Autorinnen zwischen 1780 und 1820 zu vergleichen. Ein wenig problematisch ist auch die Auslassung der gesamten romantischen und postromantischen Tradition.

Interessant ist ihre Auseinandersetzung mit den bisherigen Theorien der Frauen-Reiseforschung, die den reisenden Schriftstellerinnen oder schriftstellernden Reisenden einen frauenspezifischen d.h. beschränkten weiblichen Blick zuweisen. Jost weist recht eindrucksvoll nach, dass ihre drei Autorinnen an denselben Diskursen teilhatten wie die männlichen Kollegen, genauso humorvoll oder klassizistisch sein konnten wie jene und das die Unterschiede zwischen Reisebeschreibungen von Frauen und Männern in subtileren Elementen liegen. In ihren Auseinandersetzungen mit den Arbeiten von Irmgard Scheitler und Annegret Pelz etwa behält sie meist recht, übersieht aber die Leistung dieser Wissenschaftlerinnen, die in der Entdeckung und Katalogisierung der vielen vom Mainstream der Literaturwissenschaft übersehenen Reisebeschreibungen von Frauen liegt. Das Problem der Abhandlungen von Pelz und Scheitler ist m.E. vor allem, dass sie den zweiten

Schritt vor dem ersten getan haben, d.h. sie haben versucht eine theoretische Erfassung der weiblichen Reiseliteratur zu geben, bevor diese auch nur ansatzweise literaturwissenschaftlich aufgearbeitet war.

Für die Autorinnen Sophie La Roche, Friederike Brun und Johanna Schopenhauer holt Jost dies nun auf ausgesprochen gelehrte Weise nach. Wer die Autorinnen auch nur ansatzweise kennt, wird nicht erstaunt über ihr wohlfundiertes Urteil sein, dass die drei Schriftstellerinnen vor allem nach einem eigenen Blick und einer eigenen Zugangsweise strebten und keine Lust hatten, sich durch ihre Weiblichkeit in ihrem Erkenntnis- und Erfahrungshunger bremsen zu lassen. Dies ist ein großer Verdienst einer ausgesprochen interessanten Arbeit, mindestens genauso wichtig ist, dass sie alle drei Autorinnen als originelle und versierte Reiseschriftstellerinnen darstellt, was hoffentlich dazu führt, dass ihre Werke, besonders aber Friederike Bruns Reisebeschreibungen, nachgedruckt und so wieder einem größeren Publikum zugänglich werden.

Irmgard Eggers schmale Abhandlung *Italienische Reisen. Wahrnehmung und Literarisierung von Goethe bis Brinkmann* beschäftigt sich mit einer Fragestellung, die Joosts ähnelt, den Wahrnehmungsformen in der Reiseliteratur. Der Vergleich zwischen beiden Büchern macht aber den Unterschied zwischen hergebrachter und neuer Reiseforschung deutlich. Egger ist eine ausgewiesene Goetheforscherin, die Goethezeit spielt eine wichtige Rolle in ihrer Abhandlung, die hier interessante und lesenswerte Aspekte zu Tage fördert.

Aber Eggers kurze Geschichte der deutschsprachigen Italienwahrnehmung funktioniert nicht wirklich, weil sie fast zwanghaft immer wieder auf Goethe bzw. die Goethezeit zurückkommt. Er hat sicherlich einen großen Einfluß auf die deutsche Reise- und mehr noch auf die Italienliteratur gehabt, aber diese ist kaum auf den Dichturfürsten zu reduzieren. Wenn Egger ihre Studie als Geschichte des Einflusses Goethes auf die deutsche Romliteratur betitelt hätte, wäre das zutreffender gewesen. Denn Italien spielt insgesamt eine relativ geringe Rolle in den Ausführungen, die ewige Stadt dafür eine umso größere. Italien als reales Land kommt so gut wie gar nicht vor, Italien-Texte von Autoren, die nicht nie im Land waren, wie z.B. Eichendorff werden genauso behandelt wie die von Italienreisenden. Je weiter sich die Autorin vom 18. Jahrhundert entfernt, desto weniger ergiebig werden die Ausführungen, das kurze Heine-Kapitel ergeht sich fast vollständig in Inhaltsangaben, danach geht es mit Siebenmeilenstiefeln durch die nächsten 100 Jahre: Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, Koeppen

und Brinkmann werden dabei eher handbuchmäßig abgehandelt; das Thema der Italien-Wahrnehmung gerät vollends aus dem Blick der Autorin. Kommunikation, Interaktion und Wechselbeziehungen zwischen dem Land und den Reisenden spielen kaum eine Rolle, wie auch der Einfluss der Italien-Literatur, die nicht aus der Feder des Meister stammt.

Regina Baars Edition *Flucht ins Land der Schönheit: Briefwechsel zwischen Georg Gottfried Gervinus und Karl Hegel auf ihrem Weg aus den politischen Konflikten des deutschen Vormärz nach Italien – und zurück (1837-1839)* ist trotz des gigantischen Titels eine schmale, aber recht brauchbare Briefedition aus politisch spannender Zeit. Sie ist ein Beitrag zur Aufarbeitung der Rolle, die Italien in der deutschen Wissenschaftsgeschichte spielte. Gervinus, einer der berühmteren unter den Göttinger Sieben, hat sich nicht nur als standhafter 1848er und aufrechter Demokrat einen Namen gemacht, sondern auch als Verfasser der ersten deutschen Literaturgeschichte: *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen*, (5 Bde., 1835-1842). Weniger bekannt ist, dass er, nachdem ihm seine Göttinger Professur aus politischen Gründen entzogen wurde, immer wieder lange Zeit in Italien verbrachte. Man kann eigentlich sagen, wann immer es mit der progressiven Entwicklung in Deutschland oder mit seiner Wissenschaftlertätigkeit einmal wieder schiefgegangen war, floh er nach Italien. So auch 1837, nachdem die Göttinger Sieben ihrer Ämter enthoben und des Landes verwiesen worden waren.

Den jungen Karl Hegel kannte er aus seiner Heidelberger Zeit, obwohl Gervinus inzwischen Professor geworden war und Hegel noch an seiner Dissertation arbeitete, hielten sie an ihrem Plan fest, nach Beendigung von Hegels Promotion gemeinsam nach Italien zu reisen. So ganz konnten sie dies nicht realisieren, denn Hegel wurde durch sein Staatsexamen aufgehalten und konnte sich erst im September 1838 dem Ehepaar Gervinus in Neapel anschließen. Diesem Umstand verdanken wir es, dass Gervinus Hegel interessante Briefe aus Italien schreibt, in denen er auf das Land eingeht, aber auch auf die damalige politische Landschaft Deutschlands. Am Ende der Reise bleibt Hegel dann allein in Florenz zurück, wo er in den Bibliotheken an den alten Chroniken zur Florentiner Geschichte arbeitet. Hegel, der nach der Promotion immer noch nicht wusste, was er mit seiner Zukunft anfangen sollte, hat hier die Geschichte als sein Thema gefunden. Da sein eigener Vater, der Philosoph Georg Friedrich Wilhelm Hegel früh gestorben war, konnte er den Rat von Gervinus gut brauchen, der ein demokratisch gesinnter Historiker war, dessen Art der Geschichtsschreibung sich von der affirmativen oder national beschränkten Histeographie der Zeit deutlich abhob.

In seinen Briefen aus Florenz können wir Hegel über die Schulter schauen, wie er die Chroniken zur republikanischen Stadtgeschichte von Florenz studiert oder im Diskussionszirkel des Gabinetto Scientifico Letterario G.P. Vieusseux verkehrt, in dem damals italienische Wissenschaftler und Demokraten mit durchreisenden Fremden die neusten intellektuellen Entwicklungen diskutierten. Diese Kontakte wurden ihm teilweise von Gerwinus vermittelt, der bereits vorher während seiner historischen Forschungen in den Archiven von Florenz gearbeitet hatte. Vermutlich hat er Hegel das Thema der republikanischen Stadtchroniken nahegelegt, das damals ein bevorzugtes Thema demokratisch gesonnener Wissenschaftler war. Die Briefe von der Italienreise und aus ihrem zeitlichen Umfeld spiegeln dabei Politik, Wissenschaft und Italieninteresse des Vormärz aufs Trefflichste. Sie geben zudem Auskunft über Interna im Umfeld der Göttinger Sieben.

Die Herausgeberin Regina Baar weiß von diesen Zusammenhängen wenig, hat aber die Briefe sorgfältig ediert. Da es bislang keine Geschichte der Italienreiseliteratur des Vormärz gibt, ist vielleicht nachzuvollziehen, warum die junge Wissenschaftlerin diesen politisch hochaufgeladenen Gelehrten-Briefwechsel als Resultat einer Grand Tour bezeichnet, obwohl man deren Ende spätestens mit Napoleon ansetzt.

Guntram Zürns Dissertation *Reisebeschreibungen Italiens und Frankreichs im Morgenblatt für gebildete Stände (1830-1850)* bringt viel neues Material zum Vorschein, ohne dass ihm sonderlich viel Neues zu dessen literaturwissenschaftlicher Analyse einfallen würde. Der Frankreich- und der Italien- teil sind deutlich unterschieden. Während der Autor zu den französischen Impressionen im *Morgenblatt* viel Interessantes sagt, sind die Ausführungen über Italien dagegen weniger ergiebig. Zürn hängt in seiner Sicht der Italienliteratur vollkommen bei Goethe, Heine, der Antike und südlichen Arkadienvorstellungen fest. Gelegentlich wird noch Brinkmann erwähnt, wie der aber mit dem Vormärz zusammenkommt, bleibt offen. Zum gewandelten Italienbild in Romantik, Postromantik und Vormärz hat der Autor wenig beizutragen, Italien als reales Land kommt kaum vor, was erstaunt, denn einige der Autoren, die im *Morgenblatt* über Italien schreiben, beispielsweise der konservative Historiker Alfred von Reumont, waren ausgewiesene Kenner des Landes. Levin Schücking, ein weiterer regelmäßiger Beiträger, hat aus seinen Reisefeuilletons hinterher das Buch *Römerfahrt* gemacht, das eine Reise des Jahres 1848 dokumentiert, in dem die Italiensicht zumindest teilweise von den hergebrachten Klischees abweicht. Angesichts der Fülle des aufgearbeiteten Materials wäre es vielleicht sinnvoller gewesen, weniger

formal vorzugehen und nicht zu versuchen, dieses sofort in gattungssystematische Kästchen zu ordnen. Die Einzeluntersuchungen zu Waiblinger, Heine und Fanny Lewald sind aufschlussreich, allerdings betreten diese kein literaturwissenschaftliches Neuland, sondern diskutieren bereits gut erforschte Werke, die als Reisefeuilletons das Licht der Welt erblickten und danach zu Büchern wurden. Interessant sind auch Zürns Ausführungen zur großen Zahl an Reisefeuilletons, die das starke Interesse der gebildeten Welt an dieser Textgattung verdeutlichen.

Brigitte von Schönfels' *Das Erlebte ist immer das Selbsterlebte, Das Reisefeuilleton in deutschen Zeitungen zwischen der Revolution von 1848 und der Reichseinigung* ist eine weitgehend gelungene Aufarbeitung eines überwiegend unbekanntes Kapitels der Geschichte der Reiseliteratur. Unpassend ist nur der etwas privatistische Titel, der die kulturellen und politischen Dimensionen der Studie eher herunterspielt als herausstellt. Die Autorin kennt ihren Gegenstand, das Reisefeuilleton, und dessen historischen Kontext genau. Ihre Ausführungen zum literarischen und politischen Rahmen, in dem diese Texte sich befinden, sind im Unterschied zu Zürns Buch mustergültig zu nennen. Wichtig ist auch der Verweis darauf, dass in Vormärz wie Nachmärz die Reisefeuilletons auch dazu dienten, Kritisches am Zensor vorbeizuschmuggeln.

Schönfels stellt die Gattung Reisefeuilleton anhand von ausgewählten Beispielen aus der Vossischen, der Kölnischen und der National Zeitung dar und tut dies mit ausgewählten Feuilletons, u.a. von Ludwig Rellstab, Julius Rosenberg, Levin Schücking und Gustav Rasch. Bei der Diskussion von Rasch zeigt sich aber, dass die Konzentration auf reine Pressegeschichte gelegentlich den Blick verstellt, da wird der arme Gustav Rasch zum unbedeutenden Assistenten von Ernst Kossack degradiert, dabei war er einer der produktivsten Reiseschriftsteller seiner Zeit, der sich mit Vorliebe auf revolutionäre Themen stürzte.

Der zweite Teil der Studie ist Lothar Bucher und Ernst Kossack gewidmet, zwei wichtigen Feuilletonisten des Nachmärz', ihren Reise-Schriften und ihrer Beziehung zur Revolution von 1848. Das ist weitgehend gut gemacht und gibt auch viele neue Informationen zum Zeitungswesen und zur Reiseliteratur im Nachmärz. Es ist ein wenig schade, dass die Autorin keine der Schriftstellerinnen bzw. Journalistinnen jener Jahre berücksichtigt, wie z.B. Ludmilla Assing oder Fanny Lewald, die auch regelmäßige Verfasserinnen von Reisefeuilletons waren. Aber dann versucht sie das Reisefeuilleton klar von der Reiseliteratur abzugrenzen, was nicht ganz gelingt, denn

ihre Feuilletonisten machen dasselbe, wie Schriftsteller und Schriftstellerinnen damals und heute: Sie schreiben erst fürs Feuilleton und fassen diese Beiträge dann in Buchform zusammen. Die interessante Frage, inwieweit sich die gern in epischer Breite und langsamem Erzähltempo daher kommende deutsche Reiseliteratur durch Verbindung mit dem schnelllebigen Presseformat verändert hat, bleibt dann zukünftigen Literaturwissenschaftlern überlassen, denen vielleicht gelingt, Berührungspunkte zwischen Pressegeschichte und Literaturwissenschaft abzubauen.

Christina Ujma (Berlin)

Caroline Bland/Elisa Müller-Adams (Hgg.): Schwellenüberschreitungen. Politik in der Literatur von deutschsprachigen Frauen 1780-1918. Bielefeld: Aisthesis, 2007.

Caroline Bland/Elisa Müller-Adams (Hgg.): Frauen in der literarischen Öffentlichkeit 1780-1918. Bielefeld: Aisthesis, 2007.

Mit „Schwellenüberschreitungen“ legen die Herausgeberinnen Caroline Bland und Elisa Müller-Adams einen Tagungsband mit Beiträgen zu einer internationalen Konferenz zur Literatur deutschsprachiger Frauen im „langen“ 19. Jahrhundert vor. Untersucht wird die Frage, wie sich Autorinnen im Zeitraum von der Französischen Revolution bis zum 1. Weltkrieg mit dem Einfluss von Frauen auf die Gesellschaft auseinandergesetzt haben. Schwerpunkte der Darstellung stellen die Themenbereiche Geschlechterpolitik, Selbstbestimmung und auch reale Grenzüberschreitungen (Reisen) dar.

Der erste Teil befasst sich mit der Auslebung der weiblichen Leidenschaft in- und außerhalb gesellschaftlich geregelter Normen, ausgehend von Barbara Becker-Cantarinos Analyse der Diskurse über weibliche Sexualität. Am Beispiel von Therese Förster-Hueber und ihrer Freundin Caroline Michaelis-Böhmer sowie Dorothea Veit-Schlegel demonstriert die Autorin den Balanceakt der Frauen dieser Zeit zwischen Pflicht, Leidenschaft und öffentlichem Ruf. In ihrem Verlangen nach sinnlicher Liebe machten diese Frauen den Anspruch auf Liebe in der Ehe deutlich und vollzogen den Schritt aus der Konvenienzehe in das, was „mit der Romantik Liebesheirat heißt“ (S. 39).

Julia Bertschik untersucht am Topos der Verkleidung in der Spätromantik, insbesondere des Amazonenhabs, von Georg Christoph Lichtenberg als Straßenkleidung „männlicher Damen“ in Verruf gebracht, die kleidungsspezifische Transgression von Geschlechtergrenzen. Bertschik betont, dass es dabei weniger um den „Kampf um die Hose“ gehe, als um den Nachweis

der vorübergehenden Tarnfunktion der Frau in Männerkleidung, die zwar eine männliche Funktion ausübt, aber im Inneren doch weiterhin Frau bleibt und damit die weibliche Tugend unter Beweis stellt.

Isabelle Stauffer weist in ihrer Analyse nach, wie „Schwellenfiguren“ (Mädchen mit Jungennamen, Hermaphroditen etc.) in den Romanen Annette Kolbs und Franziska zu Reventlows die Begrenztheit traditioneller geschlechtlicher Beziehungen deutlich werden lassen.

Der zweite Teil der Veröffentlichung erscheint wegen des Verwischens von Grenzen zwischen fiktiven und nicht fiktiven Texten (als Egotexte werden sowohl Roman, Autobiographie und Halbautobiographie gewertet) zuweilen etwas unklar. Heike Steinhorst verweist auf eine weitere Grenzüberschreitung: Mit Friederike Helene Ungers „Bekanntnissen einer schönen Seele, von ihr selbst geschrieben“ erschien 1806 einer der ersten Egotexte von Frauen. Erzählt wird in diesem Roman die Lebensgeschichte einer Frau, die ein selbstbestimmtes Leben führt, auf die traditionelle Frauenrolle weitgehend verzichtet und dennoch nicht der Verachtung anheim fällt, eine Wunschbiographie also, denn das Leben der Berliner Verleger-Gattin entsprach keineswegs diesem Lebenshorizont. Dieser Roman stellt einen Sonderfall dar, da autobiographisches Schreiben von Frauen, gekoppelt mit Forderungen nach Mädchenbildung und Absage an die Konvenienzehe, verstärkt erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzt (als Beispiele seien Louise Aston oder Fanny Lewald genannt).

Catherine Grimm weist nach, wie sich Bettine von Arnims zwischen 1835 und 1844 veröffentlichte Briefbücher „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, „Die Gündlerode“ und „Clemens Brantano's Frühlingskranz“ als verspäteter Beitrag zur Philosophie der Frühromantiker deuten lassen – ähnelt doch ihre Naturauffassung der Friedrich Schellings und Goethes. Eigenwillig erscheint Grimms Deutung von Bettines Pflanzenmetaphorik als „radikal-antipatriarchalisch“ und die Lektüre ihrer Texte als „Vorläufer eines philosophisch ausgeprägten Feminismus“ (S. 151).

Sabine Schmidt stellt den historischen Roman „Magdalene Horix oder Vor und während der Klubistenzeit“ von Kathinka Zitz-Halein in das Zentrum ihres Beitrags. Der Roman schildert die erste erfolgreiche demokratische Bewegung auf deutschem Boden, die Mainzer Republik, und analysiert die Gründe ihres Scheiterns. Dabei vergleicht Halein das Scheitern der Mainzer Republik mit den Ereignissen der bürgerlichen Revolution von 1848. Doch der Text beschäftigt sich nicht nur mit der großen Geschichte, sondern vielmehr mit Schicksal und Leid einfacher Menschen. Hier wäre ein Vergleich mit anderen Revolutionsromanen des 19. Jahrhunderts vielleicht

interessanter gewesen als die ausschließliche Fokussierung auf die genderkritische Ebene.

Den von Katharina von Hammerstein untersuchten Ego-Texten (Louise Aston's „Emancipation“, Franziska zu Reventlows „Tagebücher“ und ihre halbautobiographischen Romane „Viragines“ und „Herrn Dames Aufzeichnungen“ sowie Hedwig Dohms „Antifeministen“ und „Erziehung zum Stimmrecht der Frau“ u.a.) ist das Überschreiten des über Frauen verhängten Redeverbots und Öffentlichkeitsverdikttes gemeinsam. Alle Schriften binden „das narrative Ich in Frauenpolitik ein“ (S. 198); Aston steht mit ihrer Schrift (1846) Modell für einen radikalen Gegenentwurf zu den damals herrschenden Weiblichkeitsbildern, Dohm betreibt frauenpolitische Agitation und Reventlows Texte stellen Grenzüberschreitungen im Bereich der bürgerlichen Sittlichkeit dar: Sie demonstrieren die erotische Selbstbestimmung der Frau im wilhelminischen Deutschland.

Der dritte Teil „Schwellenüberschreitungen zwischen Ländern“ ist m.E. der interessanteste der Untersuchung, weil er am ehesten dem Untertitel des vorgelegten Bandes – „Politik in der Literatur von deutschsprachigen Frauen 1780-1918“ gerecht wird, wobei Politik vor allem als alltägliches Handeln verstanden werden kann. Karin Baumgartner widmet ihren Beitrag der „Schwellenfigur“ Helmina von Chézy. Schwellenfigur ist sie in mehrfacher Hinsicht: als Reisende, die Frankreich und französische Kunst deutschen Lesern näherbrachte, als Künstlerin und Schriftstellerin, die durch ihre Arbeit als Kritikerin und Publizistin eine Schwelle überschritt, da sie sich damit in eine Männerdomäne vorwagte; als Kritikerin sozialer Missstände schließlich war sie eine Grenzgängerin zwischen Romantik und Vormärz.

Elise Müller-Adams beschäftigt sich mit Amely Bölte und ihren fiktionalen Texten über England, die nicht nur das Fremdheitsgefühl der Deutschen in England thematisieren, sondern auch das Suchen und Erschreiben der eigenen Identität, last, but not least, überschritt Bölte mit ihren Texten auch die Grenze zwischen fiktionalem und journalistischem Schreiben.

Der Fortsetzungsband „Literatur in der literarischen Öffentlichkeit“ befasst sich mit der Bedeutung des literarischen Marktes für die Literatur von Frauen im 19. Jahrhundert. Es ist das Anliegen der Herausgeberinnen, Forschungslücken in der Berufsgeschichte schreibender Frauen aufzudecken. Durch die ‚Leserevolution‘ des ausgehenden 18. Jahrhunderts waren Frauen bald sowohl als Konsumentinnen und Produzentinnen auf dem Literaturmarkt stark vertreten, nicht länger Ausnahmefall, sondern Alltagserscheinung, und prägten die Öffentlichkeit als Salonnières, Journalistinnen, Autorinnen, Übersetzerinnen und Kulturvermittlerinnen, Biographinnen

und Schauspielerinnen. Ihnen allen ist dieser Forschungsband gewidmet, unterteilt in die Kategorien: „Autorinnen und ihre Verleger“, „Schreiben in und für die Öffentlichkeit“, „Übersetzerinnen und Kulturvermittlerinnen“ sowie „Eine Tradition weiblicher Autorschaft?“

Dabei belegt vor allem der erste Teil der vorliegenden Anthologie das selbständige und selbstbewusste Auftreten schreibender Frauen im Hinblick auf ihr Verhältnis zu ihren Verlegern. Helene Fronius stellt die komplexe Lage von Schriftstellerinnen der Goethezeit im Zwiespalt zwischen Ideologie (Vorwurf der Unweiblichkeit) und Ökonomie dar und widerlegt die These, Frauen im 18. Jahrhundert hätten nicht die Möglichkeit gehabt, unabhängig von männlicher Unterstützung zu veröffentlichen. Zwar hatten sie nicht die ihren männlichen Kollegen zur Verfügung stehenden Netzwerke, doch konnten sie über den wachsenden anonymen Buchmarkt den steigenden Bedarf von ‚Literatur für Frauen‘ bedienen und auf diese Weise zum Familieneinkommen beitragen bzw. dieses teilweise sogar allein bestreiten. In den vierzig Jahren zwischen 1170 und 1870 erschienen ca. 400 Bücher von 110 Autorinnen, von denen einzelne wie Therese Huber, Benedikte Naubert und Sophie La Roche Dutzende und mehr veröffentlichten. Briefwechsel zwischen schreibenden Frauen und ihren Verlegern beweisen, wie veränderte Marktbedingungen auch das Selbstbewusstsein der Frauen veränderten. Als gutes Beispiel wird die Korrespondenz zwischen Betty Gleim und Georg Joachim Göschen erwähnt, in der es Gleim gelang, ein ansehnliches Honorar durchzusetzen, das dem ihrer männlichen Kollegen in nichts nachstand.

Julia Augart widmet gar ihren ganzen Beitrag der ca. 80 Briefe umfassenden Verleger-Korrespondenz der Sophie Mereau-Brentano, die als eine der ersten weiblichen Berufsschriftstellerinnen als Autorin, Übersetzerin und Herausgeberin erfolgreich war und selbstbewusst und geschickt verhandelte. Sie begann 1797 mit Protektion von Friedrich Schiller Gedichte zu veröffentlichen, die u.a. von Beethoven vertont wurden; außerdem hatte sie als Mitarbeiterin der Zeitschriften „Thalia“ und „Die Horen“ Zugang zum literarischen Markt. Sie führte ihre Verhandlungen freundlich, aber bestimmt, setzte Vertragsentwürfe auf, in denen sie Bedingungen formulierte wie Erscheinungsdatum und Honorar. Da sie auf die Einnahmen angewiesen war, formulierte sie häufig auch ihre Vorstellungen für die Gestaltung des Titelblatts und mahnte die Verschickung von Leseexemplaren an, um Besprechungen und Ankündigungen in Journalen zu forcieren. Wie die Autorin glaubhaft nachweist, gelang es Mereau, die meisten ihrer Projekte mit Verlegern zu realisieren.

Der zweite Teil der Veröffentlichung „Schreiben in und für die Öffentlichkeit“ – ein eher vager Titel für eine sehr heterogene Zusammenstellung von Beiträgen – hat die Einleitung eines politischen Diskurses außerhalb des Büchermarktes und die Mitgestaltung der kulturellen Sphäre zum Thema. Hannah Lotte Lund beschreibt, dass Salonière in Deutschland, England und Frankreich nicht nur als Musen und Briefschreiberinnen bekannt und erfolgreich wurden, sondern oftmals später auch als Autorinnen von Romanen, Dramen und politischen Pamphleten. Dabei bedeutete das Führen eines Salons nicht zwangsläufig Zugang zum literarischen Markt, sicher jedoch vermehrte Schreibanlässe für die beteiligten Frauen.

Anette Bühler-Dietrich zeigt am Beispiel der Schauspielerin Clara Ziegler, die das Theater der Gründerzeit entscheidend prägte, das Verhältnis zwischen traditionellem Frauenbild und geliebter Realität. Obwohl Ziegler eine der erfolgreichsten deutschen Schauspielerinnen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war, ist sie im Gegensatz zu Eleonore Duse und Sarah Bernhardt in Vergessenheit geraten. Dabei konnte sie, die bekannt wurde in Rollen der tragischen Heldin – etwa Hebbels „Judith“ und Geibels „Brunhild“, die selbst schriftstellerisch tätig war als Autorin von Lustspielen und autobiographischen Erinnerungen und bekannt war für ihren Kunstverstand, als Schauspielerin Einfluss auf die Dramenauswahl nehmen, in ihren Rollen die gesellschaftlichen Normen überschreiten und Frauen ihrer Zeit als Vorbild und Rollenbild dienen, das Macht und Weiblichkeit vereinbarte.

Kerstin Wolffs Beitrag betreibt eine Annäherung an einen eher ungewöhnlichen Schreibort: dem Frauenverein, untersucht die Überschneidung der Arbeitsbereiche der für Organe wie „Die Frau“ und Das „Centralblatt“ u.a. tätigen Frauenrechtlerinnen und Schriftstellerinnen. Im Zentrum des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und seiner vereinseigenen Zeitschrift standen seit 1865 Bildung und Ausbildung der bürgerlichen Frau, für die sich u.a. die langjährige Vorsitzende Louise Otto-Peters als Romanautorin und Frauenrechtlerin einsetzte. Mit den ‚Frauen-Zeitschriften‘ konnte ein neues Publikum gewonnen werden, hier konnten die großen Namen der bürgerlichen Frauenbewegung publizieren und Einfluss ausüben: Ihr Ziel war es, schreibend die Gesellschaft zu verändern. Es ist schade, dass die Rolle der Frauenrechtlerinnen als Romanautorinnen in diesem Beitrag zu kurz kommt.

Susanne Kinnebrock beschreibt in ihrer Analyse das Missverhältnis, dass schreibende Frauen nur zu einem geringen Teil als Journalistinnen tätig waren, obwohl die Zahl der Schriftstellerinnen fast unüberschaubar war. Im 19. Jahrhundert gab es eine klare Trennung zwischen Fakt und Fiktion,

zwischen Kunst und Kommerz. Viele Autorinnen profilierten sich – dem Frauenideal entsprechend – eher als Künstlerin, denn in der Öffentlichkeit mit der Feder Politik zu machen. Aufgrund der zunehmenden Professionalisierung des Berufs des Journalisten (Studium und Ausbildung) seit Mitte des 19. Jahrhunderts waren Frauen v.a. in Nischen tätig, konzentrierten sich auf Frauenthemen und Feuilletons und befanden sich in unsicheren und prekären Arbeitsverhältnissen. Erst Ende des 19. Jahrhunderts, so die These der Autorin, gelang Journalistinnen über Frauenfragen und sozialpolitische Themen der Einstieg in den politischen Journalismus.

Der dritte Schwerpunkt der Beiträge konzentriert sich auf Übersetzerinnen und Kulturvermittlerinnen, wobei das Kennzeichen der literarischen Übersetzerinnen eher die Selbstbeschränkung als die Selbstbehauptung ist. Anne-Laure Briatte veranschaulicht die Schwierigkeiten dreier Literaturübersetzerinnen mit dem traditionellen Weiblichkeitsideal und ihre Bemühungen, diese zu überwinden. Die ehemals als Übersetzerin einer Gesamtausgabe von Edgar Allan Poe tätige Hedda Eulenberg begnügte sich nach ihrer Heirat mit dem Dramaturgen und Bühnenautor Eulenberg damit, unter dem Deckmantel ihres Mannes am literarischen Markt teilzunehmen. Auch Hedwig Lachmann führte während ihrer Ehe mit Gustav Landauer ein eher zurückgezogenes Leben, doch hinterließ die ehemalige Dehmel-Freundin ca. 80 Gedichte und galt als bedeutende Vermittlerin des englischen und französischen Symbolismus in Deutschland. Franziska zu Reventlow ist als eine der am meisten emanzipierten Frauen ihrer Zeit bekannt. Durch den Kontakt mit der Künstlerkolonie in Ascona im Tessin befreite sie sich schließlich von der ‚Fronarbeit‘ des Übersetzens und verfasste Romane und Novellen.

Die Übersetzerin Marie Herzfeld (1855-1940) machte sich – wie Sabine Strümper-Krobb zeigt – um die Vermittlung moderner skandinavischer Literatur verdient und etablierte sich durch Rezensionen und journalistische Artikel als Autorität im deutsch-skandinavischen Literaturaustausch, ähnlich wie die estnische Autorin Marie Under (1883-1980) als Übersetzerin der deutschen Literatur der Jahrhundertwende und des Expressionismus zur Erneuerung der estnischen Literatur beitrug.

Der letzte Teil des Tagungsbandes untersucht, wie ein Rekurs auf weibliche Autorschaft Rollenmodelle prägte und bestimmte. Historisch-fiktionale Figuren wie Luise Mühlbachs „Aphra Behn“ (1849) als auch Amely Böltes „Frau Staël“ (1859) werden von Ankle Gilleir und Mirjam Truwant in ihrer Funktion als erste moderne Autorin (Behn) bzw. als eine der meist rezipierten Autorinnen des 19. Jahrhunderts (Staël) auf ihre Rolle als Identifikationsmodelle für Frauen im nachrevolutionären Deutschland untersucht.

Ruth Whittle stellt die wechselnde Rezeption der jüdischen Schriftstellerin Fanny Lewald zwischen Nachmärz und Kaiserreich dar und kommt dabei – zu dem nicht neuen und nicht überraschenden Schluss – dass Lewald je nach Blickwinkel des liberalen, jüdisch-akademischen oder national gesinnten Betrachters mal als kritisch, klug und geistreich gelobt, mal für ihre eher männliche, nüchterne, sprich unweibliche Schreibweise gerügt und schließlich gar als jüdisch diffamiert wird. – Sicher ist der politische Standpunkt wichtig für die Beurteilung eines Autors oder einer Autorin, aber es sind v.a. Kanonbildung, Literaturtheorie und Ästhetik, die darüber entscheiden, welcher Platz einer Autorin in der Literaturgeschichte zugewiesen wird. Dass Fanny Lewald einen besonderen Stellenwert in der Literatur des 19. Jahrhunderts einnimmt, ist mittlerweile unumstritten.

Der letzte Beitrag stellt die These auf, dass im „Schreiben für die Schublade“, sprich der Verweigerung der Veröffentlichung und Anpassung an die Zensur ein Akt der Freiheit zu sehen ist – aber handelt es sich nicht doch eher um Resignation?

Insgesamt fallen beide Tagungsbände durch das breite Spektrum weiblicher Autorschaft auf; diese Vielfalt der Beiträge und ihre Zusammenstellung sind sicher der Verdienst der Publikation. Eine stärkere Akzentuierung neuer Forschungsansätze wäre allerdings wünschenswert gewesen. Es ist schade, dass dies ein Forum nur für Frauen ist. Wenn Gender-Studies ein rein weibliches Forschungsgebiet bleiben, stellt sich die Frage, ob nicht das Vorurteil gegenüber Frauenliteratur als Literatur von Frauen für Frauen eher gefördert als abgebaut wird.

Gabriele Schneider (Mettmann)

Wolfram Siemann, Christof Müller-Wirth (Hg.): Deutsche Tribüne (1831-1832). Herausgegeben von J.G.A. Wirth. Neu herausgegeben von W.S. und C. M.-W. Bearbeitet von Elisabeth Hüls und Hedwig Herold-Schmidt. Bd. 1/1 und 1/2: Edition, Bd. 2: Darstellung, Kommentar, Glossar, Register, Dokumente. München: Saur, 2004-2007.

Für den frühen Liberalismus im 19. Jahrhundert stellt das von Johann Georg August Wirth herausgegebene „constitutionelle Tagblatt“ *Deutsche Tribüne* nicht nur das zentrale Publikationsorgan dar, sondern bildet neben Carl von Rottecks und Theodor Welckers *Staatslexikon* (1834ff.) auch die wichtigste Quellengrundlage für das Verständnis seiner politischen und gesellschaftlichen Reformvorstellungen und Forderungen. Daß diese nicht auf einen

revolutionären Umsturz der Verhältnisse oder gar Abschaffung der Monarchie mit dem Ziel einer demokratischen Republik zielten, schlägt sich auch im Untertitel des Blattes nieder, wenngleich die bayerischen Behörden dem Herausgeber immer wieder revolutionäre Tendenzen unterstellten, was Wirth auch schließlich dazu bewog, mit der Ausgabe vom 1. Januar 1832 die Zeitung bis zu ihrem Verbot im März 1832 im rheinbayerischen Homburg drucken zu lassen.

Schon in seiner Vorrede zur ersten Ausgabe am 1. Juli 1831 prangert Wirth die von bayerischer Regierung verhängten Zensurmaßnahmen an und zählt die Meinungs- und Pressefreiheit mit Blick auch auf seine eigene Zeitung zu den „Urrechten der Völker“, die allerdings „im Wege des Gesetzes reclamirt und auch gegeben werden müssen“ (Bd. 1/1, Sp. 1a). Zur „politischen Wiedergeburt Deutschlands [führe] nur ein Weg, nämlich [die] allgemeine Durchführung des constitutionellen Princips“ (ebd.). Bezeichnend für Wirths (staats-)politische Auffassungen und mithin auch für den gesamten Frühliberalismus ist ein organisches und sozialanthropologisches Denken, das in der „Harmonisierung der neu erwachten Volksfreiheit mit der althergebrachten Monarchie“¹ in Form eines konstitutionellen Staates das Ziel des „Kulturgangs der Menschheit“ sieht.² So unterschiedlich die Leitartikel der Zeitung auch sein mögen, dominiert werden sie alle von den grundlegenden Begriffen Volk, Vaterland, Nation, Freiheit und der Vorstellung einer „Stufenleiter der Civilisation“ (Bd. 1/1, Sp. 1a) als Argumentationsgrundlage der liberalen Forderungen, wie sie Wirth dann auch in seiner erfreulicherweise wieder neu edierten Verteidigungsrede vor den Assisen in Landau³ und seiner 1832 in Straßburg erschienenen Schrift *Die politische Reform Deutschlands. Noch ein dringendes Wort an die deutschen Volksfreunde* formuliert, die letztlich eine Zusammenfassung seiner Artikel für die *Deutsche Tribüne* darstellt. An zentralen Stellen, wenn etwa die durch Kleinstaaterei hervorgerufenen wirtschaftlichen Verhältnisse, fehlendes politisches Mitspracherecht oder die Verkommenheit und politische Blindheit der Aristokratie kritisiert werden, stellt Wirths „Civilisations“-Modell immer

-
- 1 Ernst-Wolfgang Böckenförde: „Die Einheit von nationaler und konstitutioneller politischer Bewegung im deutschen Frühliberalismus“, in: Ders.: *Moderne deutsche Verfassungsgeschichte (1815-1918)*. Köln 1972, S. 27-39, hier S. 31.
 - 2 So Wirth in seiner *Verteidigungsrede 1832 in Landau*, Johann Georg August Wirth: *Die Rechte des deutschen Volkes. Eine Vertheidigungsrede vor den Assisen zu Landau*. Mit einer Einführung von Michail Krausnick. Potsdam 1998 (Bibliothek europäischer Freiheitsbewegungen, Bd. 1), S. 23.
 - 3 Vgl. ebd.

wieder den Ausgangspunkt der Überlegungen dar: „Die Völker haben eine höhere Stufe der Civilisation betreten; darum können die Regierungen und der Adel sie nicht mehr beherrschen mit den alten Künsten, die für dumme Sklaven ausreichen. Die Herrschenden müssen selbst von der höheren Civilisation durchdrungen und gewählt seyn.“ (Bd. 1/1, Sp. 233)

Neben solchen „raisonnirenden“ Artikeln enthalten die einzelnen Ausgaben Berichterstattungen über aktuelle politische Ereignisse, seltener auch Abdrucke wichtiger Artikel oder zentraler Passagen aus bereits publizierten Zeitschriften oder Büchern wie etwa aus Ernst Münchs Zeitschrift für Geschichte, Staats- und Kirchenrecht *Aletheia*, Ludwig Börnes *Briefen aus Paris* oder Joseph Savoyes *Garantien der freien Presse im bayerischen Rheinkreise*.

Die von einem der besten Kenner des Liberalismus, Wolfram Siemann, zusammen mit Christof Müller-Wirth herausgegebene erstmalige Neuedition aller Ausgaben der *Deutschen Tribune* verdient in jeder Hinsicht die höchste Anerkennung. Sie erleichtert den Zugang zu den Texten auch für ein größeres Publikum durch eine moderne Schrifttype und wahrt dennoch die Faktur des Originals mit der Beibehaltung der durchgehend gezählten Spatenzahl. Auch die Entscheidung, die durch Zensurmaßnahmen im Original unbedruckt gebliebenen Seiten auch in der Neuedition zu übernehmen, verschafft dem Leser schon beim Durchblättern ein anschauliches Bild von den Produktionsbedingungen politischer Zeitungen und Zeitschriften im Vormärz.

Der in zwei Teilbände nach den Jahren 1831 und 1832 aufgeteilten Edition ist ein voluminöser dritter Band beigegeben, der neben den hervorragenden Stellenkommentaren und vorangestellten Glossarartikeln zu den wichtigsten, in der Zeitung immer wieder aufgegriffenen Themen (Belgische Unabhängigkeit, Julirevolution, Bayerischer Landtag, Aufstände in Italien, Polenaufstand, Orientfrage, Cholera e.a.) zwei ausführliche Darstellungen der beiden Bearbeiterinnen zu den Aspekten „Entwicklung des Blattes, äußere Rahmenbedingungen und Zensurkämpfe“ (Elisabeth Hüls) sowie „Inhalt, Berichterstattung, Redaktionsarbeit und Mitarbeiter“ (Hedwig Herold-Schmidt und Elisabeth Hüls) enthält. Elisabeth Hüls, die sich bereits vor einigen Jahren mit ihrer umfassenden und exzellenten Biographie Wirths⁴ in der Liberalismus-Forschung einen Namen gemacht hat, behandelt in ihrem mit vielen wertvollen Quellen- und Literaturangaben versehenen Beitrag Wirths persönliche und politische Herkunft, seine für die

4 Vgl. Elisabeth Hüls: *Johann Georg August Wirth (1798-1848). Ein politisches Leben im Vormärz*. Düsseldorf 2004.

Realisierung der Zeitung wichtigen Verbindungen zu den Verlegern Johann Friedrich Cotta und Friedrich Sonntag und beleuchtet auch wirtschaftliche und technische Fragen, die mithin ein allgemeines Bild von der Produktion, Distribution und Finanzierung von Zeitungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermitteln. Die Anschaulichkeit und Lebendigkeit in der Darstellung (auch komplexer) historischer Sachverhalte verdankt sich dabei vor allem der Tatsache, daß Hüls die wichtigsten Aspekte entlang zentraler Artikel der Zeitung schreibt.

Ebenso fundiert ist die Abhandlung von Hedwig Herold-Schmidt. Neben den detaillierten Ausführungen zur Presselandschaft im pfälzischen Rheinbayern, wo Wirth bei seinem Wechsel 1832 die Unterstützung namhafter, ebenfalls liberaler Zeitungsverleger wie Georg Friedrich Kolb (*Speyerer Zeitung*) oder Philipp Michael Kohlhepp (*Rheinbayerischer Anzeiger, Kaiserslautern*) fand, stellt sie auch die wichtigsten Beiträge der Zeitung wie Friedrich Sonntag, Friedrich Ludwig Lindner oder Georg Fein vor. Besonders wertvoll für künftige Benutzer der Edition werden auch die übersichtlichen Tabellen zu den in den *Tages-Chroniken* und *Correspondenzen* ausgewerteten und erwähnten deutschen wie ausländischen Zeitungen (Bd. 2, S. 68-75) sowie die Zuordnung der großen Artikel zu den einzelnen Beiträgern (ebd., S. 86-88) sein. Ergänzt wird der ohnehin schon alle philologischen Wünsche befriedigende Kommentarband noch um „Quellenbeigaben“, die den Abdruck zuerst unterdrückter Passagen und Artikel, Rezeptionszeugnisse zur *Deutschen Tribüne* in Form von Artikeln anderer, konservativer zeitgenössischer Zeitungen und behördliche Dokumente zum Verbotverfahren enthalten (Bd. 2, S. 379-432). Abgerundet wird dieser zweite Band durch ein umfangreiches und schnell erschließbares Personen- / Ortsregister (ebd., S. 433-505) und Sachregister (S. 507-554), sowie eine Auswahl der wichtigsten Quellen und Literatur, die den derzeitigen Stand der Liberalismus-Forschung dokumentieren. Nicht zuletzt die zahlreichen Unterstützer (DFG) und Spender (Land Rheinland-Pfalz, Bundesregierung) des Projektes unterstreichen die Bedeutung dieser ehrgeizigen und spektakulären Neu-Edition der *Deutschen Tribüne*.

Bereits vor Jahrzehnten diagnostizierte Wolfgang Schieder zu Recht eine Trennung der Liberalismus-Forschung in eine (ältere) auf verfassungspolitische Aspekte ausgerichtete und eine sozialgeschichtlich, an den gesellschaftspolitischen Vorstellungen der Liberalen orientierte Richtung.⁵ Wer sich nun

5 Vgl. Wolfgang Schieder: Probleme einer Sozialgeschichte des frühen Liberalismus in Deutschland, in: Liberalismus in der Gesellschaft des deutschen

an die Lektüre der bestechend und klar geschriebenen Beiträge aus Wirths Zeitung macht, wird schnell feststellen, daß diese für beide Ansätze eine Fülle von Material bietet.

Bernhard Walcher (Heidelberg)

Bernd Füllner / Karin Füllner (Hgg.): Von Sommerträumen und Wintermärchen. Versepen im Vormärz. Bielefeld: Aisthesis, 2007 (= Vormärz-Studien XII).

Band 12 der verdienstvollen Reihe *Vormärz-Studien* versammelt die Ergebnisse der Tagung über Versepen im Vormärz, die von Karin und Bernd Füllner in Zusammenarbeit mit der Heinrich-Heine-Gesellschaft, dem Heinrich-Heine Institut und dem Forum Vormärz Forschung organisiert wurde und vom 1.-2. Oktober 2004 stattfand. Nachdem in der Reihe bislang überwiegend epochale Umbrüche, das literaturhistorische Verhältnis von Vormärz-Autoren zu vorausgehenden oder parallel verlaufenden literarischen Bewegungen und Tendenzen (Aufklärung, Romantik, Klassik, Nachmärz) sowie einzelne Autoren (Gutzkow, Börne, Weerth, Grabbe, Willibald Alexis) in den Mittelpunkt gerückt waren, widmet sich die Vormärz-Forschung mit diesem Band nun auch gattungstheoretischen Fragen. Dass die Wahl auf das Epos fiel, ist ebenso überraschend wie selbstverständlich. Selbstverständlich scheint die Wahl aufgrund der Bedeutung, die Heinrich Heine innerhalb der Vormärz-Forschung zukommt, und aufgrund seiner beiden Versepen *Deutschland. Ein Wintermärchen* und *Atta Troll. Ein Sommernachtstraum*. Überraschend und ebenso sinnvoll wie richtungsweisend ist der Umstand, dass die Studien erstens die Bandbreite an Epen in der Vor- und Nachmärzzeit aufzeigen, zweitens den Blick auf auch unbekannte Texte richten, solche Epen in Erinnerung rufen, die zwar nicht vergessen, aber eher in einer Fußnote kanonisiert waren, und dass drittens diese Epen nicht als Randerscheinungen begriffen werden und auch nicht als Sterne, die nur deswegen leuchten, weil die Heinesche Sonne scheint. Vielmehr relativiert der Band die besondere Stellung der Versepen Heines dadurch, dass die thematische Vielfalt sowie die ideologischen, politischen und literaturästhetischen Unterschiede bislang eher vernachlässigter Epen zwischen 1830 und 1860 auch wiederum den Blick auf Heines Texte modifizieren.

Vormärz. Hg. von Wolfgang Schieder. Göttingen 1983 (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 9), S. 9-21, hier S. 10.

Selbstverständlich ist das Interesse an Versepen im Vormärz aber auch deswegen, weil die Forschung damit konsequent den seit Ende der 1990er Jahre eingeschlagenen Weg fortsetzt, Literaturgeschichte nicht mehr nur unter politisch-ideologischen Gesichtspunkten und anhand einiger weniger Autoren zu betrachten, sondern formalästhetische Gesichtspunkte zu fokussieren, um der Literatur eine literarische Dignität zuzugestehen. Überraschend ist der spezifisch vormärzliche Blick auf die Versepen, da der Roman oder die „moderne bürgerliche Epopöe“ (Hegel) oder „bürgerliche Epopöe“ (Goethe) sowie die Prosa im Allgemeinen der jungdeutschen und vormärzlichen Programmatik eher den Anforderungen von Modernität und Zeitnähe zu entsprechen schien. Nichtsdestotrotz schien es aber so, als avancierten die Epen zu „geschichtsphilosophischen Gradmessern der Moderne“ (S. 22 [Olaf Briese]) und hätten unter diesem Gesichtspunkt Aktualität gewonnen. Dass dabei der in der Vormärz-Forschung vielfach gescholtene Friedrich Sengle, dessen Studie *Die Biedermeierzeit* trotz bedenklicher ästhetischer Wertungen weiterhin unverzichtbar ist, eine (verdiente) Renaissance erfährt, ist nicht nur gerecht, sondern auch ein Beleg dafür, dass die Vormärz-Forschung mittlerweile eine (ideologische) Gelassenheit an den Tag legt, die ihren Ergebnissen zugute kommt.

Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass die beiden Herausgeber in der problemorientierten und die Ergebnisse aller Beiträge vorstellenden Einleitung bewusst ein breites Gattungsverständnis von Versepen voraussetzen, so dass auch etwa *Bimini* berücksichtigt wird. Ein solch offenes Verständnis der Gattung ist indes dadurch gerechtfertigt, dass die Herausgeber (und mit ihnen auch die Beiträger) eine spezifisch vormärzliche Perspektivierung in den Texten herausarbeiten: die „Ambiguität“ (16). Selbige entsteht, wie die Herausgeber anhand des Romanzero-Gedichtes *Jehuda ben Halevy* vorführen, in der Proklamation eines ‚neuen Liedes‘, das bewusst an die Traditionen der alten Lieder und Epen anschließt und in der Fortführung bekannter ästhetischer Strukturen neue, entlang politisch und gesellschaftlich aktueller Themen verhandelt. Das vormärzliche Versepos, so eine der wichtigsten Thesen des Bandes, kennzeichne sich durch eine Aktualisierung der Form, die ermögliche, die Ambiguität von ästhetischer Tradition und politischer Aktualität zusammenzuführen, was die Herausgeber mit Heines Selbstcharakterisierung seines Liedes als eines ewigen Bündnisses des vermeintlichen Disparaten treffend und als charakteristisch für das Versepos der Zeit wiedergeben finden: „Ein Hochzeitkarmen ist mein Lied, / Das bessere, das neue!“ (DHA IV, 93)

Bevor allgemeine Tendenzen aus der Lektüre abgeleitet werden, sollen in einem ersten Schritt die Ergebnisse aller Beiträge kurz einzeln vorgestellt werden.

Olaf Briese erinnert an den Diskurs über die vermeintlich nach 1830 anbrechende Endzeitstimmung und diskutiert Epen von Ernst Ortlepp, Julius Mosen und Johann Karl Braun von Braunthal im Kontext apokalyptischer Ängste. Dabei betrachtet er die Epen nicht als fiktionale Problemlösungsentwürfe für den Umgang mit realen Katastrophen wie der Cholera, sowie es in anderen zeitgenössischen literarischen Dokumenten der Fall war. Vor allem Ernst Ortlepps episch-lyrisches Gedicht *Die Cholera* würde die Krankheit nicht in einem Modell apokalyptischer Eindeutigkeit erklären, sondern sich konsequent einer (religiös oder politisch-ideologisch) heilsgeschichtlichen Lösung verweigern. Briese arbeitet heraus, dass die Epen von Ortlepp sowie das viel diskutierte *Ahasver* von Julius Mosen oder *Das Ende der Welt* von Johann Karl Braun von Braunthal als Auseinandersetzung mit dem Fortschrittsgedanken gelesen werden können und nicht selten Ausdruck von Skepsis sind. Die Ahasver-Figur, so weist Briese nach, sei wie die Figur des Zerrissenen eine „universale Projektionsgestalt“ (32) für moderne Befindlichkeit, eine „moderne Schlüsselgestalt“ (33), mit der auch die Problematik des geschichtsphilosophischen Fortschritts und die Kritik an einem hegelianischen Verständnis von Geschichte als Vernichtungsprozess verbunden sei. Die Antworten auf die dadurch aufgeworfenen Fragen seien unterschiedlich und variierten zwischen der Aktualisierung heilsgeschichtlicher Modelle (Braun von Braunthal) und der Subjektbehauptung (Mosen). Brieses Schlussfolgerungen aus seiner Analyse sind von weittragender Bedeutung, insofern die Überlegungen zur Apokalypse von grundlegender Bedeutung sind. „Die Erzählung von der Katastrophe ist ein permanentes *post festum*, ist ein unendlicher Suspens.“ (45) Das einzige, was bleibe, sei „Poetodizee“ (49), die Gerechtigkeit durch die Dichtung.

Norbert Otto Eke widmet sich dem Epos *Die Albigenser* von Nikolaus Lenau, dessen Bilder des Häßlichen und Brutalen die geschilderten Massaker im Lichte der geschichtsphilosophischen Vorstellung von Geschichte erscheinen lassen. Für Lenau besitze der Kreuzzug gegen die Albigenser und der Machtkampf zwischen der katholischen Orthodoxie und der katharischen Häresie Modellcharakter, insofern damit die Konfrontation eines totalitären gegen ein offenes System dargestellt sei. Lenau gehe es nicht um die Darstellung theologischer Differenzen, was Eke eindrucksvoll in einem Vergleich theologischer Positionen nachweist, sondern unter Rückgriff auf Hegels Geschichtsphilosophie um ein Modell, in dem die Deutung von Vergangenheit mit einer Zukunftsvorausschau verbunden wird. Dabei wird die vergangene Geschichte, auch als gewalttätiger Prozess, als sinnhafte

Freiheitsbewegung des Geistes verstanden, bzw. im „Spiegel der Vergangenheit“, so zerstörerisch sie auch sei, kann die Zukunft noch gedacht werden (vgl. 70), wenngleich die Zukunfts- und Freiheitskonzeption bei Lenau eher als offen und pathetisch verstanden werden müssten.

Wie eng das Epos als Geschichtsmodell für die Gegenwart oder als utopischer Entwurf verstanden werden konnte, wird auch in *Madleen Podewskis* Analyse zu Johann Ladislav Pyrkers *Tunisiens oder Kaiser Carl V. Heerfahrt nach Afrika* deutlich. Es handelt sich um ein Epos, das bereits durch die Zeitgenossen große Aufmerksamkeit gefunden, von katholischer Seite auch viel Lob erfahren hat, und dem in den 1840er Jahren zwei größere Studien gewidmet worden waren. Die Zeitgenossen interessierte indes nicht nur die ideologische Position des den christlichen Feldzug verherrlichenden Epos, sondern in Bezug auf eine von Pyrker entworfene Geistermaschine auch die poetologische Frage nach der (ästhetischen und theologischen) Legitimation des Wunderbaren (Götter und Geister) im Epos der Gegenwart. Dadurch dass Pyrker die Existenz seiner Geister unter Rückgriff auf die Evangelien begründet, würde auch die Bibel zum Epos. Pyrker bietet ein Geschichtsverständnis an, wonach Vergangenheit und Gegenwart nicht voneinander zu unterscheiden sind, sondern sich eher durch „differenzlose Nähe“ (88) zueinander verhalten, was u.a. auch dadurch zum Ausdruck komme, dass die Geister der Vergangenheit mit den Helden der Gegenwart in einer Kommunikationseinheit gesehen werden.

An die in den letzten Jahren in der Vormärz-Forschung herausgearbeiteten europäischen Dimensionen der Literatur nach 1830 (hier sei nur auf die Sammelbände *Vormärzliteratur in europäischer Perspektive* von Martina Lauster, Helmut Koopmann und Günter Oesterle [1996, 1998, 2000] verwiesen) schließt Alexandra Böhm in ihrer vergleichenden Analyse von Puschkins *Eugen Onegin*, Heines *Atta Troll* und Byrons *Don Juan* an, wobei die drei Texte unter der Prämisse betrachtet werden, dass sie nachromantische Entwürfe darstellen und der Literatur einen revolutionären Anspruch erhalten. Diesen Anspruch sieht Böhm in einem „transgressiven“ Moment erfüllt, den sie mit bewussten, formalen Modellierungen wie Groteske oder Parodie oder mit der Verbindung des Hohen mit dem Trivialen (auf der Form-Inhalt-Ebene) verbindet. Puschkins und Heines Verserzählungen deutet sie als einen in den zahlreichen erzählerischen metafiktionalen Digressionen offensichtlich werdenden poetologischen Kommentar, mit dem sich die Dichter gegen romantische und klassizistische Zuweisungen wehren. Die

Artificialität der Versepen, die Böhm auf verschiedenen formalen Ebenen (Reim, Verstradition, Metaphern usw.) nachweist, gebe Auskunft über die „poetologische Standortbestimmung des Dichters und seiner Dichtkunst“ (158) und sei Ausdruck der Auseinandersetzung der Exil-Autoren mit dem literarischen Markt in der Heimat.

Wulf Wülfing hat seine Forschungen zur Rhetorik und zur Interdiskursanalyse (vor allem zur Technikgeschichte) konsequent in Bezug auf Karl Immermanns Versepos *Tulifantchen* weitergeführt. In einer exakten, kleinteiligen und spannenden Analyse hat er herausgearbeitet, wieso *Tulifantchen* den Zeitgenossen (insbesondere Ludwig Tieck, der es wissen musste) besonders geeignet für das Deklamieren schien. Die Rhetorizität des Versepos, die anhand von Reimen, Lautmalerei und Neologismen beschrieben wird, aufzuzeigen, ist gleich in dreifacher Hinsicht aufschlussreich. Zum einen verdeutlicht Wülfing noch einmal die Bedeutung der Regeln der Beredsamkeit, den Stellenwert der Rhetorik als Schulfach und die Aktualität der Vorlesung für die Literatur seit den 1820er Jahren; zum zweiten demonstriert er die Ergiebigkeit einer rhetorischen Textanalyse, und schließlich gelingt ihm dadurch eine literaturhistorisch spezifische Einordnung. So deutet er Immermanns Epos als „Musterfall vormärzlicher Ambiguität“ (124). Dabei geht es Wülfing weniger um die Validierung von Immermanns Einschätzung, dass *Tulifantchen* Epos und Parodie des Epos zur gleichen Zeit sei (so in einem Brief am 29. Dezember 1830 an Ferdinand Immermann), vielmehr betont Wülfing, dass Ambiguität und Mehrdeutigkeit oder der Zusammenfall des Widersprüchlichen, das im Versepos paradigmatisch erfüllt ist, auch als Signatur der Vormärz-Literatur zu betrachten ist. Diese Anregung scheint mir für die Vormärz-Forschung insgesamt besonders perspektivenreich.

Alfred Opitz geht in seinem Beitrag auf auf Heinrich Heines *Bimini* (1852) ein, stellte aber vor allem das weniger bekannte Epos *Cristoforo Colombo* (1836) von Ludwig August Frankl vor. Was beide Epen gemeinsam haben, ist das Thema der ‚neuen Welt‘, das als „säkularisierter Schöpfungsmythos“ (161) gelesen wird. Die Geschichte der Konquistadoren war im Vormärz insgesamt ein beliebtes historisches Thema (vgl. dazu auch den Beitrag von Robert Steegers), bei dem das Modell der europäischen Expansion zugleich als Spiegel für gegenwärtige gesellschaftliche und ideologische Tendenzen funktionalisiert wurde. Die Bewertung der Entdeckungsfahrten ist dabei Ausdruck des ambivalenten Verhältnisses der Vormärz-Autoren zur Aufklärung. So deutet Opitz die Fremderfahrung nicht nur als exotische

Alteritätserfahrung, sondern bei Frankl als „Leidensweg des genialen Tatmenschen in einer wankelmütigen und materialistischen Gesellschaft“ und bei Heine als „schmerzliche Konfrontation mit der eigenen Sterblichkeit“ (168). Darüber hinaus würde in beiden Epen die für die Zeitgenossen zentrale Selbstvergewisserung über Geschichte thematisiert, wobei in beiden Epen, so Opitz, der Mythos eines „weitgehend ungebrochenen Verhältnisses von Gedanke und Tat“ (176) vermittelt würde.

Gerhard Höhn präzisiert das Verhältnis von Tradition und Innovation in Heines *Wintermärchen*. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist Heines Selbsteinschätzung im Brief vom 20. Februar 1884 an Julius Campe, dass das *Wintermärchen* ein „neues Genre“ begründe. Davon ausgehend beschreibt Höhn ein ästhetisches Gegenmodell, das Heine mit dem Versepos sowohl gegen die politische Tendenzlyrik als auch gegen die Romantik entworfen habe. Dass das Versepos „politisch romantisch“ sein solle, wie Heine selbst eingefordert hat, mag auf den ersten Blick wie ein Widerspruch scheinen; doch die im Epos ausgestellte Kritik an der Romantik kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Heine selbst romantische Strukturen weiterführt, was Höhn anhand romantischer Figurationen (Mondmotiv, Phantastisches, Doppelgängermotiv, Mythen und Legenden, Traum) nachweist. Die politische Dimension wird daran erkennbar, dass Heine mit seinem Versepos bewusst strukturell (über die episodische Struktur) und motivisch (über parallele Handlungsmotive) an die Reisebilder anschließt und seine Versepen als „versifizierte Reisebilder“, wie er ebenfalls an Campe schrieb, gestaltete. Auch wird die politische Dimension an der spezifischen Dante-Rezeption Heines, die Höhn an vielen Textbeispielen nachweist, erkennbar, da er in Dante ein „Modell des modernen, politisch verantwortlichen Künstlers“ (228) erkennt und seine Situation mit der von Dantes Exil gespiegelt sieht. Nicht zuletzt aufgrund dieser Parallelisierung lese Heine die *Divina Comedia* im Sinne einer politischen Strafrede, die er prätextuell im Hinblick auf Preußen erneuert. Dass die Versepen aber keine Verlängerung einer politischen Zeitdichtung darstellen, wird nicht zuletzt an der dialogischen Struktur der Epen erkennbar. Höhn stellt dabei heraus, dass die Reden und Dialoge im *Wintermärchen* nicht auf eine direkte Kommunikation (gar politische Unterweisung) zielen, sondern eher einen „ambivalenten Kontext erzeugen“ (248).

Die Ausführungen von *Michael Perraudin* sind teils ergänzend zu den Überlegungen von Höhn zu lesen, teils bestätigend. Perraudin weist nach, wie sehr etwa *Atta Troll* auch als Entgegnung auf die politische Tendenzlyrik,

etwa von Hoffmann von Fallersleben, zu lesen ist und dass die Versepen eng mit den Reisebildern zusammenhängen, insbesondere mit *Die Nordsee III*. Vor allem aber stellt Perraudin auf überzeugende Art und Weise hervor, dass Heines Epenverständnis seit den 1820er Jahren an Herders weitgefasster Vorstellung des Epos als Volkssage und als Heldengesang geschult ist. Über den Nachweis der Herder-Lektüren wird deutlich, dass Herders Verständnis sowohl von Homers Epen wie auch der Bibel Heines Sicht geprägt und dazu beigetragen hat, dass Heine das Versepos national versteht, ohne kulturel-nationalistisch zu werden. Heines Überlegungen, so Perraudin, sind „Teil seiner Überlegungen über Mythos und Legende, Volkslied, nationale Identitäten, die heroische Vergangenheit und den unheroischen Charakter der modernen Welt“ (220). Perraudin streicht so heraus, dass den beiden Versepen Heines eine langjährige theoretische Auseinandersetzung mit Epenvorstellungen (außer Herder auch A. W. Schlegel) vorausgeht, aus der er einzelne epische Aspekte (Bedeutung des Meeres, epische Reise, Heldenkonzeption, heroisch-antiheroische Dichter) in seine eigenen Epen übernommen habe. Demnach sei das *Wintermärchen* die Reise eines Poet-Heros-Antiheros, bei der Hindernisse überwunden und ein „deutsche[s] Volksgedächtnis“ (223) fundiert würde. In *Atta Troll* würden im Gegensatz zum *Wintermärchen* die kosmopolitischen Dimensionen sowohl im Metrum wie auch in den Referenzen deutlicher hervorgehoben.

Robert Steegers geht den Wieland-Spuren im Werk Heines nach und erläutert, dass Wielands *Oberon* ein Modell war, auf satirische Art und Weise „Aufklärung im emphatischen Sinn zu praktizieren“ (182). Dies wird insbesondere in den intertextuellen Verweisen im *Atta Troll* erkennbar. Aber auch in anderen Schriften, wie etwa den religionskritischen, würde Heine sich auf Wieland beziehen, um die Religion als unvernünftigen Aberglauben zu entlarven. Ob Heines Interesse am *Oberon* tatsächlich dessen „Wendung zu längeren Erzählgedichten“ (202) erklären kann, muss offen bleiben. Indes wird an Steegers detailreicher Analyse deutlich, dass bis hin zum *Vitzliputzli* Heine sich immer wieder auf Wielands Texte bezieht.

Fast alle Beiträger verweisen auf die „Persistenz des Epos“ (21 [Olaf Briese]), d.h. das anhaltende Interesse an der Form des Epos trotz anders verlautbarter Programmatiken von Vormärzautoren, worauf bereits Sengle und Hans-Wolf Jäger (Hans-Wolf Jäger: Versepik. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Band 5: Zwischen Restauration und Revolution 1815-1848. Hg. von Gert Sautermeister und

Ulrich Schmid. München 1998, S. 434-458) aufmerksam gemacht hatten. Das Epos ist im Vormärz nicht verabschiedet worden, vielmehr schien der Modus des Epischen als Modell geschichtlicher Geschlossenheit eine Möglichkeit, politische und geschichtsphilosophische Krisen zu verhandeln. Die Aktualität des epischen Modus äußert sich in dessen Möglichkeit, Aussagen über das Verhältnis von Geschichte und Wirklichkeit und über Dichtung zu machen. Und nicht zufällig bildet das Thema vieler Epen das Leiden an der Geschichte oder die Gewalt von Geschichte. Dies rückt die Epen auch in die Nähe der Weltanschauungsliteratur (vgl. etwa Horst Thomé: *Weltanschauungsliteratur. Vorüberlegungen zu Funktion und Texttyp*. In: *Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert*. Hg. von Lutz Danneberg und Friedrich Vollhardt. Tübingen 2002, S. 338-380), die jüngst vermehrt in den Mittelpunkt jener Fragestellungen gerückt ist, in denen das Verhältnis der Literatur zu den Naturwissenschaften im Mittelpunkt steht, wobei diese Ansätze zur Wissenspoetik die Texte aus dem Vormärz bislang kaum zur Kenntnis genommen haben.

Der Sammelband scheint in einer anderen Hinsicht charakteristisch für den jetzigen Stand der Vormärz-Forschung zu sein. Auch wenn Heine immer noch ein besonderer Status zuerkannt wird (insbesondere im Hinblick auf die ästhetische Wertung und die Anordnung der Beiträge, nach der zunehmenden Bedeutung, die Heine in den Analysen zukommt), so ist dennoch erkennbar, dass erstens Texte weniger prominenter Autoren oder gar nur einem kleinen Fachpublikum bekannter Schriftsteller Beachtung finden. So trägt auch dieser Band zu einer offensichtlichen und erwünschten Verbreiterung des vormärzlichen Literaturkanons bei (so wird etwa erinnert an August Gottlob Eberhards *Der erste Mensch und die Erde* [1830], Sebastian Brunners *Die Welt ein Epos* [1844] oder Carl Herloßsohns *Mephistopheles* [1833]). Nicht zuletzt auch dadurch gewinnen die Studien zweitens an Differenzierungsschärfe im Hinblick auf vormärzliche Entwicklungen. Und schließlich wird drittens die Beschreibung des literarischen Feldes präzisiert, insbesondere dadurch, dass (ästhetische und ideologische) Gegenpositionen zum Vormärz aufgezeigt werden. So etwa sind die Analysen zu Braun von Braunthal, Polizeispitzel, oder Johann Ladislav Pyrker, seines Zeichens Zisterziensermönch, Bischof, Patriarch von Venedig und Patriarch-Erzbischof von Erlau, einzuschätzen.

Wulf Wülfings Beitrag, die Literarizität anhand der Rhetorizität zu beschreiben, scheint richtungsgweisend für eine Vormärz-Forschung, die nicht nur diskurshistorisch, literatursoziologisch oder thematologisch vorgehen will. Vor diesem Hintergrund wäre es schön gewesen, wenn die stilistischen

Spezifika in anderen Beiträgen noch stärker, etwa auch in den Beiträgen von Opitz und Böhm, betont worden wären (Sestinen, Hexameter, usw.) oder wenn die sich herauskristallisierende Form der lyrisch-epischen Gedankendichtung noch präziser konturiert worden wäre. Den Reichtum an Strophen- und Reimformen bei den analysierten Epen festzustellen, ist dann auch keine analytische Fingerübung mehr, sondern könnte auch Aufschluss geben über die Traditionsverbundenheit vormärzlicher Epen einerseits und deren Innovationen andererseits.

Trotzdem leistet der gut redigierte Sammelband unter Rückbezug auf die Studie von Friedrich Sengle einen neuen Blick auf eine bislang in der Vormärz-Forschung vernachlässigte Gattung. Darüber hinaus beweisen die methodologisch und theoretisch unterschiedlichen Zugriffe, dass die Vormärz-Forschung die ideologischen Scheuklappen abgelegt hat und nunmehr unbelastet ihren Gegenstand neu konturiert. Der Sammelband ist in diesem Sinne ein ermunterndes Beispiel für weitere Forschungen: So fehlt immer noch ein Überblick über die Versepenproduktion sowie eine Systematisierung der literaturkritischen und ästhetischen Positionen über die Möglichkeiten und das Zeitgemäße der Versepen nach 1815. Hier wäre anzuschließen an die Studie von Dieter Martin (*Das deutsche Versepos im 18. Jahrhundert. Studien und kommentierte Gattungsbibliographie*. Berlin 1993) oder auch auf Ernst Rohmer (*Das epische Projekt. Poetik und Funktion des „carmen heroicum“ in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts*. Heidelberg 1998.) Und für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts fehlt immer noch eine vergleichbare Studie wie die von Nicole Ahlers (*Das deutsche Versepos zwischen 1848 und 1914*. Frankfurt am Main 1998). An dieser Stelle ist zu bedauern, dass die wichtige Habilitationsschrift von Heiko Christian (*Der Traum vom Epos. Romankritik und politische Poetik in Deutschland [1750-2000]*. Freiburg/Br. 2004) nicht so intensiv wie erwünscht rezipiert wurde. Vor allem ist bis heute noch nicht erhellet, welchen Einfluss die vormärzlichen Versepen auf jene in der zweiten Hälfte vorgelegten von Hermann Lingg, Wilhelm Jordan, Carl Spitteler, Adolf Friedrich Graf Schack oder Robert Hamerling sowie auf Marie Eugénie delle Grazie haben, die das ‚moderne Epos‘ als Konflikt neuer Ideen und alter Formen begreift. Auch wäre die Bedeutung antiker und mittelalterlicher Epen für die Entwicklung der Vormärz-Epen noch deutlicher hervorzuheben. Der erste Schritt ist jedoch gemacht, und er ist überzeugend.

Claude Conter (Luxemburg)

Sebastian Böhmer: Fingierte Authentizität. Literarische Welt- und Selbstdarstellung im Werk des Fürsten Pückler-Muskau am Beispiel seines „Südöstlichen Bildersaals“. Hildesheim: Olms, 2007.

Ulf Jacob: „Ich möchte manchmal ganz sehnlich, ich wäre todt.“ Andeutungen über das Melancholische in Hermann Fürst von Pückler-Muskaus Persönlichkeit und künstlerischem Werk. In: Edition Branitz, 1999. Bd. 4, S. 110-128.

Ulf Jacob: Pückler-Diskurs im Werden. Neue Veröffentlichungen über Hermann Fürst von Pückler-Muskau. In: kunstexte.de 4/2007-1.

Ob Zufall oder räumliche Nähe der Geburts- und Wirkungsstätten des Fürsten dabei eine Rolle spielen, jedenfalls scheint sich an der TU Berlin ein kleines Forschungszentrum für Hermann von Pückler zu etablieren. Aus unterschiedlichen Blickrichtungen und von verschiedenen Forschungsschwerpunkten her nähern sich Ulf Jacob und Sebastian Böhmer dem Lausitzer. Als Gartenarchitekt und Reiseschriftsteller eher eine Randfigur der deutschen Literatur zwischen Romantik und Realismus, hat Pückler nach mehr als hundert Jahren der Vergessenheit seit einigen Dezennien im Zuge der Grünwelle und des allgemeinen Interesses an der Reiseliteratur erneut eine nicht unkritische Aufmerksamkeit erfahren. Mit der im Rahmen von Aufklärung und Empfindsamkeit entwickelten Ästhetik der Landschafts- und Gartenarchitektur und damit einhergehend der Parkstudien hatte sich die Forschung, verspätet, auch dem als Schriftsteller dilettierenden Hocharistokraten Hermann von Pückler zugewandt. Der Landschaftsarchitekt, dessen Wirkungsspuren sich über die deutschen Fürstensitze wie Ettersburg und Glinicke selbst bis zum Bois de Boulogne verfolgen lassen, erfuhr jüngst einen gewissermaßen postumen Ritterschlag durch die Erhebung seiner Muskauer Anlagen in den Rang eines Weltkulturerbes. Nach wie vor gilt die Aufmerksamkeit im Wesentlichen dem „grünen Fürsten“, in zweiter Linie dann dem orientalisches gewandeten Afrikatouristen, wobei die feuilletonistischen, nicht selten voyeuristischen Aspekte dem engeren Sachinteresse entgegenstehen.

Ulf Jacobs kritisch kommentierter bio-bibliografischer Aufriss sucht den Niederschlag der sich in der Sekundärliteratur spiegelnden Vielseitigkeit des Fürsten zu ordnen und damit ein vermehrtes akademisches Interesse für den schon von den Zeitgenossen der Oberflächlichkeit des Vielschreibers Bezichtigten anzuregen. Dass in der „edition branitz“ der Blick in erster Linie den parktheoretischen wie den durch das wieder zugängliche Archiv ermöglichten biografisch-historischen Aspekten des „Parkomanen“ gilt, ist

nurmehr folgerichtig, Ulf Jacob selbst allerdings sprengt den so zu charakterisierenden Rahmen der Branitzer Forschungen mit seinem dort publizierten Aufsatz: „Ich möchte manchmal ganz sehnlich, ich wäre todt.“ Darin sucht der Sozialwissenschaftler vom psycho-pathologischen Ansatz her die Persönlichkeitsstruktur des Gartenkünstlers (Pückler nannte sich selbst den „Melancolicus der Familie“) bis zur semiotischen Deutung seiner von der Grabpyramide quasi gekrönten Parkanlage zu erschließen. Bei der Lektüre gewinnt man gelegentlich den Eindruck, als müssten Pücklers epistolare und diarische Bekenntnisse, mehr als seine Texte, die Erkenntnisse von des Autors eingehend referierten sozio-psychologischen Autoritäten bestätigen.

Jenseits von parktheoretischen und biografisch-historischen Ausgangsfragen setzt der Germanist Sebastian Böhmer die Zielvorgabe seiner Berliner Dissertation; die Arbeit soll dem in seinen Augen verkannten Autor Hermann von Pückler den ihm gebührenden „Platz in der deutschen Literaturgeschichte zuweisen“. Das dafür besonders geeignete Exempel, das 1840/41 erschienene mehrbändige Werk „Südöstlicher Bildersaal“, stellt den schriftstellerischen Ertrag von Pücklers Griechenlandaufenthalt (1835/36) dar. Gerade dieses Reisewerk in seiner für Pückler neuen Struktur will Böhmer als literarisches Kunstwerk vorstellen. Unter erklärtem Verzicht auf inhaltliche Thematik untersucht der Autor die ästhetischen Bedingungen des fürstlichen Schreibens auf ihre möglichen Einflussspuren von Klassik, Empfindsamskeitsperiode, Romantik und dokumentarischem Reisebericht. In der „fingierten Authentizität“, der nahtlosen Verbindung von Realität und Phantasie, aufgehoben in der Metaebene des Traumes, sieht Böhmer dieses epistemologische wie dichterische Phänomen als ein eigentliches Novum, genauer als die sich schon in den „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“ abzeichnende „Grundidee“ von Pücklers Wirken überhaupt.

Stehe der Autor Hermann von Pückler gerade mit der Idee des Traumes in der Tradition Goethes und Calderons, dem poetischen Realismus und harmonisierenden Kunst- und Schönheitsverständnis des Weimaraners vor allem zugeneigt (dies in wiederholter Distanzierung zu Ironie und Unendlichkeitssehnsucht der Frühromantik), so folge er in der Konstruktion des „Südöstlichen Bildssaals“ allerdings dem Modell der „doppelten Wirklichkeit“ des von Goethe verpönten exzentrischen Outsiders E. T. A. Hoffmann: Seine romantisierte und dämonisierte phantastische Liebesgeschichte ist bruchlos in die von ihm tatsächlich erlebte griechische Wirklichkeit eingebettet. Die banale Wahrheitsfrage wird damit als unangemessen zurückgewiesen. Ebenso kann Böhmer die Trennung des eigentlichen Reiseberichts von den poetisch-phantastischen Partien des auch in Pücklers Oeuvre

singulären Werks durch den renommierten Pückler-Forscher Klaus Günter Just als editorischen Sündenfall entlarven – ein Sündenfall, wie er auch mit dem von Böhmer angezogenen Münchhausen-Roman Immermanns vielfach begangen worden war.

Einen problematischen Entscheid hat der Autor mit dem ein Drittel des ganzen Buches umfassenden Eingangskapitel getroffen: „Immermanns Münchhausen – ein Weg zu Pückler-Muskau.“ Des, man ist versucht zu sagen Arabeskenhaften dieses Vorgehens ist sich Böhmer selbst bewusst. Immermanns von ihm eingehend zitiertes und auf seine Stichhaltigkeit als Pückler- Evokation abgeklopftes Werk erschien zwei Jahre vor dem „Südöstlichen Bildersaal“, konnte ich also keineswegs auf diese neue literarische Periode Pücklers beziehen. Dennoch setzt sich Böhmer mit dem Maskenspiel der unter dem Namen Pückler/Semilasso personifizierten Kunstfigur Münchhausen, Inbegriff des oberflächlich schillernden, irrlichternden journalistischen Zeitgeistes, auseinander. Dieses Interesse ist um so erstaunlicher, als er der (sehr persönlich motivierten) moralisierenden Sicht Immermanns von dem buchhändlerisch erfolgreicherer aristokratischen Konkurrenten als einem „flutterhaft verwildert gebildeten Wesen“ im Laufe seiner Untersuchung immer wieder dezidiert widersprechen muss; so will Böhmer in der von Immermann abschätzig angesprochenen Personenvielfalt, hinter der sich der Autor Pückler verbirgt, gerade keine charakterliche Dichotomie, vielmehr eine „seelische Vielfalt als Einheit“ erkennen. Vor allem aber: Böhmers ausufernde Studie zur Pückler-Rezeption Immermanns ist nicht zuletzt deshalb zu hinterfragen, weil das satirische Münchhausen/Pücklerbild, explizit oder unterschwellig, zum kritischen Maßstab auch der folgenden Fragestellungen wird. Als Beispiel sei hier nur Böhmers Schlussfolgerung aus dem das rein Formale oder die „epigonale Leere“ (S. 79) von Pücklers romantisierter Dichtung enthüllenden Befund erwähnt: „Pücklers poetisches Schaffen ist in hohem Masse von der Romantik abhängig und dennoch weit von ihr entfernt“ (S. 130).

Typisch für Böhmers arabeskenhafte Argumentationsführung ist sein Eintreten auch auf des Fürsten eigene überlegene Kritik an der Figur des Immermannschen Lügenbarons, – die wiederum nicht ohne Seitenblick auf Immermann/Platenschen Waffengang bleiben konnte!

Die Beschäftigung des Verfassers mit zeitgenössischen wie jetztzeitlichen Interpreten des fürstlichen Reiseschriftstellers – von Ludmilla Assing bis zum Opernkomponisten Enjot Schneider – scheint eher apologetischer als kritischer Natur zu sein. Seine These, wie er selbst gesteht, immer wieder mäandernd umkreisend, findet er sich, wie bereits angedeutet, nicht

selten in schon bei seinem Autor angelegten Widersprüchen; so etwa wenn er im Zusammenhang Klassik/Romantikfrage Pücklers Selbstverständnis und künstlerisches Ideal an Goethe orientiert sieht (dessen wohlmeinende Besprechung der englischen Reisebriefe m.E. von Böhmer überbewertet wird), gleichzeitig im „Südöstlichen Bildersaal“ formal die „Verwilderung“ im Stile Brentanoscher Romane erkennt.

Grundsätzlich ist Böhmers zentraler Zielsetzung, den Autor Hermann von Pückler in den Horizont der deutschen Literatur einzuholen, zuzustimmen. Die Frage, ob eine rein ästhetisch-theoretische Untersuchung nicht notwendig nach einer entsprechend differenzierten Ergänzung durch die Behandlung von Sprache, Produktionsbedingungen und politisch-historischer Positionierung des Fürsten ruft, wird auch von Sebastian Böhmer zustimmend beantwortet werden.

Inge Rippmann (Basel)

Alexander Ritter (Hg.): Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere. [= SealsfieldBibliothek Bd. 6]. Wien: Praesens Verlag, 2008.

Charles Sealsfield, der als Carl Anton Postl in Poppitz bei Znaim 1793 geboren wurde, 1823 aus Prag flüchtete und sich in den USA eine neue, bis dato noch nicht gänzlich erforschte Identität aufbaute und nach seiner Rückkehr als amerikanischer Staatsbürger nach Europa bis zu seinem Tod im Jahre 1864 fast dreißig Jahre seines Lebens in der Schweiz verbrachte, gibt mit seiner geheimnisvollen Biographie und seinem umfangreichen englisch- und deutschsprachigen literarischen Werk der Forschergemeinschaft noch immer so manches Rätsel auf. Im Mittelpunkt des Sammelwerkes, das 17 Vorträge eines im September 2006 in Solothurn abgehaltenen Symposions dokumentiert, steht die Schweiz als zeitgeschichtliches und gesellschaftspolitisches Referenzland sowohl in der Biographie als auch im literarischen Schaffen des Exilösterreichers.

So unternimmt Ernst Grabovszki in seinem Beitrag den Versuch, Sealsfields Roman *Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften* (1839/40) mit dem Inventar der Ritualforschung von Van Gennep und Victor Turner neu zu interpretieren. Die im Roman geschilderte Schiffsreise von Europa in die USA als Übergangsritus stellt somit nicht nur einen geographischen, sondern auch einen qualitativen Wechsel dar. Die ethische und moralische Veränderung in der Disposition der Figuren kann erst durch die Schweiz als

Ausgangspunkt der Reise stattfinden, da diese quasi als ein „zeitliches Vorbild“ zu den USA fungiert. Ergänzend dazu, analysiert Gabriela Scherer die Funktion der Sprachvielfalt in dem Roman und betont den Einsatz der Sprache als Mittel der sozialen Distanzierung. Kenji Hara hinterfragt in einer Analyse der Vaterfiguren die Machtverhältnisse in Sealsfields Roman *Süden und Norden* (1842f.). Monika Ritzer beschäftigt sich mit der Erzählung *Die Grabesschuld*, dem einzigen Manuskriptheft, das sich aus dem Nachlaß Sealsfields gerettet hat. Im Kontext der Restaurationszeit erscheint das darin auftretende Gespenst als ein bloßes Zeichen einer idealisierten Vergangenheit, die im Kontrast zu einer materiell interessierten Gegenwart steht. Im Unterschied zu Stifter oder Keller fehlen bei Sealsfield Ansätze eines positiven Realismus. Mit Hilfe des Motivs der Brautschau unternimmt Christian von Zimmermann eine Sichtung der Zeitgenossenschaft von Sealsfield und Gotthelf. Während Gotthelf die Ehe als Modell einer Reinigung und Heilung befürwortet, unterstreicht Sealsfield ihre Funktion als bürgerliche Institution, die die Leidenschaftlichkeit und Triebhaftigkeit des Einzelnen zu zähmen versteht. Wynfrid Kriegleder wendet sich in seinem Beitrag Sealsfields Erstlingswerk *Tokeah or The White Rose* (1829) und seiner deutschsprachigen, 1833 bei Orell, Füßli u. Cie in Zürich erschienenen Version *Der Legitime und die Republikaner* zu. Besonders interessant sind Kriegleders Ausführungen über mögliche Quellen Sealsfields, der Hinweis auf Sealsfields Scott-Reminiszenz und die aufgezeigten thematischen Veränderungen in der deutschsprachigen Fassung, die dem europäischen Lesepublikum die Besonderheiten des amerikanischen Westens erläutern sollten.

Mehrere Beiträge im Sammelband befassen sich auch mit Sealsfields biographischen Spuren in der Schweiz und seinem Stellenwert im zeitgenössischen literarischen Leben, seinen Kontakten zu Schriftstellerkollegen und seinen Korrespondenzen.

Der Herausgeber des Sammelwerkes, Alexander Ritter, informiert über Sealsfields nur bedingt erfolgreiche geschäftliche Interaktionen mit den Verlagen Brockhaus, Baedeker, Orell, Füßli u. Cie. und Schultheß. In seinem zweiten Beitrag fordert Kriegleder eine Überarbeitung der Castle'schen Briefedition, da die Originalkorrespondenz darin nicht korrekt abgedruckt, stark verkürzt und ohne Kommentar veröffentlicht wurde. In der Vorstellung des ungarischen Literaten und Bekannten Sealsfields, Karl Maria Kertbeny (1824-1882) wird von Walter Grünzweig eine klassische Mittlerpersönlichkeit präsentiert und die Notwendigkeit der Aufarbeitung des Nachlasses von Kertbeny als wichtige Quelle für die Sealsfield-Forschung propagiert. Jeffrey L. Sammons stellt seinerseits einen bislang unbekanntem Brief Sealsfields an

Karl Maria Kertbeny aus dem Jahre 1860 vor. Ruedi Graf forscht nach Spuren produktiver Rezeption von Sealsfields Werk bei anderen zeitgenössischen Solothurnern Schriftstellern, wobei Graf sich besonders auf das Erzählwerk von Alfred Hartmann (1814-1897) konzentriert. Graf spricht in diesem Zusammenhang von einem „mißlungenen Amerika-Dialog“ zwischen Sealsfield, Hartmann und den Solothurnern Literaten, da Sealsfields Werke unter den Solothurnern Gelehrten nur auf eine geringe Rezeptionsbereitschaft trafen. In einer humangeographischen Nachlese geht Werner A. Gallusser der Frage der Freimaurerangehörigkeit Sealsfields nach, wobei es keine klaren Hinweise auf eine mögliche aktive Zugehörigkeit zum Freimaurerbund gibt. Zudem befindet er Sealsfields Werk der Spätaufklärung verpflichtet und betont die Funktion der Naturlandschaften als „Ausdruckslandschaft“. Erstaunliche Parallelitäten in der Biographie Sealsfields mit jener des Österreichers Franz Ernst Pipitz (1815-1899) deckt Primus-Heinz Kucher auf und Claudia Schweizer bietet einen an biographischen Details reichen Überblick über die böhmische Vormärzliteratur nach Sealsfield im Spannungsfeld des schwelenden Sprachnationalismus. Der Sammelband schließt mit dem Beitrag von Mira Miladinović Zalaznik über Anastasius Grün (i.e. Anton Alexander Graf Auersperg, 1806-1876) und seiner fast 40 Jahre andauernden Korrespondenz mit dem Publizisten Leopold Kordesch (1808-1879).

Die Beiträge über Werk, persönlichen Werdegang Sealsfields und seine Vernetzung im kulturellen Leben seiner Zeit werden durch einen kurzen literarischen Beitrag von Alf Schneditz auf amüsan-ironische Weise ergänzt. Der Sammelband stellt mit einer abschließenden Bibliographie zum Forschungsgang 2007 bis 2008 einen weiteren positiven Impuls zur Verstärkung der Rezeption und zur Erhöhung des Wissensstandes über einen über lange Zeit hinweg vergessenen und wenig beachteten großen Literaten des 19. Jahrhunderts dar.

Barbara Turmfart (Wien)

Christoph Hendel: Zwischen der ‚manus mortua der Aristokratie‘ und dem ‚toten Meere des Bürgerthums‘. Zum ideologischen System in den Erzähltexten Charles Sealsfields. (Diss. Passau 2006). Göttingen: Cuvillier 2007. 403 S.

Die Erzähltexte von Charles Sealsfield, ganz offensichtlich sowohl im zeitgenössischen US-amerikanischen als auch im zeitgenössischen deutschen Diskurs verankert, haben sehr unterschiedliche Lektüren erfahren – von der

Betonung ihrer ideologischen Funktion (Jeffrey Sammons) bis zum Insistieren auf ihrer ästhetischen Offenheit (Günter Schnitzler). Christoph Hendel plädiert in seiner 2006 als Passauer Dissertation erschienenen Untersuchung für eine klare Platzierung der Texte im literarischen Feld des deutschen Vormärz und will deren Ideologie mittels „der Frage nach der räumlichen Organisation sowie ihrer Semantisierung in den Erzählungen“ (25) klären.

Epochentheoretisch beruft sich Hendel auf jene Vorstellungen vom Biedermeier als einer Zwischenphase zwischen zwei stabilen literarischen Systemen (Goethezeit und Realismus), wie sie etwa Michael Titzmann formuliert hat. Das bedeute für die Erzählliteratur, dass „die äußere Entropie“ durch komplex-experimentelles Erzählen (etwa den Roman des Nebeneinander) „in den virtuellen literarischen Raum“ integriert werde. (27). Diese komplexen Erzähltexte nennt der Verf., hierin Marianne Wunsch folgend, „Metatexte“, und behauptet, sie proklamierten einen Zwischenzustand und lieferten eine Krisen-Diagnose. Angestrebt werde eine (Schein-)Lösung im Rekurs auf die Vergangenheit. Die „triadischen Gleichgewichts- und Harmoniekonzepte der Goethezeit“ (52), exemplifiziert am Bildungsroman, würden zwar scheinbar angewendet, erzeugten aber „pseudo-dynamische“ Strukturen, indem sie die Übergangsperiode zu einem „quasi zyklischen Dauerzustand“ ausdehnten.

Auch in der Geschichts- und Staatstheorie der Epoche diagnostiziert der Verf. (unter Rückgriff auf die Terminologie Jürgen Links) ähnliche ideologische Muster: „Homöorhetische Stabilität“ zwischen Extremzuständen werde angestrebt, es interessiere der „homme moyen“, der die allgemeine Idee und den Volksgeist verkörpere und damit zum großen Mann werde. Damit komme aber der Geniegedanke wieder ins Spiel: Das männliche elitäre Einzelindividuum mache Geschichte „als säkulare und anthropomorphisierte Transformation des ursprünglich rein metaphysischen Theodicee-Gedankens“ (78).

Mit diesem theoretischen Inventar nähert sich Hendel vier Erzähltexten Sealsfields. Seine Lektüre von *Der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812* ist plausibel. Der Roman differenziert zwischen einem nördlichen „Raum der Identifikation“ (die USA, das „System Republikanismus“) und einem negativ konnotierten südlichen „Raum der Distinktion“, in dem die Handlung angesiedelt ist. Dieser (mexikanische) Raum ist wiederum „in Zonen bürgerlicher ‚Normalität‘ und nicht-bürgerlicher ‚Anormalität‘“ aufgeteilt. Freilich gibt es keine wirklichen Repräsentanten des Bürgertums. Seine ideologische Position vertritt der kreolische Adel, konkret der (fiktionale) Conde San Jago, ein elitärer „homme moyen“, der als Führer den

Volksgeist verkörpert. Die Geschichtsauffassung des *Virey* ist deutlich konservativ und verlangt eine Unterordnung unter den Führer.

Problematischer liegt die Sache bei *Morton oder die große Tour*, einem fragmentarischen Roman, der der Sealsfield-Philologie einiges Kopfzerbrechen bereitet. Zu Recht stellt Hendel fest, dass sich hier die Widersprüche des US-amerikanischen Systems Republikanismus aufzun. Welche Lösung der Roman anstrebt, kann angesichts seines fragmentarischen Charakters nur erschlossen werden. Hendel behilft sich mit einem autoritären Akt: der fragmentarische Charakter sei „beabsichtigt“ und andere Forschermeinungen seien „zu verwerfen“ (209), proklamiert er apodiktisch, ohne einen Beweis für diese These zu liefern. Denn wenn der *Morton* tatsächlich, wie Hendel behauptet, den Wandel bestehender Ordnungen nicht nur auf der Ebene der *histoire* abbilde, sondern selbst eine „Transformation“ narrativer Modelle der ‚Goethezeit‘ in seiner Abweichung vom Bildungsroman-Modell darstelle“ (167), dann ist nicht ganz plausibel, warum der Roman just zu einem Zeitpunkt abbricht, an dem der Protagonist erneut an jenem Scheideweg steht, den er schon mehrere hundert Seiten früher passiert hat. In seinem Bemühen, das Modell des Bildungsromans für den *Morton* fruchtbar zu machen, muss Hendel auch die Schwerpunkte neu gewichten und etwa der im Roman nur nebenbei erwähnten Vorgeschichte des Protagonisten und seiner Familie erheblich mehr Raum widmen, als dies der Roman tut. Überhaupt stellt sich hier die Frage, ob nicht Hendel ein allzu harmonisches und stabiles System „Goethezeit“ ansetzt, wenn es heißt, im *Morton*, einem typischen Text der „Zwischenzeit“, sei nur mehr eine begrenzte Autonomie und Emanzipation des Individuums möglich. Nun, das war im *Wilhelm Meister* nicht viel anders, auch dort ist die Autonomie und Emanzipation des „armen Hundes“ Wilhelm höchst begrenzt.

Das von Hendel für das gesamte Sealsfieldsche Oeuvre und für die „Zwischenphase“ überhaupt postulierte gemäßigt dynamische Modell zwischen Erstarrung und zu großer Beschleunigung, das im *Virey* der Conde San Jago vertrete, schreibt er im *Morton* den Decemviri zu, einem finanzkapitalistischen Geheimbund. Doch in dem mit entsprechend sinistren Attributen ausgestatteten Bankier Lomond ist wohl kaum eine jener Volksgeist-Inkarnationen zu sehen, die bei Sealsfield so häufig auftreten. Eine Welt, in der die Decemviri als Werkzeuge der Vorsehung den Geist der Geschichte verkörpern, könnte für Sealsfield so unattraktiv gewesen sein, dass der Roman aus diesem Grund Fragment blieb.

Sehr ausführlich beschäftigt sich Hendel mit den 5-bändigen, intrikat strukturierten *Lebensbildern aus der westlichen Hemisphäre*. Zu Recht sieht

er ein wesentliches Interpretationsproblem im widersprüchlichen homodiegetischen Erzähler George Howard, der, so Hendel, sich als erzählendes Ich mit der „goethezeitlichen“ Weltsicht der älteren Figuren, vor allem des Grafen Vignerolles, identifiziert habe und unter deren Prämissen die eigene Biographie deute, ohne die dabei nicht integrierbaren heterogenen Elemente aussparen zu können. Wir haben es nach Hendel erneut mit einem biedermeierlichen Metatext zu tun. (Freilich erlaubt die Entstehungsgeschichte der Pentalogie auch eine andere, banalere Erklärung: Die Inkonsistenzen könnten darauf zurückzuführen sein, dass eine anfänglich nur vage verbundene Serie von in sich geschlossenen „Lebensbildern“ allmählich zum großen Roman mit Totalitätsanspruch mutierte.)

Hendel liefert jedenfalls interessante Lektürevorschläge und vermag manches zu erhellen. Überzeugend ist sein Hinweis, dass die Binnenerzählung des älteren Pflanzers Vignerolles als Initiationsgeschichte dem pädagogischen Diskurs der Aufklärung folgt und „zum Instrument der reaktionären Propaganda der Sklavenhalter deformiert“ wird (243); überzeugend ist sein Hinweis, dass die Pentalogie den Gründungsmythos einer Ideologie schildert, die „wiederholt als typisch ‚amerikanisch‘ bzw. ‚essentiell republikanisch‘ [...] bezeichnet wird, jedoch eindeutig in Opposition zu den Werten des amerikanischen ‚Systems Republikanismus‘ steht“ (280) – nämlich die Ideologie der sklavenhaltenden Südstaaten; überzeugend ist sein Hinweis, dass die Pentalogie eine instabile Südstaatengesellschaft entwirft, eine Übergangszeit, die die Auflösung der alten jeffersonianischen Werte erlebt.

Zuletzt untersucht Hendel den umfangreichen fragmentarischen Roman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften*, dem er sich erneut mit topologischen Fragen nähert. Da gibt es die beiden „Extremräume“ Europa und Amerika und einen temporären harmonischen Zwischenraum, das Schiff auf dem Atlantik, eine kleine Welt mit ihren eigenen Regeln, in der der Kapitän autoritär Ordnung herstellt und den Pöbel im Zaum hält. Und da gibt es den heterogenen Raum Nordamerika: den dreigeteilten Staat New York mit dem aristokratisch-mondänen Saratoga im Norden, der von Geldaristokratie und Mob regierten Großstadt im Süden und dem agrarischen Hochland in der Mitte – ein ambivalenter Zwischenraum, ein „normalistische[s] Idyll“ mit konservativen Zügen wie Immermanns Oberhof, eine aristokratisch-bürgerliche, liberalkonservative Zwischenposition, eine Enklave, die „im vollen Bewußtsein ihrer Nicht-Realisierbarkeit abgebildet“ sei. (362) Mit der schon von den Zeitgenossen kritisierten Form(losigkeit) des Romans hat Hendel erneut seine Probleme. Einerseits will er zeigen, dass sich die narrativen Strukturen bereits dem Roman des Nebeneinander annähern und

mit den Darstellungsprinzipien der Zwischenphase kompatibel sind. In diesem Kontext verweist er auf die durch den goethezeitlichen Titel suggerierte mögliche Lösung: einen schicksalhaften Ausgleich zwischen alter und neuer Welt, der im Roman durch eine private Verbindung zwischen deutschem Helden und amerikanischer Heldin (und eventuell zusätzlich zwischen amerikanischem Helden und deutscher Heldin) symbolisiert werden sollte. Das würde aber ein geplantes Ende des Romans bedingen. Andererseits proklamiert Hendel, wie schon beim *Morton*, eine „kalkulierte Unfertigkeit“ des Romans, die seinem theoretischen Ansatz nach auch unvermeidlich ist, werde doch in den „Metatexten“ die Realisation immer in die Zukunft ausgelagert.

Am Ende liefert Hendel ein klares Fazit: Charles Sealsfields Erzähltexte enthalten die Diskurse und Wertsysteme der „Zwischenphase“ zwischen Goethezeit und Realismus; sie bilden, wie die Texte dieser Zwischenphase generell, zu überwindende Übergangsphasen und Transformationsprozesse ab. Da die goethezeitlichen literarischen Modelle nicht mehr applizierbar sind, etablieren die Texte pseudodynamische adaptive Strategien. Dargestellt werden nicht-realiserbare Utopien. Sealsfields didaktische Intention liegt darin, dass keine verbindliche Ideologie geliefert wird und die Widersprüche bestehen bleiben. Implizit wird also der kritische Leser gefordert.

Gegen Hendels durchaus stringente und viele Facetten der Texte ansprechende Lektüre können einige Einwände erhoben werden, von denen ich auf drei fokussieren möchte.

1. Hendel setzt dem heterogenen Oeuvre Sealsfields allzu viele homogene Entitäten gegenüber. Die Stabilität des Systems Goethezeit, die zweifellos ausgeprägter war als die Stabilität der Zwischenphase, wird verabsolutiert und auf allen Ebenen proklamiert. Das Modell Bildungsroman etwa war keineswegs so harmonisch, wie Hendel suggeriert. Von den „ästhetischen und harmoniebedürftigen Prämissen der goethezeitlichen Literaturauffassung“ (321) zu sprechen ist eine Vereinfachung. Umgekehrt verabsolutiert Hendel die Heterogenität der Zwischenphase. Die Existenz eines biedermeierlichen „Metatextes“ wird selbstverständlich vorausgesetzt, und damit sind alle Irregularitäten bei Sealsfield erklärbar, weil sie „Regularitäten der Textsorte ‚Metatext‘ seien“ (320) – ein problematischer methodischer Zirkelschluss.

2. Hendel liest auch Sealsfields eigene Romantheorie als zu homogen. Er ignoriert eine mögliche Entwicklung des erst allmählich vom Publizisten zum Romancier werdenden Exilanten. Er ignoriert auch die Tatsache, dass Sealsfields wenige theoretische Äußerungen meist eine Interpretation der eigenen Werke post festum darstellen. Es ist verständlich, dass Hendels

theoretischer Ansatz den Rekurs auf den Autor und seine Biographie ausschließt, und es muss auch zugegeben werden, dass angesichts fehlender Quellen über die Entstehung der Texte wenig bekannt ist. Doch scheint es mir problematisch, Sealsfields Ästhetik so selbstverständlich in den deutschen Vormärz einzugemeinden – das alte Diktum vom Dichter beider Hemisphären, der nirgends eindeutig hingehört, ist so falsch nicht.

3. Beim durchaus begrüßenswerten Versuch, Sealsfields Ideologie im Kontext des Vormärz zu platzieren, scheint Hendel manchmal zu vergessen, dass die Romane von Amerika und nicht von Deutschland sprechen und dass es für einen außerhalb Deutschlands zum Autor gewordenen Schriftsteller auch andere Muster gab als die Jungdeutschen. (Sealsfield selbst bezieht sich v.a. auf Scott, Cooper und Dickens, und er war mit Balzac einigermaßen vertraut). Die biedermeierliche Geschichtstheorie mag ja von einer sich permanent entziehenden Zukunft ausgehen, aber in Sealsfields Erzähltexten ist diese Zukunft als in den USA verwirklichter Neuzustand gestaltet. Es geht bei ihm vordergründig immer um die neue Welt, und seine Texte verwenden sehr viel Energie darauf, immer wieder auf die Differenzen zwischen der alten und neuen Welt zu verweisen. Amerika hat es bei Charles Sealsfield auf jeden Fall besser, auch wenn die Romane die Widersprüche und Gefährdungen des amerikanischen Systems Republikanismus nicht verschweigen.

Festzuhalten bleibt: Christoph Hendel hat ein gewichtiges, reflektiertes und kluges Buch geschrieben, das einmal mehr erweist, dass das letzte Wort zu dem merkwürdigen Oeuvre des Prager Priesters / amerikanischen Staatsbürgers / deutschen Romanciers / Schweizer Kleinstadtbewohners noch lange nicht gesprochen ist.

Eine formale Kritik zum Abschluss: Die Arbeit bedient sich der vor 1998 üblichen Orthographie. Dagegen ist grundsätzlich nichts einzuwenden (auch wenn es eine eigenartige Entscheidung ist), aber zumindest darf man dann verlangen, dass auch die vor 1998 üblichen Kommaregeln befolgt werden.

Wynfrid Kriegleder (Wien)

Ludwig Rellstab: Henriette, oder die schöne Sängerin. Eine Geschichte unserer Tage. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Bernd Zegowitz (= Aisthesis Archiv Bd. 11, zugleich: Vormärz-Studien Bd. XV) Bielefeld: Aisthesis, 2008.

Mit Ludwig Rellstabs „Romanpasquill“ (Goethe) *Henriette, oder die schöne Sängerin*, erschienen im Kontext der *Vormärz-Studien*, liegt ein Beispiel

dafür vor, welche groteske Ausmaße die preußische Zensur der 1820er Jahre haben konnte. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Bernd Zegowitz thematisiert die Satire das anlässlich des Berliner Engagements der Sängerin Henriette Sontag an das Königstädter Theater ausgebrochene „Sontagsfieber“. Vermutlich ahnend, dass er mit dieser Veröffentlichung Ärger mit der Zensur bekommen könnte (über die Gründe kann man wohl nur spekulieren), wählt Rellstab nicht nur das Pseudonym „Freimund Zuschauer“, sondern auch einen Druckort im in Sachen Zensur liberaleren Sachsen. Dass, aus welchem Anlass und warum, trotz der baldigen Enttarnung, Rellstab dieses Pseudonym tatsächlich nochmals verwendete (erhoffte Anonymität kann es also nicht gewesen sein), vermerkt Z. in seinem Nachwort nicht. Das nicht fiktive „Sontagsfieber“ und das den Zeitgenossen leicht zu entschlüsselnde Romanpersonal sprechen dafür, dass die Satire wohl in der Tat „tout Berlin“ in Aufregung versetzt haben mag. Das, obwohl man den Text auch lesen kann als „Pamphlet, bei dem sich der Verfasser nicht gerade in besondere geistige Unkosten gestürzt hatte“, so der Theaterhistoriker G. Wahnrau. Über den konkreten Anlass hinaus ist der Text auch zu lesen als symptomatisch für die Theatromanie der Zeit. Sie entspricht nur bedingt der Bedeutung des Theaters, bzw. der Primadonnen (hier Henriette Sontag), der Schauspielerinnen oder Tänzerinnen. Sie ist vielmehr zu sehen als Ersatz und Alibi für verweigertes politisches Handeln. Nicht zufällig hatte sich der im Text als königlicher Rat Hemmstoff persiflierte Minister Bernstorff dafür ausgesprochen, gerade in Sachen Theaterkritik von Zensur abzusehen. Und zwar mit der bezeichnenden Begründung: „Einen Knochen muß man den bissigen Hunden doch lassen.“ (zitiert nach H.H. Houben) Insofern ist es bezeichnend, dass erst der Ärger des als „hartnäckigster Fan Lord Monday“ karikierte englische Gesandte Earl of Clanwilliam die Justiz auf den Plan rief, was schließlich zur Verurteilung Rellstabs zu zwölf Wochen Festungshaft führte. Tatsächlich hatten die Berliner dem Earl wohl den Spitznamen Monday gegeben, weil der Montag stets dem Sonntag folgt.

Der 17 kurze Kapitel umfassende Roman zerfällt stilistisch, sprachlich und motivisch in zwei zum Teil parallel verlaufende Handlungsstränge. Nämlich in die grotesk karikierend gestalteten Episoden um die „Fans“ der Sängerin (sie selbst und der Musiker Werner sind davon durchweg ausgenommen): ein Ess- und Trinkgelage nach Henriettes Theaterauftritt – eine in der Zeit beliebte Variante des Kults um Künstlerinnen: sich statt der Pferde vor deren Kutsche spannen zu lassen – unterlässt Freimund Zuschauer, wohl um das Personal grotesk verzerrt vorstellen zu können. Dies ist zwar meist recht komisch, aber es scheint, dass zu den sprachlichen Charakteristika

satirischen Schreibens, vom Herausgeber nicht kommentiert, in den 1820er Jahren bereits oder wieder eine Amalgamierung mit latenten und offenen Antisemitismen gehörten. Dazu zählt etwa die Bezeichnung der Aktionäre des Königstädter Theaters, zu denen auch realiter der Bankier Beer, der Vater Meyerbeers, zählte, als „Männerquintett aus Jerusalem“, kenntlich an ihren „hohtönende[n] Namen, entlehnt von den Thieren des Waldes“. Bezeichnend ist es aber vor allem, einem grotesk widerlichen Sontagsfan den sprechenden Namen Hayfisch zu geben, gekoppelt mit klischeetypischem Verhalten (sexuelle Belästigung Henriettes, einer möglichen Vergewaltigung nicht abgeneigt) und Stereotypen antisemitischer Charakterisierung. Dieser Hayfisch wird dezidiert als „Hebräer“ und als von „Jerusalemischer Abkunft“ bezeichnet. Dies ist umso auffälliger, als besagter Hayfisch eine komplett fiktive Person ist. Zum Sontagskult gehört im Roman ferner eine vormittägliche „Belagerung“ der Sängerin in ihrer Privatwohnung mit all ihren peinlich-komischen Desastern, einschließlich dem holpernden Ver- und Vorlesen einer unvermutet distanzierter Zeitungskritik durch einen „Fan“, ein Duell und eine von Katastrophen begleitete, aber doch auch heitere Landpartie. Unterbrochen wird die „öffentliche“ Handlung um Henriette und ihre Roués von den um ihre „Fans“ betrogenen, namentlich kaum verschlüsselten Berliner Konkurrentinnen. Dadurch bietet sich die Gelegenheit (und es hat wohl auch eben diese Funktion), alle möglichen Musik- und Theaterkritiker der Zeit als mögliche Verbündete aufzuführen. So werden u.a. genannt der „Rezensent“ Willibald Alexis (Willibold Arecca), „der Redakteur Saffian“ (Moritz Gottlob Saphir), der „Kritiker“ Gubitz (Ruhwitz) oder der „Kritiker und Poet“ Rellstab (Rennstein). Laut der Schauspielerin Caroline ein „dicker Jüngling mit einem Schnurrbart und einer großen Brille“. Auf Porträts der Zeit sieht Rellstab übrigens genau so aus. Der als ehrlich liebender, einfacher Musiker eingeführte Werner gibt sich später (im „privaten“ Handlungsstrang) als der eigentliche Verfasser der Rezension zu erkennen. Im Nachwort bleibt undiskutiert, ob sich mit dieser dem fiktiven Werner zugeordneten Kritik am Repertoire der Sontag im Königstädter Theater nicht der Musikkritiker Rellstab selbst zu Wort meldete. Ebenso unerwähnt bleibt, dass Saphir bereits vor Erscheinen des Romans ein scheint's die Sängerin durchaus lobendes Gedicht veröffentlicht hatte, dessen Anfangsbuchstaben der Verse allerdings die Worte „ungeheure Ironie“ ergaben. Im Zusammenhang der von der Sontag im Königstädtischen Theater gegebenen 17 Partien bleibt in Roman und Nachwort unerwähnt, um welche Partien in welchen Opern es sich genau gehandelt hat und dass dieses Theater nicht mit der Königlichen Oper konkurrieren durfte.

Aufgeführt werden durften nur Opern, die auf der königlichen Bühne noch nicht aufgeführt worden waren. Dies waren insbesondere die Buffo-Opern italienischer Komponisten wie Rossini, Bellini oder Donizetti. Opern bzw. Komponisten, die der reale Rellstab als Kritiker, in Sachen Oper nicht gerade prognostisch begabt, ablehnte.

Den zweiten völlig unsatirisch gestalteten, nur sentimental Handlungsstrang um die zur Verlobung führende Liebe des vermeintlich bürgerlichen Musikers Werner, eigentlich adeligen Geblüts, mit Henriette nennt der Herausgeber zwar fiktiv, behauptet aber, das Ende greife der „Realität prophetisch voraus“. Zwar haben sich Realität und Fiktion in diesem Fall, wenn auch mehrere Jahre später und unter entscheidend veränderten Bedingungen, entsprochen, doch übersieht Z., dass R. hier der motivischen Tradition der literarischen Gestaltung der Figur der Bühnenkünstlerin folgt. Dazu gehören als Stereotypen: der mit einem Eheversprechen gekoppelte Verzicht auf die Bühnenkarriere und der bedingungslose Rückzug ins Private, dazu gehören auch die vor einem Happy End zu bestehenden Prüfungen u.a. ihres moralischsozialen Verhaltens (hier Henriettes Spende für eine bedürftige Familie) und ihrer sittlichen Integrität durch Außenstehende, hier der inkognito auftretende Schwiegervater in spe als vermeintlicher Bote eines fiktiven zu ihr in Liebe entbrannten Fürsten, dessen legale Gemahlin, „nur die Fürstin, die Mutter des Thronerben, aber nicht seine Gattin“ ist. Die Bestandteile der in Aussicht gestellten Liaison als Mätresse mit gesellschaftlicher Anerkennung, also obligater Erhebung in den erblichen Adelsstand, entsprechen genau der in Weimar bekannten privaten Karriere der Karoline Jagemann als Geliebte des Fürsten Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, die allerdings nicht auf die Bühne verzichtete. Vielleicht also kein Wunder, dass Goethe seinem Briefkonzept mit der Einschätzung des Romans doch wohl keinen Brief an seinen Fürsten folgen ließ. Es mag dies auch ein Indiz dafür sein, dass Goethe den Roman überhaupt nicht gelesen hat. Ein Brief wäre bei dem seiner Zeit gespannten Verhältnis des Theaterleiters Goethe zu Karoline Jagemann und damit zu seinem Fürsten auf amourösen Pfaden dann doch zu indiskret gewesen. Die Henriette des Romans besteht wie viele ihrer fiktiven literarischen Kolleginnen alle Charakterprüfungen, legitimiert sich also für ein nur privates gräfliches Glück als Gattin und Mutter in spe. Die reale Sontag hat übrigens, befördert zur Kammersängerin, später auf der Königlichen Oper in den dieser Bühne vorbehaltenen Partien gastiert. Realiter aber ist Henriette Sontags geheimgehaltene Verlobung mit dem englischen Grafen damals am Standesunterschied gescheitert. Anlässlich einer zweiten späteren gräflichen Romanze wurde sie prophylaktisch standesunterschiedsmildernd vom

preußischen König in den Adelstand erhoben, sie verzichtete dann in der Tat auf ihre „öffentliche“ Karriere. Da sie aber nach ihrem Engagement in der Königstadt Berlin in Paris ihre öffentliche Karriere zunächst fortsetzte, hätte interessiert, inwiefern der sentimentale Schluss für die französische Übersetzung des Romans verändert wurde. Spektakulär war ihr Pariser Engagement am Théâtre Italien auch insofern, weil sie dort konkurrierte, aber auch gemeinsam auftrat mit der nicht minder umjubelten Maria Malibran.

In seinem Nachwort verweist Z. zwar auf eine Reihe von literarischen Reaktionen auf die allort umjubelten Auftritte der Sontag. Bei der Fülle des Materials verständlich, fehlen aber Beispiele dafür, dass das epidemisch grassierende „Sontagsfieber“ auch von Literaten thematisiert werden konnte, die die Sängerin mit Sicherheit nicht selbst auf der Bühne erlebt haben. So figuriert sie in Grabbes Essay *Etwas über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe* als Beispiel dafür, dass eine „Mamsell Sonntag [!, M.P.] in den nachnapoleonischen Zeiten erzwungener politischer Windstille zum Idol eines Narren werden kann, „der sich leicht in Theaterprinzessinnen verliebt“; zu ihrem „Gegenstück“ wird „Signor Paganini“, der „seine Kunststücke auf der G Saite“ vollführt. Noch in der ersten Fassung von Grabbes *Aschenbrödel* von 1829 sagt in III,1 der Baron, dass „man auch bei einigen sonntäglichen Variationen und Koketterien bemerkt, die aber bald etwas a l l t ä g l i c h geworden“ sind. Sicher lassen sich noch andere Beispiele dafür finden, dass Sontag oder Paganini als symptomatisch genommen werden für einen jeden Kunst- und Sinnbezugs entleerten Kult um des Kultes (vor allem die Künstlerin als Objekt auch sexueller Begierde) willen. Eine Bemerkung noch am Rande zu den Auswirkungen des Weggangs der Sontag von der Königstadt. Der prognostisch gemeinte Vierzeiler Moritz Saphirs: „Du liehst ein Sontagskind, / Dich selber auszustechen, / Und forderst dich heraus, / Dir selbst den Hals zu brechen.“, bewahrheitete sich, aber auf unvermutete Weise. Das Theater machte bankrott. Aber nicht weil die Gage für die Sontag zu hoch gewesen wäre, sondern weil das Publikum ausblieb.

In den Rellstab gewidmeten Ausführungen des Nachworts erinnert Z. zwar daran, dass dessen literarisches oder musikdramatisches Schaffen wesentlich weit- und umfangreicher war als heute noch erinnerlich, aber darüber gerät ein wenig zu sehr ins Hintertreffen, dass die Bedeutung von R. nicht nur für die Zeitgenossen, sondern auch musikhistorisch darin bestand und besteht, dass er vor allem ein sehr einflussreicher Kritiker, besonders Musikkritiker war. In eben dieser Funktion tritt er denn auch schon in Grabbes Opernsatire *Der Cid* (entstanden 1835) auf, und zwar als vorschnell und falsch urteilender Kritiker. Diese Rolle als inkompetenter Kritiker mag aber

auch eine Retourkutsche dafür sein, dass 1829 im *Allgemeine[n] Oppositionsblatt* (*Berliner Staffette*), einer von R. mit redigierten Zeitschrift, ein gnadenloser Verriss von Grabbes *Don Juan und Faust* erschienen war. Im Rellstab gewidmeten Teil des Nachworts berichtet Z. auch von dessen Bemühungen um Meyerbeer, den neuen Generalmusikdirektor der Berliner, dem er sich als Librettist andiente. Dass sich Meyerbeer darauf einließ – Rellstab firmierte allerdings nur pro forma als Librettist und war eigentlich nur der Übersetzer des Librettos von Scribe –, lag vor allem daran, dass Meyerbeer es sich nicht mit dem bereits einflussreichen Kritiker R. verderben wollte. Zumal R. noch einmal zur satirisch-polemischen Feder gegriffen hatte und den schon seit Jahren umstrittenen Meyerbeer-Vorgänger Spontini, den langjährigen Generalmusikdirektor der königlichen Oper, angegriffen hatte. Der in Sachen Wertung sehr vorsichtige Z. thematisiert nicht, dass sich R. z.B. in Sachen Meyerbeer sehr opportunistisch verhalten hat. Hatte er den Komponisten vor dessen Berliner Engagement zunächst wegen seines Eklektizismus als „undeutsch“ (! M.P.) abgelehnt, lobte er ihn nun, auf die Förderung der eigenen Karriere durch Meyerbeer hoffend. Eine Rechnung, die nicht ganz aufging.

Die Lektüre von *Henriette, oder die schöne Sängerin* als Dokument des Vormärz lohnt sich, weil anhand dieser wenn auch zum Teil witzigen, aber literarischhistorisch vielleicht nicht wirklich erinnerenswürdigen Satire deutlich wird, aus welch abstrus albernen Gründen die Zensur und die Justiz glaubten, agieren zu müssen. Die reale Zensur entsprach eben den zuhauf karikierten Zensoren. Wobei auffallend ist, dass das bildliche Medium Karikatur scheint's weniger zensiert wurde. Auch in anderer Hinsicht ist der Fall des Satirikers Rellstab bemerkenswert: Geahndet wurde die Satire mit Festungshaft. (Wobei untersuchenswert nicht nur in diesem Fall ist, wie streng und hart oder auch recht komfortabel eigentlich im Einzelfall der Vollzug war.) Trotzdem: Während die unbotmäßige karikierende Darstellung eines akkreditierten englischen Diplomaten mit zwölf Wochen (Ehrenhändeln vorbehalten) Festungshaft bestraft wurde, schlug die polemisch-satirische Attacke auf den Generalmusikdirektor Spontini, obwohl vom König protegiert, nur mit sechs Wochen Festungshaft zu Buche. Ein gräflicher Diplomat wiegt eben schwerer als ein Musiker.

Maria Porrmann (Köln)

„Partei, Partei, wer sollte sie nicht nehmen...“: *Texte rheinischer und westfälischer Autoren in Vormärz und Revolution*. Hrsg. v. Bernd Füllner/Enno Stahl. Münster: Ardey, 2008.

Eine Anthologie von Vormärzgedichtung? Besteht denn ein Mangel an Reprints von entsprechenden Originalsammlungen oder an Neueditionen? Würde seit den späten sechziger und den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts nicht genug dafür getan? Kann Neues überhaupt noch geboten werden? Ja. Erstens stellt diese Anthologie vergessene Texte von vergessenen Autoren vor. Zweitens stellt sie relativ unbekanntere Arbeiten relativ berühmter Autoren vor. Und drittens ist neu an dieser Edition – und das scheint ihr Hauptverdienst – ihr lokaler Bezug. Hier werden gewissermaßen „mikrohistorisch“ Vormärzkonstellationen vorgestellt, und am Beispiel der Region Rheinland/Westfalen wird überzeugend demonstriert, wie überraschend dünn eigentlich die Personaldecke für das war, was mittlerweile summarisch als literarischer „Vormärz“ firmiert (und mithin auch manches liebgewonnene Epochenverständnis herausfordert). Fünf literarische Schauplätze werden in aufeinanderfolgenden Abschnitten der Anthologie vorgestellt, ein kurzes Nachwort erklärt und begründet die entsprechende Auswahl.

Schauplatz I: „Symbolische Kämpfe. Politik und Ästhetik“. Nicht wenig an Vormärzgedichtung, vor allem der Lyrik, wird heute mit Recht als Handwerkerlei bewertet, gut gemeint, aber nicht gut gemacht. Ein Set standardisierter Metaphern und Motive erzeugt stereotypenhaft Aufbruchsstimmung, und zwar auf Basis konkreter Inkongruenz. Die hier vorgestellten literarischen Texte und Essays werfen für uns Heutige die Frage auf: War das eine Folge der zahnlosen Nichtpolitisierung von Literatur oder umgekehrt ihrer gewollten bissigen Politisierung? Anhand der Freiligrath-Herwegh-Kontroverse (die hauptsächlich in Gedichten ausgetragen wurde) wird eine Debatte vorgestellt und werden Fragen aufgeworfen, die das entsprechende Konfliktfeld „Politik und Kunst“ umkreisen. Sollen Dichter Partei ergreifen dürfen oder müssen, und für wen und was eigentlich? Und, aus heutiger Perspektive: Wird Kunst nicht auch zu Politik, wenn es im künstlerischen Feld selbst zu Partei- und Fraktionsbildungen kommt? Gab es nicht auch innerhalb des Felds von Literatur Oppositionskämpfe, große und kleine Koalitionen, Koalitionsumbildungen und Koalitionsbrüche?

Schauplatz II: „Die soziale Lage“. Die Region, aus der die hier vorgestellten Texte stammen, ist die Region Deutschlands, in der sich Industrialisierungsprozesse am schnellsten und am nachhaltigsten Bahn brachen. Damit trat die „soziale Frage“ mit Macht auf die Agenda. Industrielle, die, durchaus

im Sinne von Aufklärungsideologien, den Fortschritt für sich gepachtet glaubten, sahen sich plötzlich in einen Zweifrontenkrieg gestellt. Denn die, deren Muskelkraft diesen „Fortschritt“ ermöglichte, die Frühproletarier und Proletarier, profitierten kaum davon. Mitunter spitzte sich ihre soziale Lage dramatisch zu. Einerseits gab es deshalb den Druck „von unten“, also Bittgesuche, Petitionen, Streiks, Maschinenstürmereien sowie den zähen Kampf am Werkstor um jede Minute des Zuspätkommens. Andererseits gab es neue Beschützer für diese Arbeiterschaft, nämlich alte Adlige und Konservative, die genau mit diesem Phänomen „Verarmung“ Politik gegen die sich machtvoll entfaltende Verbürgerlichung, gegen Fabrikwesen, Freihandel, Pressefreiheit und sich anbahnende politische Emanzipation betrieben. Und: Literaten und Intellektuelle, die teilweise ausdrücklich bekundeten, ihrem gelegentlichen literarischen Gegenstand – nämlich den leidenden Handwerkern und Protelariern – eher nicht in persona begegnen zu wollen und denen teilweise davor graute, ihm gar die Hand reichen zu müssen, entdeckten ebenfalls das soziale Elend als literarisches Sujet. Auch sie schalteten sich mitunter, um Anschlüsse an Meinungshoheiten nicht zu verlieren, in diese Gemengelage ein. Diese Auseinandersetzungen um soziales Elend, die sich Mitte der vierziger Jahre zuspitzten, dokumentiert die Anthologie mit Gedichten von Autoren, von denen Emilie Emma von Hallberg und Adolf Schults relativ unbekannt sein dürften.

Schauplatz III: „Zensur und Pressefreiheit“. Die sozialen und politischen Vormärz-Konflikte lassen sich entlang der drei sozialen Hauptgruppen (erstens meist noch landbesitzender Adel, zweitens bürgerliche Händler und produzierende Kapitalisten sowie drittens Proletariat bzw. Unterschichten) anschaulich nachzeichnen (die Bauern wären als sozialer Akteur noch hinzuzurechnen). Mit der Beschränkung allein auf diese Konfliktlinien wären aber weitere Kampffelder bzw. Teilkonflikte übergangen. So sind Kirchen und Militär als sozio-kulturelle Machtelemente nicht zu übersehen. Und darüber hinaus entstand machtvoll ein neuer, wenn auch nicht durch ökonomisches, sondern durch symbolisches Kapital legitimierter „Stand“: der des Intellektuellen. Aufgrund der zunehmenden ökonomischen und symbolischen Macht der Institution Presse (auch des Buchwesens) wurden Intellektuelle ein unübersichtbarer Machtfaktor. Aber wofür kämpften sie eigentlich? Waren sie Diener oder Handlanger bestimmter sozialer Bewegungen (so die eine mögliche Sichtweise)? Oder dienten sie *pro domo* ausschließlich sich selbst, ihrem eigenen Stand und ihrem eigenen Status (so die andere mögliche Sichtweise)? Zugang zu diesem Problembereich des Status' von „Intellektuellen im Vormärz“, der in der Forschung noch weitgehend unbearbeitet ist, läßt sich u.a. über

Zensur- und Pressefreiheitsdebatten gewinnen. Überschritten sich in den intellektuellen Kämpfen für Pressefreiheit und gegen Zensur möglicherweise diese beiden genannten Aspekte, d.h. der Kampf der Intellektuellen für gesamtgesellschaftliche Rechte und der Kampf für ihre eigenen Rechte? Und war ihr Kampf für gesamtgesellschaftliche Rechte nicht ein fingierter, war es nicht ein maskierter Kampf für Souveränität von Intellektuellen und für ihre sozio-kulturellen Machtansprüche? Auch in dieser Perspektive gewinnen die in die Anthologie aufgenommenen Texte von Heine, Weerth und Freiligrath neue Leuchtkraft und fordern zu neuen Interpretationen heraus.

Schauplatz IV: „Die Revolution. Davor und danach“. Befördert Literatur Revolution oder Revolution Literatur? Oder beides oder keins von beidem? Wie immer die Antworten ausfallen: Der Einfluß von Literatur auf die Revolution von 1848/49 wird in bestimmten Wissenschaftsdisziplinen grundsätzlich überschätzt. Diese grundsätzliche Überschätzung – die soziologisch dechiffrierbar ist, u.a. auch, wenn man die Mitglieder-, Beirats- und Vorstandsstrukturen der wissenschaftlichen Vereinigung, in deren Jahrbuch diese Besprechung erscheint, vor Augen hat – kann dazu führen, mögliche Ursachen, Triebkräfte und soziale Akteure der Revolutionen 1848/49 post festum unangemessen zu intellektualisieren. Die Revolution fand aber nicht im Saale statt. Handwerker, Proletarier und Kleinbürger erkämpften auf den Straßen Deutschlands den Sieg, neu gewählte Parlamente, aus dem Boden schießende „Vereine“ und die niedere Verwaltungsbürokratie versuchten, ihre Ergebnisse zu sichern, auch eine sehr übersichtliche Zahl von Schriftstellern verschrieb sich diesem Ziel. Diese Zahl schien im Frühjahr 1848 kurzzeitig hochgeschnellt zu sein. Aber für den weiteren Verlauf der Revolution galt dann wieder das, was bereits für die ganze Phase galt, die mitunter viel zu hypertrophierend als „Vormärz“ bezeichnet wird (nämlich dann, wenn aus „Vormärz-Autoren“ unter der Hand „Autoren im Vormärz“ werden): Die überwältigende Mehrzahl der literarischen Produktion war, wie u.a. Günter Häntzschels Analysen jüngst bekräftigt haben, biedermeierlich und trivial gestimmt. Revolutions-Dichtung blieb eine außergewöhnliche Ausnahme. Wie dünn diese vormärzliche literarische „Personaldecke“ tatsächlich war, belegt diese auf eine revolutionäre „Schlüsselregion“ konzentrierte Anthologie mit ihren nur sehr wenigen bekannten bzw. vergessenen Autoren auf schlagende Weise (und auch, welches literarische Niveau man teilweise in Rechnung zu stellen hat, wenn man – Müller von Königswinter – die Paradeihe von Weerth, Freiligrath, Herwegh und Heine verläßt).

Schauplatz V: Die Rolle der Frau. Angesichts dieser marginalen Position, die „Vormärz-Dichtung“ und „Revolutions-Dichtung“ in der Zeit von

1840-1850 einnahmen, ist das Verdienst dieser Edition um so höher anzusetzen. Sie ist verdienstvoll noch in einer weiteren Hinsicht: Sie stellt in ihrem letzten Abschnitt Prosatexte und Gedichte von Frauen vor, die explizit die Emanzipationsfrage behandeln (Mathilde Franziska Annenke, Emilie Emma von Hallberg). Wie wenig Frauen und die Gleichberechtigung von Frauen im Sozialdiskurs der damaligen Zeit angekommen waren, verdeutlicht der kurze Essay, der ans Ende dieses Abschnitts gestellt wurde: Weerths mehr als ambivalente „Proklamation an die Frauen“. Nach dem Scheitern der Revolution – es handelt sich um einen Text aus der Abschiednummer der „Neuen Rheinischen Zeitung“ – entdeckt der Autor ebenso plötzlich wie sarkastisch ein angeblich neues revolutionäres Subjekt: die „Frauen“ und die „Weiber“. Die enttäuschte Philippika über den Verlauf der Revolution mündet in eine verzweifelt-humorvolle literarische Grotteske, die jeden potentiellen Realitätsbezug demonstrativ kassiert: „Die Guillontine wird uns retten und die Leidenschaft der Weiber“.

Zusammengefaßt: Seit vielen Jahren liegt wieder eine Anthologie von Vormärz-Dichtung vor, und allein das ist ein großes Verdienst. Sie verdeutlicht am Beispiel einer revolutionären „Schlüsselregion“ Deutschlands den exzeptionellen Stellenwert dieser Dichtung, nämlich ihr relatives Alleinstellungsmerkmal, und sie trägt auf diese Weise zur Aufklärung von verklärenden und verschleiernenden Forschungsperspektiven bei.

Olaf Briese (Berlin)

Andreas Nolte: „Ich bin krank wie ein Hund, arbeite wie ein Pferd, und bin arm wie eine Kirchenmaus“. Heinrich Heines sprichwörtliche Sprache. Hildesheim u.a.: Olms, 2006.

Im ersten Satz seines Vorwortes charakterisiert Nolte selbst den Inhalt seiner Untersuchung: „Die vorliegende Studie ist zunächst eine Fleißarbeit. Es galt, im gesamten deutschsprachigen Werk Heinrich Heines alle Sprichwörter und Redensarten zu finden, sie in einem Register zusammenzufassen, und damit erstmalig als komplette Sammlung zur Verfügung zu stellen“ (S. 7). Dieses Ziel hat Nolte in einer bemerkenswerten Kärnerarbeit erreicht. Es war dafür nötig, über 5000 Seiten Text auszuwerten. Die 16 deutschsprachigen Bände der *Heinrich Heine Säkularausgabe* waren dabei nicht nur einmal durchzugehen, sondern mehrfach.

Das Ergebnis macht den zweiten, umfangreicheren Teil des Buches aus. Ein 237 Seiten starkes Register in alphabetischer Ordnung von ‚Aal‘ bis ‚Zwölf‘,

welches Sprichwörter und Redensarten Heines aus Lyrik und Prosa offenlegt und in den beiden Nachschlagewerken Karl F. W. Wanders *Deutsches Sprichwörter-Lexikon* und Lutz Röhrichs *Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten* nachweist. Die mühsame Arbeit der Auswertung steht – in Zahlen ausgedrückt – deutlich vor Augen; Noltes Ergebnis kann sich sehen lassen: Er hat ein Register mit 445 Sprichwörtern und 4424 belegten Redensarten (sowie rund 300 Belege ohne Nachweise in den oben genannten einschlägigen Lexika) angelegt. Dies ergibt einen Durchschnitt ‚von etwas mehr‘ als einem Beleg pro Seite in Heines *Gesamtwerk*! Auf der Grundlage dieser Fleißarbeit zieht Nolte das naheliegende, von ihm jedoch erstmals belegte Fazit: „Ein wesentlicher Teil von Heines so oft zitierter ‚Ironie‘, seines ‚Witzes‘ und der leichten und unterhaltsamen ‚Lesbarkeit‘ seiner Texte lassen sich nämlich ganz direkt auf die formelhafte Sprache zurückführen“ (S. 8).

Die besondere Leistung Noltes ist durchaus in diesem quantitativen Nachweis zu sehen. Bei Noltes Sprichwortregister handelt es sich meines Erachtens um die erste parömiologische Studie und Zusammenstellung zum Gesamtwerk eines Autors. Eine zentrale Ausdrucksform Heines rückt 150 Jahre nach seinem Tod als Materialschatz gesammelt vor Augen. Laut Nolte existieren zwar ‚zahllose‘ Untersuchungen zur Bildlichkeit von Heines Sprache; es lag bisher jedoch keine germanistische Arbeit über Sprichwörter und Redensarten als dominierendem Stilmittel von Heines populärer Schreibweise vor.

Den tatsächlichen ‚Wert‘ des Sprichwörter- und Redensartenregisters kann erst eine detaillierte Analyse erweisen, die bei Nolte lediglich in Ansätzen erfolgt. Nolte konzentriert sich auf die Sprichwörterermittlung und stellt die Folgerungen aus seinen Ergebnissen zurück (S. 7). Er neigt zu Verallgemeinerungen: „Heine hatte zu allem eine Meinung, oft sogar eine sehr starke, und nahm kein Blatt vor den Mund, wenn er sich zu den vielen verschiedenen Themen literarisch äußerte“ (S. 24f.), oder zu ungeschickten Zusammenfassungen: „Mit diesem Sprichwort ist wieder die Autorität der traditionellen Aussage heraufbeschworen und Heine weiß, das Campe ihn sofort verstehen wird, und zwar ohne langatmige Erklärungen“ (S. 67). Darüber hinaus leidet seine Darstellung unter häufigen Wiederholungen.

Den hohen ‚Wert‘ des Registers für die Germanistik und insbesondere für die Parömiologie zeigen jedoch bereits Noltes erste inhaltliche und formale Auswertungen. Heine verwendet Sprichwörter bevorzugt in seiner Korrespondenz. In seiner Prosa findet sich die formelhafte Sprache weitaus häufiger als in der Lyrik. Nolte zufolge hat Heine keine ‚Lieblingssprichwörter‘. Er benützt ein Sprichwort selten häufiger als einmal im *Gesamtwerk*. Nolte stellt

hingegen bei Redensarten öfters Wiederholungen fest. Rückschlüsse über die Gebräuchlichkeit formelhafter Sprache zur Zeit Heines zieht Nolte nicht.

Inhaltlich läßt sich eine Vorliebe Heines für Bibelverse, ‚Körperteile‘ und die ‚Tierwelt‘ ausmachen. In formaler Hinsicht sind seine Verkehungen von Sprichwörtern besonders interessant. Er nutzt geschickt die Autorität der formelhaften Sprache im ‚Volksmund‘, indem er sie am Ende seiner Aussagen pointiert einsetzt. Nolte nennt dieses stilistische Mittel ‚Anti-Spruchwort‘. In *Ideen. Das Buch Le Grand* steht ein Musterstück: „ein Kameel kommt eher in's Himmelreich, als daß dieser Mann durch ein Nadelöhr geht“ (Nolte, S. 27). Die Verkehrung des Bibelverses (Matthäus 19,24) ist zugleich ironischer Kommentar, humorvolle Schlußpointe und Zusammenfassung des voranstehenden Absatzes.

Nolte illustriert Heines sprachliche Virtuosität mit sorgfältig gewählten Zitaten, die dessen scharfsinniges Spiel mit der Autorität von Sprichwörtern und Redensarten vorführen. So heißt es im Aufsatz *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*: „Der Zwerg, der auf den Schultern des Riesen steht, kann freilich weiter schauen als dieser selbst, besonders wenn er eine Brille aufgesetzt; aber zu der erhöhten Anschauung fehlt das hohe Gefühl, das Riesenherz, das wir uns nicht aneignen können“ (Nolte, S. 47). Die aufgedeckte Schwäche des Sprichwortes unterstützt seinen Standpunkt in der Argumentation. Nolte zufolge nutzt Heine mehrere Strategien zur Kombination formelhafter Sprache. Er reiht Sprichwörter, er führt Redensarten aus demselben bildlichen Bereich zusammen, er spielt lediglich auf ein Sprichwort an, steigert oder überbietet Redensarten, um seine Aussagen zu bekräftigen. Darin liegt nach Nolte die besondere stilistische Leistung Heines. Dies wird auch im obigen Zitat ersichtlich; nebst Brille benötigt der Schauende auch ein ‚Riesenherz‘, sonst hilft die Weitsicht wenig.

Am Abschnitt *Aphorismus und Aphoristisches* (S. 102-109) läßt sich die fehlende Genauigkeit von Noltens Untersuchung kurz darstellen. Die Frage, was einen Aphorismus stilistisch ausmacht, beantwortet er für seine Argumentation unvollständig. Als wichtiges Merkmal nennt Nolte den „stark subjektive[n] Charakter der Aussage, durch die manchmal sehr polemisch ein bestimmter Zustand kommentiert werden soll“ (S. 102); daneben zählt er noch Kreativität, Kürze und Klugheit (S. 106) als besondere Eigenschaften von Aphorismen auf. Eine notwendige Ergänzung zu einer wirklichen Unterscheidung von Sprichwort und Aphorismus wäre etwa: Das Sprichwort ist eine ‚im Volksmund‘ zum (oft gereimten) Spruch geronnene Erfahrung. Der Aphorismus ist hingegen eine Sondergattung unter Gebildeten. Im Gegensatz zu den jedermann vertrauten Sprichwörtern zeichnet er

sich zusätzlich durch eine Antithese, einen frappierenden, überraschenden Gedanken aus.

Noltes Ergebnisse machen jedoch deutlich, daß Heine auch im Gebrauch formelhafter Wendungen ein Sprachliebhaber ist, Sammler und Virtuoso und nicht Phrasendrescher. Im eigenen finanziellen Interesse nutzt Heine Redensarten beispielsweise in Geschäftsbriefen, indem er die Empfänger humorvoll für sich einnimmt. Aus der Korrespondenz mit seinen Verlegern Julius Campe (30. März 1837) und Friedrich von Cotta (31. Oktober 1831) wählt Nolte sprechende Stellen: „Jedenfalls sei[e]n Sie überzeugt, daß Ihre Freundschaft mir lieb und theuer ist – aber nochmals gesagt, zu theuer darf sie nicht sein [...] Ich will gern bey Ihnen hoch angeschrieben seyn, aber nicht in Ihrem Schuldbuche, wenn auch der ganze deutsche Parnaß darinn paradirt“ (Nolte, S. 74). Angesichts einer beinahe ‚performativen Qualität‘ dieser Volksweisheiten in der humorvollen Wendung Heines dürfen wir auf weitere Untersuchungen Noltes zum Thema gespannt sein, wie sie der Autor ankündigt.

Guntram Zürn (Korntal)

Eckart Kleßmann: Universitätsmamsellen. Fünf aufgeklärte Frauen zwischen Rokoko, Revolution und Romantik. Frankfurt/M.: Eichborn 2008.

Eckart Kleßmann ist ein großer Kenner historischer Themen, was sein aktuelles Buch erneut zeigt. Anhand zahlreicher Zitate, Fakten und Anekdoten begegnet uns in den „Universitätsmamsellen“ der deutsche Kosmos des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, an einer Stadt – Göttingen – entlang erzählt und an den Lebensgeschichten von fünf Frauen, die in dieser Stadt geboren wurden und deren Biografien außergewöhnlich verliefen. Es handelt sich um Therese Huber, Caroline Schelling, Meta Liebeskind, Dorothea von Rodde (besser bekannt als Dorothea Schlözer) und Philippine Gatterer, deren Nachnamen oft wechselten, weil einige von ihnen mehrmals heirateten. Es ist sehr amüsant zu lesen, wie es in der Stadt Göttingen zugeht, als dort die Universität gegründet wurde, welche Professoren-Persönlichkeiten die gesellschaftliche Atmosphäre prägten, natürlich nebst Ehefrauen, Töchtern und Söhnen, welche Skandale Göttingen (und andere Städte) erschütterten und wie sich die beruflichen Karrieren in dieser Zeit entwickelten. Der Autor, 1998 mit dem renommierten Leon-Feuchtwanger-Preis der Berliner Akademie der Künste geehrt, versteht es, ein Panorama vor den Leserinnen und Lesern auszubreiten, dem es nicht an Farbigkeit fehlt. Auch wenn das

gesamte erste Kapitel nicht von den titelgebenden „Universitätsmamsellen“ handelt, sondern das universitäre Leben vorstellt, und viel Raum einigen männlichen Personen wie Gottfried August Bürger oder Georg Forster gegeben wird, stehen neben den kulturhistorischen Informationen die miteinander bekannten, aber nur teilweise befreundeten Frauen im Mittelpunkt. Ihre Lebensentwürfe zeichnen sich durch privat vermittelte Bildung aus, wobei Dorothea von Rodde bereits in jungen Jahren die Promotion in Göttingen ablegte, ohne jemals ein akademisches Studium absolviert zu haben, denn das war Männern vorbehalten.

Therese Huber und Caroline Schelling hat die Forschung bereits seit Längerem wiederentdeckt, die Erstgenannte vor allem als Schriftstellerin und Chefredakteurin des Cotta'schen Morgenblattes, die letztere als talentierte Briefschreiberin. Zu den drei anderen folgten erst in den letzten Jahren grundlegende Arbeiten. Meta Liebeskind zum Beispiel arbeitete rege als Übersetzerin, Philippine Gatterer, deren mittlere Jahre etwas ausgespart werden im Buch, veröffentlichte Gedichte. Nur die Doktorin stand nicht auf diese Weise im Austausch mit der Öffentlichkeit, sie führte ein oft beschwerliches Eheleben, jedoch mit einem Liebhaber an ihrer Seite.

Auch wenn sich so manches Urteil des Verfassers diskutieren ließe, wenn er zum Beispiel den Revolutionsroman ‚Die Familie Seldorf‘ von Therese Huber als „Trivialroman“ bezeichnet, ohne ihn im Kontext weiblicher Schreibtradition zu betrachten, und grundsätzlich die Bedingungen weiblichen Lebens in dieser Zeit etwas außer Acht lässt, liest sich der Band mit Gewinn. Denn aus den vielen, teilweise sehr amüsanten Briefzitatzen – vor allem Caroline Schlegel-Schellings Briefe sprühen vor Esprit – erfahren wir vieles über die Lebensumstände dieser zum Teil skandalumwitterten Frauen. Schließlich erlebten sie als Zeitzeuginnen die Auswirkungen der Französischen Revolution, die Belagerung von Mainz, die weiteren politischen Unruhen, die Kriege gegen Napoleon, Einquartierungen und oft finanzielle Not. Am Ende steht ein plastisches Bild der historischen Zeit, mit vielen Fakten und Informationen, kenntnisreich präsentiert. Dazu kommt die schöne Ausstattung des Buches.

Mechthilde Vahsen (Düsseldorf)

Claudia Hauser: Politiken des Wahnsinns. Weibliche Psychopathologie in Texten deutscher Autorinnen zwischen Spätaufklärung und Fin de siècle (= *Germanistische Texte und Studien*, Bd. 75), Hildesheim: Olms, 2007.

Mit dem explosionsartigen Aufschwung der Humanwissenschaften in der Spätaufklärung ging auch die Ausformung eines spezifisch weiblichen Typus von Wahnsinn einher, der nicht nur von männlicher Seite bedient, sondern auch von Frauen als besonderer Marker von Repression thematisiert wurde. Anhand von zehn Werken weiblicher Schriftsteller der Zeit zwischen 1780 und 1895 geht Claudia Hauser in ihrer Münchner Dissertation diesem Phänomen nach. Durch eine „konsequente Historisierung“ will sie „ein Schlaglicht auf die Geschichte weiblichen Wahnsinns als Topos beziehungsweise die Geschichte seiner ‚Topisierung‘ werfen“ (S. 11) und damit letztlich an einem spezifischen Angriffspunkt historisch-literarische Repräsentationen von Weiblichkeit selbst zu greifen bekommen.

Deutliche Hindernisse bereiten die „Paratexte“ der eigentlichen Untersuchung, vor allem die Einleitung. Die vielen offenen Verweise („hinzuweisen ist“, „verwiesen sei“ etc.), die eben nur verweisen und nicht referieren, geschweige denn aufarbeiten, sind symptomatisch für die Arbeit der Vf. mit der Forschungsliteratur. Foucaults einschlägiges Werk „Wahnsinn und Gesellschaft“ beispielsweise wird auf S. 31 erwähnt, aber jenseits von Allgemeinplätzen zum „methodischen Arsenal“ nicht weiter diskutiert, sodass Hauser innerhalb von nicht mehr als sieben Zeilen zum nächsten, auch nicht ausführlicher behandelten Titel springen kann. Ein solcher Forschungsüberblick entwickelt nur sehr geringen Mehrwert gegenüber einer reinen Bibliographie, der durch die sehr unspezifische Sprachwahl in den Kurzcharakteristiken der angesprochenen Studien (mit Worten wie „Forschungsfokus“, S. 46) durchaus nicht gemehrt wird. Noch problematischer wird dieser Umgang mit der Forschungsliteratur im Methodenkapitel, wo eher eine sehr allgemeine Selbstverortung aufgeworfen als ein tatsächlicher Arbeitsplan entwickelt wird. Dass die Vf. sich vom Foucaultschen Machtbegriff absetzt, ist schon der Gipfel des Expliziten – viel mehr, vor allem aber, konkrete Aussagen, in welcher Form die aufgezählten Inspirationsquellen (von der Diskursanalyse zur Historischen Anthropologie) umgesetzt worden sind bzw. werden sollen, vergönnt sie dem Leser nicht.

Gehaltvoller als dieser Parforceritt durch eine allzu rasch vorbeiziehende Forschungslandschaft sind die eigentlichen Einzelanalysen der Vf. Die angekündigte „konsequente Historisierung“ zwar gerät häufig etwas oberflächlich, dafür aber zeigt Hauser viel Sorgfalt und besonnene Interpretationen

bei den Lektüren ihrer Autorinnen. Für die Vormärz-Forschung werden vor allem ihre Ausführungen zu Louise Otto und Louise Aston interessant sein, die Hauser unter der Überschrift „Politische Funktionalisierung“ subsumiert.

Die schließlich aufgezeigte „zentrale Tendenz“, nämlich „der Wandel von der moralischen Befrachtung zur Politisierung des Wahnsinnstopos“ (S. 359), ist im Grunde wenig verwunderlich, wenn die Vf. schon bei der Entfaltung ihres Textkorpus eben diese „individuell verschieden[en] wie auch epochenabhängig[en]“ Einschlüge in den untersuchten Werken exemplarisch am Beispiel von Therese Huber und Hedwig Dohm bemerkt (S. 48). Insgesamt hält diese Studie nur sehr bedingt, was sie verspricht und selbst fordert. Die betonte Historisierung der untersuchten Werke findet nur in Ansätzen, häufig andeutungsweise statt und bleibt damit zu oft an der Oberfläche. Das wird befördert durch die Neigung der Vf., sich in moderne Metaphern des Wissenschaftsjargons zu flüchten, die unnötige Längen erzeugen und greifbare Ergebnisse eher verschleiern. Das ist schade. Denn die Qualitäten, die Hauser entwickelt, wenn sie analysiert, verschenkt sie häufig dort, wo sie synthetisiert und größere Linien aufzudecken versucht.

Hiram Kümper (Vechta)

III. Mitteilungen

Personalia

Ausgeschiedene Mitglieder (zum 31.12.2008)

Dr. Manfred Hahn (Worpswede)

Neue Mitglieder (seit 1.1.2008)

Corrado Bertani (Turin/Italien)

Eike-Heinrich Duhme (Berlin)

Anne Durand (Münster / Paris)

Prof. Dr. Günter Häntzschel (München)

Ellen Kölzer (Herne)

Die ordentliche Mitgliederversammlung wählte am 31. Januar 2009 in Bielefeld in Vorstand und Wissenschaftlichen Beirat

Vorstand

Dr. Michael Vogt, Am Großen Holz 22, 32107 Bad Salzuffen

1. Vorsitzender

Dr. Fritz Wahrenburg, Gartenstadt 4, 33104 Paderborn

2. Vorsitzender

Dr. Detlev Kopp, Melanchthonstr. 57, 33615 Bielefeld

Geschäftsführer

Dr. Renate Werner, Ferdinandstr. 10, 48147 Münster

Schriftführerin

Dr. Bernd Füllner, Urdenbacher Dorfstr. 30, 40593 Düsseldorf

Schatzmeister

Wissenschaftlicher Beirat

PD Dr. Olaf Briese (Berlin)

Erika Brokmann (Detmold)

Birgit Bublies-Godau (Dortmund/Bochum)

Dr. Claude Conter (München)

Prof. Dr. Norbert Otto Eke (Paderborn)

Prof. Dr. Jürgen Fohrmann (Bonn)

Dr. Gustav Frank (Nottingham)

Prof. Dr. Martin Friedrich (Wien)

Prof. Dr. Rainer Kolk (Bonn)

Dr. Hans-Martin Kruckis (Bielefeld)

Christian Liedtke (Düsseldorf)

Prof. Dr. Harro Müller (New York)

Dr. Maria Porrmann (Köln)

Prof. Dr. Rainer Rosenberg (Berlin)

Prof. Dr. Peter Stein (Lüneburg)

Prof. Dr. Florian Vaßen (Hannover)

Bericht des 1. Vorsitzenden 2007/2008

Mein Bericht setzt mit der Mitgliederversammlung vom 13. Januar 2007 ein, umfaßt also einen Zeitraum von recht genau zwei Jahren.

1.

Das Jahrbuch 2007 mit dem Schwerpunktthema „Übersetzen im Vormärz“, das Bernd Kortländer und Hans Siepe betreuten, erschien Anfang 2008. Vorangegangen war eine kleine Tagung in Düsseldorf, die der historischen Dimension der Kulturtechnik des Übersetzens gewidmet war. Nicht ohne Grund stehen Übersetzungen aus dem Französischen ins Deutsche im Zentrum der Untersuchungen: Paris ist Heine zufolge die Hauptstadt „der ganzen zivilisierten Welt“. Das Spektrum der im Vormärz ins Deutsche übersetzten Texte reicht von namenlosen Lustspielen bis hin zu den Werken Racines; in den Blick genommen werden prominente Übersetzer wie Börne und Büchner, aber auch publikumswirksame Erfolgsromane wie die von Dumas père und Eugène Sue.

2.

Der Tagungsband *Georg Weerth und die Satire im Vormärz*, Band XIII der Vormärz-Studien, erschien, so ist in der Titelei vermerkt, am 17. Mai 2007, dem Geburtstag unseres Ehrenmitglieds Erika Brokmann. Zu diesem Band gibt es immerhin schon eine Rezension:

„[...] Wie man es von den Veröffentlichungen der akademischen Weerth-Forschung gewohnt ist, finden sich auch in diesem Band interessante neue Aspekte und Zusammenhänge beleuchtet. [...]“

Philipp Lenhard in „prodomo. zeitschrift in eigener sache“ (8/März 2008)

3.

Vom 10. bis zum 13. Mai 2007 fand in der Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel eine Tagung zum Thema ‚Vormärz und Aufklärung‘ statt. Sie wurde seitens des FVF von Norbert Eke und Florian Vaßen geleitet; Wolfgang Bunzel vertrat die Bettina-von-Arnim-Gesellschaft. Gefördert wurde die Tagung von der DFG. Die Referate waren – wie auch die Diskussion – auf sehr hohem wissenschaftlichen Niveau angesiedelt; es ergaben sich stellenweise durchaus kontroverse Positionen, nachzulesen sind sie auf 390 Seiten in Band XIV der ‚Vormärz-Studien‘, der im Mai 2008 unter dem Titel *Der nahe Spiegel* erschienen ist.

4.

Im Juni 2007 galt es, das Hambacher Fest von 1832 zu feiern, denn dieses herausragende Ereignis in der Geschichte der demokratischen Bewegung in Deutschland jährte sich zum 175. Mal. Zusammen mit der Ernst-Bloch-Gesellschaft und der Hambach-Gesellschaft bereitete das FVF aus diesem Anlaß eine kleine Tagung vor, die dieses Ereignis in europäischer Perspektive erhellen sollte. Unser Beiratsmitglied Claude Conter, erschien als Vortragender deshalb prädestiniert, weil seine umfangreiche Dissertation „[d]ie Geschichte der Inszenierungen und Visionen Europas in Literatur, Geschichte und Politik“ (so der Untertitel) in den Blick genommen hatte. Sein Referat trug den Titel „Ein Hoch auf das conföderierte Europa!“ Das Hambacher Fest im Kontext vormärzlicher Europa-Ideen, oder: Zur Politik der Europa-Rhetorik‘.

Soviel zu dem, was zustande gekommen ist. Leider gibt es auch Anstrengungen, die sich am Ende als vergeblich erweisen.

5.

Schon sehr langfristig hatten Vorstand und Beirat den Plan gefaßt, das Glaßbrenner-Jahr 2010 durch ein Kolloquium in Berlin zu markieren. Als Olaf Briese, erst kurze Zeit zuvor in den Beirat gewählt, einen entsprechenden Vorschlag machte, wurde dies dankbar aufgegriffen und vereinbart, daß Fritz Wahrenburg, in dessen Biographie Berlin und damit: Glaßbrenner eine gewisse Bedeutung hat, quasi als ‚Brückenkopf‘ zum Vorstand fungieren und mit der an Ort und Stelle agierenden Gruppe Olaf Briese, Roland Berbig und Wolfgang Rasch Verbindung halten sollte. So der aussichtsreiche Stand im Oktober 2007. Ein unglückliches Mißverständnis führte jedoch Mitte Februar 2008 dazu, daß die Achse Berlin/Ostwestfalen sich als nicht stabil erwies. Das Bedauerliche dabei ist, daß man beiden Seiten besten Willen ebenso unterstellen darf wie den Wunsch, in Harmonie und – in diesem Fall – in langjähriger Freundschaft miteinander zu kommunizieren. Wenn auch das beabsichtigte Kolloquium nicht wird stattfinden können, ist doch zu hoffen, daß das freundschaftliche persönliche Verhältnis auf Dauer nicht gelitten hat.

6.

Zu den angenehmen Pflichten des Vorsitzenden gehört seit vielen Jahren der Besuch der Jahrestagung der ALG im September. Im Herbst 2007 traf man sich unter dem Titel ‚Sprach-Macht. Über Literatur und Politik‘ bei

der Grabbe-Gesellschaft in Detmold; die Mitgliederversammlung verlief in allseitig gutem Einvernehmen. Allerdings ergaben sich in der Folgezeit Spannungen im Vorstand der ALG, bei denen doppelt überwiesene Reisekosten in Höhe von € 57,50 wohl eher den Auslöser als den wahren Grund für die Beziehung von Juristen und eine Außerordentliche Mitgliederversammlung in Frankfurt im April 2008 abgab. Die Ordentliche Mitgliederversammlung 2008 in Nürnberg stand daher unter keinem guten Stern; durch besonnene Vermittlung konnte aber eine relative Annäherung zwischen den Parteien erzielt werden. Der in Nürnberg gewählte Vorstand arbeitet neuesten Informationen zufolge wieder sachbezogen.

7.

Zurück zu unseren eigenen Belangen. Das Langzeit-Projekt Online-Lexikon weist immer noch nicht mehr als elf Einträge auf, und es ist die Frage zu stellen, ob sich nicht unser Informationsangebot weitgehend erübrigt, denn die meisten Internet-Nutzer werden aller Vermutung nach ohne Umweg über die Seite des FVF direkt bei Google suchen. Das Projekt hat im Vorfeld viel Aufwand und Recherche erfordert, und es fällt mir schwer, mich womöglich davon zu verabschieden. Von Vorteil ist lediglich, daß es das Forum kein Geld gekostet hat.

8.

Damit sind wir beim nächsten Problem: unserer kleinen Studien-Tagung. Die Praxis der Heine-Gesellschaft hat uns seinerzeit zu diesem Veranstaltungstyp angeregt, und zweimal fuhren die eingeladenen jungen Referenten, die ja zumeist an Dissertationen und damit relativ isoliert arbeiten, zufrieden nach Hause, weil ihnen diese Möglichkeit, ihr Projekt vorzustellen, Anregungen und Kontakte verschafft hatte. Wir mußten unser Angebot zweimal verschieben, weil die nötigen Mittel für Anreise und Unterkunft der Referenten nicht vorhanden waren.

9.

Vorstand und Beirat hatten während ihrer Sitzung im Februar 2008 beschlossen, die Internet-Präsenz des FVF dadurch zu verbessern, daß man unsere Website mit denen thematisch ‚benachbarter‘ Gesellschaften verlinkt. Entsprechende Anfragen sind verschickt; die Varnhagen-Gesellschaft antwortete postwendend, daß von dort bereits ein Link zur Site des FVF bestehe. Die Heinrich-Albert-Oppermann-Gesellschaft begrüßt unsere Initiative und will das Link bei der nächsten Aktualisierung legen. Die Antworten der

anderen angefragten Gesellschaften stehen noch aus. Es handelt sich um die Bettina von Arnim, Büchner, Hebbel, Hoffmann von Fallersleben, Immermann, Malwida von Meysenbug, Nestroy und Fritz Reuter betreffenden Gesellschaften sowie das Karl-Marx-Haus in Trier und das Freie Deutsche Hochstift.

Aufruf zur Mitarbeit

Karriere eines Lyrikers: Ferdinand Freiligrath

Tagung des Forum Vormärz Forschung (Bielefeld), der Grabbe-Gesellschaft (Detmold) und der Lippischen Landesbibliothek (Detmold), im September 2010

Der junge Ferdinand Freiligrath gilt, nachdem er sich mit seiner exotischen ‚Löwenpoesie‘ in die Literatur eingeführt hatte, als der ‚Trompeter der Revolution‘ von 1848. Nach der Reichsgründung 1871 wird er als eine Art Nationalheld verehrt, der mit seiner Literatur den Weg zu diesem Deutschen Reich zu einem Gutteil geebnet habe. Die Freiligrath-Dotation, zu der Emil Rittershaus 1867 in der ‚Gartenlaube‘ aufruft, Triumphzüge in Köln, Soest, Bielefeld und Detmold, Ehrungen und etliche aufwendige Werkausgaben sind die Folge. Freiligrath zählt im Kaiserreich zu den populärsten Autoren der deutschen Literaturgeschichte. Die Nazis können ihn – im Unterschied etwa zu den Dramatikern Kleist und Grabbe – nicht in ihr ideologisches Konzept integrieren; sein Werk gerät zunehmend in Vergessenheit, abgesehen von einigen der ganz frühen Gedichte. In Westdeutschland gab es nach 1945 keinen Anlaß, sich mit diesem Autor wieder zu beschäftigen; in der DDR, wo die demokratische Tradition Deutschlands graduell bewußter gepflegt wurde, mag sich dies etwas anders verhalten, zumal Freiligraths enger Kontakt mit Marx und Engels während seiner Mitarbeit an der *Neuen Rheinischen Zeitung* und im Londoner Exil ihn ideologisch exponierte. Tatsache ist, daß Freiligraths Ruhm heute verblaßt ist und sich selbst in Conradys Lyrikanthologie und in Lesebüchern nur noch wenige seiner Texte finden. Im Schulunterricht taucht der Name allenfalls in Unterrichtsreihen zur politischen Lyrik auf.

Die Tagung soll zum einen der Frage nachgehen, welche Eigenschaften der Texte Freiligraths, aber auch welche äußeren Umstände und Einflußgrößen zum kometenhaften Aufstieg dieses Autors (sowie zum Verblässen seines Ruhms) führen.

Die Vorträge sollen i.d.R. ca. 20-25 Min. dauern, anschließend steht etwa dieselbe Zeit für die Diskussion zur Verfügung. Aber auch Miscellen (etwa 10 Min. Vortrag) sind willkommen.

Themenvorschläge mit Exposé senden Sie bitte bis zum 30. September 2009 an das Forum Vormärz Forschung e.V., Oberntorwall 21, 33602 Bielefeld oder an info@vormaerz.de.

Karl Gutzkow
Briefe und Skizzen aus Berlin (1832-1834)

Herausgegeben, kommentiert
und mit einem Nachwort von Wolfgang Rasch



AISTHESIS Archiv 10

Karl Gutzkow
Briefe und Skizzen aus Berlin
(1832-1834)

Herausgegeben, kommentiert und mit
einem Nachwort von Wolfgang Rasch

AISTHESIS Archiv 10
Vormärz-Studien Bd. XVI

2008, ISBN 978-3-89528-672-8
210 Seiten, kart. EUR 24,50

Zu den frühesten, bislang unbekanntten Arbeiten Karl Gutzkows gehören Stadtskizzen und Korrespondenz-Nachrichten, die er zwischen 1832 und 1834 aus Berlin für die Stuttgarter „Deutsche allgemeine Zeitung“ und das „Morgenblatt für gebildete Stände“ schrieb. Als einziger Berliner unter den namhaften Vertretern des Jungen Deutschlands besaß Gutzkow ein feines Gespür für alle Veränderungen in der noch provinziell wirkenden Stadt, für den beginnenden Wandel der Alltagskultur ebenso wie für die wachsende oppositionelle Stimmung und zunehmende Politisierung der Berliner. Persönliches Erleben und politisch-kulturgeschichtliche Reflexionen verbinden sich in diesen publizistischen Arbeiten mit einer genauen Schilderung topographischer Details und gesellschaftlicher Milieus zu eindrucksvollen Bildern großstädtischen Lebens. Damit bietet die vorliegende Sammlung literatur- und kulturhistorisch aufschlußreiche Dokumente zum Berlin-Bild der Jungdeutschen und zur bislang wenig beachteten Frühgeschichte des Berliner Vormärz.

Wolfgang Rasch studierte Germanistik, Philosophie und Geschichte in München und Berlin, 1996 Promotion. Lebt und arbeitet in Berlin.



Georg Weerth

„Nur unsereiner wandert
mager durch sein Jahrhundert“

Ein Georg-Weerth-Lesebuch
Herausgegeben von Michael Vogt

2., bearbeitete Auflage
2008, ISBN 978-3-89528-666-7
206 Seiten, kart. EUR 12,80

»... ich schrieb mehr Verse als Calderon und verdarb mehr gutes, geduldiges Papier, als ich vielleicht vom zwanzigsten bis zum achtzigsten Jahr zu Fidibus verbrauchen werde, mehr Papier, als alle alten Jungfern seit Erfindung des Papyrus in ihre spärlichen Haare gewickelt haben.«

Das hier in einer 2., verbesserten Auflage vorgelegte Georg-Weerth-Lesebuch bietet eine repräsentative Auswahl von Gedichten, Feuilletons und Briefen des Satirikers Georg Weerth. Sein scharfzüngiger Spott, in geschliffenen Formulierungen vorgetragen, garantiert noch heute reines Lesevergnügen; die Schilderungen des Weltreisenden Weerth faszinieren immer noch – nach mehr als 150 Jahren.

Das Lesebuch eröffnet die Möglichkeit, Georg Weerth neu zu entdecken. Die Lektüre erweist, daß die Tradition des befreienden Lachens in der deutschen Literatur doch nicht ganz so schmal ist, wie Skeptiker meinen.

Michael Vogt, Dr. phil., Jahrgang 1952, studierte Germanistik, Romanistik und Geschichtswissenschaft in Münster und Bielefeld. Buchveröffentlichungen zu Christian Dietrich Grabbe, Georg Weerth, Wilhelm Busch und Ernst Jandl.